

LM 904

Leben des heiligen

Peter Mourier.

?

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
540 EAST 57TH STREET
CHICAGO, ILL. 60637

Leben

des heiligen

Peter Fourier,

Pfarrers von Mattaincourt,

Stifters der Kongregation
M. L. Frau (Notre Dame),

Reformators
der Augustiner-Chorherren.

MISSIECOLLEGE
zweite Auflage
SINT WILLEBRORD
KATWIJK A. D. RIJN
POSTREK. 147709 - TEL. 181
Edmund Kreusch.

Mit geistlicher Genehmigung.

1899.

Druck und Verlag der Missionsdruckerei.
Steyl, postl. Galdenkirchen (Rheinl.).

Imprimatur.

Ruraemundae, 29. Januarii 1895.

P. Mannens, S. Theol. Doct.

et Prof., Libr. Cens.

Reimprimatur,

Baarlo, die 22. m. Aprilis 1899.

Dr. J. H. Geenen. Libr. Cens.

Vorrede.

Die gute Aufnahme, welche das vorliegende Büchlein gefunden hat, ermöglicht eine zweite Auflage. Titel und Form erleiden eine günstige Änderung, ersterer durch die inzwischen erfolgte Heiligspredung, letztere durch Gebrauch der neuesten Rechtschreibung. Dem Kritiker aus Aachen (6. Nov. 1895) für seine offenherzigen, von mir wohl bezogenen und befolgten Rathschläge meinen besten Dank. Von der zweiten Auflage wird hoffentlich deshalb noch mehr wie von der ersten gelten, was die Laacher Stimmen schreiben: „Das ist einmal ein vortrefflich geschriebenes Heiligenleben, das man mit Freuden willkommen heißen und Laien wie Priestern, Ordens- wie Weltleuten zur frommen Lesung empfehlen kann.“

Einem berechtigten Wunsche entgegenkommend verweise ich bezüglich der benutzten Hülfsmittel auf die zumeist französischen Werke:

Barthélemy de Beauregard : Histoire du B. Pierre Fourier. Bar- le Duc Contant-Laguerre et Co. Im. Ed. 1864.

Chapia: Histoire du B. Pierre Fourier. Paris 1850.

Maurice Baillard: Le Bon Père de Mattaincourt.
Paris 1834.

M. de Besancenet: Pierre Fourier et la Lorraine.
Paris 1864.

Rogé: Histoire du B. Pierre Fourier. Verdun.
Quai de la République. 12. et 14. Ed. Charles-
Laurent. 1887.

Etzinger: Peter Fourier. Sulzbach. 1839.

Dr. Lager: Der selige Peter Fourier. Regens-
burg. G. J. Manz. 1884.

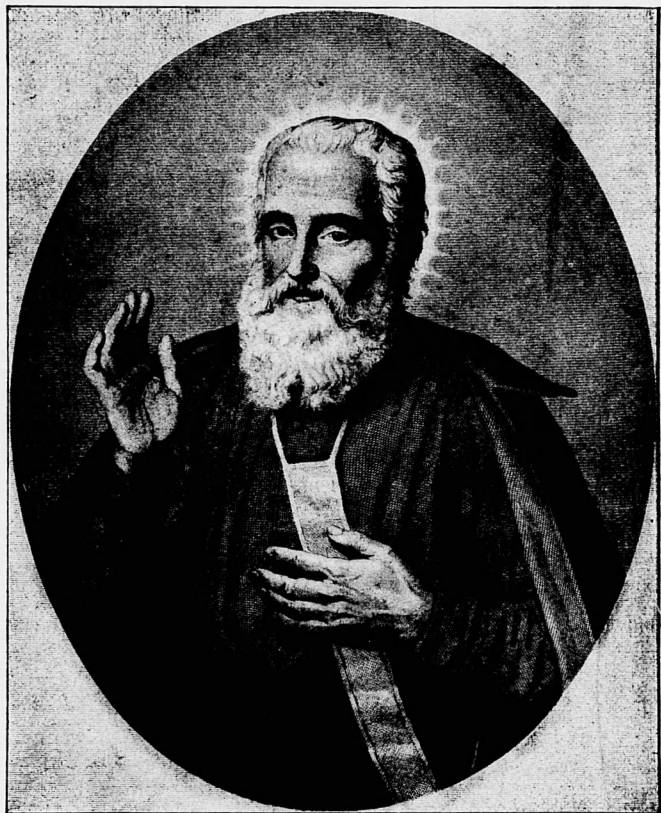
Möge das Leben des heiligen Peter Fourier in
erhöhtem Maße auch ferner religiöse Erbauung und För-
derung bewirken. Um ein Memento im Gebete der Leser
bittet

der Verfasser.

Erster Teil.

Jugendleben des hl. Peter Fourier.





Der hl. Peter Fourier.



Erster Teil.

Jugendleben.

1. Heimat, Eltern, Geburt, Taufe.



Lothringen ist das Heimatland des heiligen Fourier; zu Mirecourt, einem Bezirksstädtchen in den Vogesen, ward er am 30. November 1565 geboren. Der Ort wurde wegen des Handels seiner Bewohner nach Spanien, Italien und Deutschland zu den reichsten des Landes gezählt. Dominikus Fourier, der Vater unseres Heiligen, betrieb ebenfalls einen kleinen Handel. Gebürtig war er aus Xaronval, woselbst er mit seinem Bruder Anton die Landwirtschaft betrieben hatte; erst infolge seiner Heirat mit Anna Racquart ließ er sich zu Mirecourt, der Heimat seiner Gattin, als Geschäftsmann nieder, gelangte durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem gewissen Wohlstande und ward einer der geachteten Bürger des Städtchens.

Fleiß und Sparsamkeit waren es jedoch nicht allein, welche sein Hauswesen emporgebracht hatten. Vom Lande her hatte er eine sichere Grundlage der Religion und eine fernige Frömmigkeit mitgebracht. Bei reisendem Alter drückten Ernst und Milde, harmonisch vereint, seinem Wandel

und Handel ein charakteristisches Gepräge auf. Die Folge davon war das allgemeine Vertrauen der Mitbürger auf seine Rechtschaffenheit.

Zur Seite stand ihm eine Gattin aus achtbarer Familie des Städtchens. Gegenseitige Neigung hatte das christlich-fromme, wohlerzogene Mädchen aus der Stadt und den ehrlichen, arbeitssamen Mann vom Lande zusammengeführt. Festgegründet in der Religion, in Glaube und Liebe, zogen sie hoffnungsfroh in das kleine Haus Nr. 1 der Straße, welche jetzt „Rue Pierre Fourier“ genannt wird. Mit ihnen zog der Segen Gottes ein. Die Wohnung war einfach und beschränkt; das notwendige Hausgeräte und etliche fromme Bilder machten Ausstattung und Schmuck aus. Jedoch walteten Glück und Frieden im engen Raume; denn wo Gottes Segen weilt, da fehlt nicht Gedeihen und Frucht.

Ein alter Spruchvers, den man wohl noch in christlichen Familien als Erbstück hinter Glas und Rahmen findet, sagt so schön:

Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen,
Wo Segen, da Gott,
Wo Gott, keine Not.

Solch ein Spruch an der Wand ist oft wie eine Schrift von Gottes Hand und wirkt weit mehr Gutes als ein prunkvolles Gemälde. Schon die Kinder lernen daran. Neugierig klettert das Älteste auf einen Stuhl und buchstabiert, bis die Goldlettern enträtselt sind. Die Mutter wird um Hilfe angegangen und so wiederholt an die beherzigenswerte Wahrheit dieser Worte erinnert. Bewahrt aber die Mutter des Hauses Glaube, Liebe und Frieden im Herzen, dann nimmt die ganze Familie teil daran. Ihr Herz ist wie ein Born des Segens, ihr ruhiges Walten und friedliches Schaffen macht die Familienstube wie zu einem Heiligtume. In diesem kleinen Paradiese gedeihen dann aber auch erst die kostbarsten Unterpfänder des göttlichen Segens: wohlgeratene Kinder.

Glücklich der Familienvater, welcher in dieser Weise die Worte der hl. Schrift an sich in Erfüllung gehen sieht, mit denen der hebräische Priesterchor beim alttestamentlichen Opfer den Lohn des gottesfürchtigen Hausvaters preist (Psalm 127): „Die Arbeit deiner Hände wirst du genießen; glücklich bist du, und wohl wird dir sein. Dein Weib wird sein wie ein reicher Weinstock an deines Hauses Wänden; deine Kinder werden prangen wie junge Olbäume um deinen Tisch.“

Dominikus Fourier konnte diesen Segen des Herrn reichlich erfahren. Er durfte die Arbeit seiner Hände genießen; denn sein bescheidener Haushalt mehrte sich und er selbst ward zuletzt sogar in den Adelsstand erhoben. Sein Weib war eine musterhafte Gattin, die dem Hauswesen mit seltener Treue vorstand und ihre Kinder zu Heiligen heranzog. Diese, vier an der Zahl, machten im späteren Leben dem guten Rufe ihrer Eltern alle Ehre. Drei Knaben erhielten in der hl. Taufe die Namen jener Apostel, welche der Heiland stets bevorzugte: Petrus, Johannes und Jakobus. Ein Kind starb gleich nach der Geburt; die einzige Tochter ward auf den Namen Maria getauft. Peter war der Erstgeborne und das leuchtende Vorbild aller. Jakob, der Zweitälteste, hatte am meisten von dem ernststen Wesen des Vaters geerbt und lebte, wie dieser, allgemein geachtet in seiner Heimat. Johannes verheiratete sich auswärts und brachte seine Familie zu Ansehen. Sein Geschlecht hat sich bis auf unsere Tage in Lothringen erhalten. Maria ward ebenfalls glücklich verheiratet; ihr Sohn ward der Liebling seines geistlichen Oheims.

Wohl nicht ohne Grund hat Dominikus Fourier seinen Knaben die Namen der Lieblingsjünger Jesu gegeben. Zwischen Täufling und Namenspatron besteht gleichsam eine geistige Verwandtschaft. Von des Himmels Höhen sieht der Heilige mit liebender Sorge auf den neuen Erdenpilger nieder, der auf Erden seinen Namen tragen und fortpflanzen soll. Er weiß, wie wundervoll und kostbar eine Seele ist, welche vertrauensvoll seinem Schutze unterstellt

worden. Vom Hauche Gottes erweckt, steigt sie aus dem heiligen Bade hervor, rein und zart wie ein taufrisches Maienglöckchen am ersten Frühlingsmorgen. Ihr sucht der Heilige sein verklärtes Bild aufzudrücken, fern von ihr die Schlange der Verführung, den Gifthauch der Sünde, das verzehrende Feuer der Leidenschaft zu halten. Mit aller Sorgfalt wacht er über die keimende Menschenknospe, auf daß sie erblühe, auf daß mit wachsendem Alter auch der Glanz ihrer unbefleckten Reinheit wachse; daß derselbe aus ihr herausstrahle und sie schöner mache als Edelgestein und alle Herrlichkeit der Erde; daß endlich ihre Blüte sich entfalte und „gesättigt vom Marke der Erde und vom Taue des Himmels“ reife im Sonnenstrahl der ewigen Liebe als Frucht für den Himmel.

2. Prophetischer Schimmer.

Nichts ist einförmiger im Leben des Menschen als das gedanken- und thatenlose Dasein in den Windeln. Der Säugling liegt hilflos in der Wiege wie ein nacktes Vöglein im Nest; der weinende Ruf um Befriedigung weniger Bedürfnisse ist fast seine einzige Lebensäußerung. Nur wenige Menschen hat es gegeben, deren kindliche Äußerungen die Hoheit und schlummernde Kraft der innewohnenden Seele ahnen ließen. Die heidnische Sage weiß von Helden zu erzählen, die in den Windeln schon Ungeheuer würgten; das Christentum kennt Heilige, deren Wiege schon ein Strahl zukünftiger Heiligkeit umleuchtete. Bereits im alten Bunde waren der Prophet Jeremias und Johannes der Täufer wunderbar geheiligte Kinder, ehe noch ihre Augen das Licht der Welt erblickten. Wie die Morgenröte des neuen Bundes prangt Maria, die allerjüngste Jungfrau, bereits in der Empfängnis in ihrer unbefleckten Reinheit; und Jesus, ihr gottmenschlicher Sohn, glänzt als die vollendete Sonne der Gerechtigkeit. Und gehen wir durch die langen Zeiträume, in denen die göttliche Gnade aus dem Schoße der Kirche ihre Heiligen ge-

boren hat, so finden wir noch manchen leuchtenden Stern der Heiligkeit, der seinen Schimmer schon in den Wiegentagen und beim kindlichen Spiele durchstrahlen läßt.

So geschah es nun auch, daß in der Familie Fourier Vater und Mutter bald merkten, daß sich ihr Erstgeborener als ein bevorzugtes Kind der Gnade zeige. Es schien, als ob demselben das Gefühl der Schamhaftigkeit, dieser kostbaren Blüte der Reinheit, in den ersten Monaten seines Lebens schon zum Bewußtsein gekommen sei. Während der Kleine sonst still und ruhig dalag, begann er gleich so laut als möglich zu schreien und zu weinen, wenn man ihn beim Wechseln der Windeln einen Augenblick unbedeckt ließ. Nicht eher verstummten seine wortlosen Klagen — und diese Bemerkung ward oft gemacht — bis man seine Blöße wieder bedeckte.

Das Gebahren des Kindes ward zuletzt den Eltern auffällig; bei zunehmenden Jahren ward es ihnen aber erklärlich, als die durch dasselbe angedeutete Tugend in hervorragender Weise den Wandel des Knaben bestimmte. Es braucht wohl sonst eine Mutter nicht leicht zu fürchten, das Sittlichkeits- und Schicklichkeitsgefühl eines Wiegenkindes zu verletzen; aber sie hat auch Pflichten gegen andere zu erfüllen, und da ist manche Mutter oft sehr rücksichtslos gegen anwesende ältere Kinder. Die christliche Schamhaftigkeit ist eine so schöne Blüte am Baume der christlichen Tugend, daß jenes Haus glücklich zu preisen ist, in dem sie auf das sorgfältigste gepflegt wird; sie kann manches vermeiden, was viele für unvermeidlich halten. Was Gott der Herr darüber denkt, hat Er hier durch eine Art Wunder gezeigt, und man könnte aus dem Leben anderer Heiligen, z. B. der hl. Angela, des hl. Joseph Calasantius, des Stifters der Piaristen, noch viele ähnliche Züge anführen und selbst solche, die einem völligen Wunder gleichkommen. Wer will es übrigens auch Gott dem Herrn verwehren, sich seine Heiligen in ganz besonderer Weise heranzubilden.

So wollte Er es mit unserm Heiligen, und deswegen theilte Er ihm diese Empfindsamkeit mit. Immer

deutlicher zeigte sich dann auch, daß der heranwachsende Knabe als ein bevorzugter Liebling seines Schöpfers behandelt werden müsse. Obschon er freundlich und gesellig war, durfte man ihn doch kaum berühren. „Die geringste Freiheit,“ sagt sein ältester Biograph, „konnte ihn vor Furcht zittern machen und zur Flucht treiben.“ Nur mit Widerstreben ertrug er die Liebkosungen seiner frommen Mutter.

Kindlichen Kummer bereitete ihm oft die schallhafte Munterkeit seiner Schwester. Sie war die Teilnehmerin an seinen Spielen, und beide kamen gut miteinander aus. Aber mit den unschuldigsten Vertraulichkeiten durfte ihm das lebhafteste Mädchen nicht zu nahe kommen. Kein Kuß, keine Umarmung, keine Zärtlichkeit, keine Berührung war ihr erlaubt. Bei Tisch mochte er nicht neben ihr Platz nehmen, weil er dort ihren Neckereien am meisten ausgesetzt war. Die Mutter benützte wohl zuweilen diese Angst, um seinem Gehorsam Flügel zu verleihen. Hatte er irgend einen Botengang zu machen, so sagte sie ihm wohl: „Gehe schnell und beeile dich; denn wenn du zu spät nach Hause kommst, mußt du heute mittag neben deiner Schwester zu Tisch sitzen.“ Es kam dann sicherlich nicht vor, daß er der angedrohten Strafe verfiel.

Bewundert besprachen sich die Eltern öfter über das eigenartige Wesen ihres Kindes. Da sich jedoch der Knabe in seinem übrigen Verhalten geweckt und munter und keineswegs als Sonderling zeigte, so waren sie weit entfernt, hinter seinem zurückhaltenden Wesen Anfänge eines versteckten Stolzes und einer gewissen Sonderlichkeit zu suchen, sondern ahnten vielmehr in den natürlichen Anlagen ihres Kindes den Finger Gottes. Seine übergroße Vorsicht bei jedem auch nur entfernten Scheine von Sinnlichkeit war ihnen lieber als Leichtsinn und Flatterhaftigkeit. Dadurch ward ein großer Teil der Sorge für die Bewahrung seiner Unschuld von ihrem Herzen genommen. Aus welchem Grunde aber Gottes Vorsehung dieses empfindsame Gefühl dem Knaben eingesflößt hatte, ward erst den Familienalie-

bern klar, welche es erlebten, daß Peter Fourier ein Frauenkloster gründete. Die gewissenhafte, strenge Zurückhaltung gegenüber dem andern Geschlechte, welche dem Leiter einer weiblichen Genossenschaft notwendig ist, war ihm da schon längst zur zweiten Natur geworden.

So webt die allweise Vorsehung Gottes unsichtbare Fäden und bahnt den Menschen unbekannte Wege von der Wiege bis zum Grabe. Pflicht der Vorgesetzten, der Eltern und Erzieher ist es, auf die göttlichen Winke einzugehen. Ohne Schuld und Strafe zerreißt niemand diese Fäden, versperrt niemand in selbstsüchtiger Absicht, vermeintlicher Vorteile wegen, diese Wege. Hätten die Eltern Fouriers das zarte Gefühl ihres Kindes zu vernichten gesucht, etwa unter dem Vorwande, das sei scrupulöse Übertreibung, damit taue er nicht für das wirkliche Leben, für die Welt &c., so würden sie ohne Zweifel eine große Schuld auf sich geladen haben und großartige Segnungen für die Menschheit verhindert haben.

3. Beim Spiele. Jung gewohnt, alt gethan. Der kleine Vorbeter.

Kinder haben wenig Verstand, aber gute Augen und Ohren. Manches geht durch diese Pforten der Seele ein; einiges arbeitet dann eine Zeitlang im Kopf und Herz der Kleinen und zieht dann wieder aus, anderes aber zieht ein und bleibt lebenslänglich im Gedächtnisse oder im Gemüthe. Sehr wichtig ist es deshalb, daß die Kinder nur solches sehen und hören, was ihnen gut und nützlich sein kann; verborgen muß ihnen dagegen alles das werden, was einen schädlichen Einfluß auf sie ausüben könnte. Unverantwortlich handeln darum Eltern und Erzieher, welche in dieser Hinsicht ihren anvertrauten Kindern nicht die notwendige Sorgfalt zuwenden.

In der Familie ist es vor allem die Mutter, welche über die Kinder wachen soll. Sie vor allem muß das

böse Beispiel von ihnen ferne halten. Nur durch den Umgang mit andern lernen die Kinder böse Reden, fluchen, schwören und allerlei Unarten. Die Mutter unseres Heiligen wußte dies wohl und handelte danach; sie hielt die Kinder stets unter ihrer nächsten Aufsicht. Wie die Henne ängstlich ruft und sorgt, daß ihre Küchlein nicht weit auseinander laufen, so hielt sie auch darauf, daß ihre Kinder beim Spiele jederzeit in der Nähe des elterlichen Hauses verweilten. Auf den Ruf ihrer Stimme mußten dieselben immer Antwort geben können; so war sie stets unterrichtet von dem, was unter ihnen und den Nachbarkindern gesprochen und verhandelt wurde. Kam eine Unordnung vor, so konnte sie dieselbe gleich abstellen. Die bösen Gewohnheiten der Kinderjahre setzten sich darum bei ihren Kindern nicht fest. Bei Annahme solcher Aufsicht läßt sich aber auch die tadellose Führung ihres ältesten Sohnes erklären.

Besonders duldete sie auch keine Fluch- und Schimpfworte; ihrem Ältesten wußte sie solche Abneigung gegen derlei einzusflößen, daß nie ein ähnliches Wort seinem Munde entfloß. Der Heilige selbst hat uns dies verraten. Als er nämlich eines Tages im späteren Leben einigen Kindern Unterricht erteilte, tadelte er sie wegen einer heftigen, schwurähnlichen Beteuerung. Da er glaubte, mit ihnen allein zu sein und von niemanden gehört zu werden, sprach er: „Ich bin wirklich betrübt über euch. Sehet, schon sechzig Jahre bin ich alt und erinnere mich doch nicht, jemals geschworen zu haben.“

Wie die jüngeren Geschwister gewöhnlich dem Beispiele der älteren folgen, so ahmten in Fouriers Familie alle ihrem älteren Bruder nach. Es herrschte infolgedessen im Familienkreise dieses bürgerlichen Hauses ein Geist der christlichen Zucht, des Wohlanstandes und des guten Tones, dessen Vorzüge höhere Kreise oft vergeblich durch gesellschaftliche Bildung anstreben.

Der Hauptgrund lag freilich nächst der Gnade Gottes an der Selbstbeherrschung der Eltern. Trägt der Familien-

vater den unausbleiblichen Mißmut des geschäftlichen Lebens in die Familienräume hinein, oder gehört er noch in der Familienstube seinem ganzen Auftreten, seiner Sprache nach dem Jünglings- oder Burschenalter an, so bleibt es nicht aus, daß die Kinder seine Manieren und seine Redeweise nachahmen und einmal in fataler Geschicklichkeit travestieren.

Kennt desgleichen die Mutter kein innigeres Vergnügen als allen Stadtklatsch draußen aufzufangen, am Waschzuber, an dem Brunnen ihren Redestrom unaufhaltbarer denn das Wasser aus dem Pumpenrohr fließen zu lassen, so wird das Töchterchen sicherlich eine ebenso arge, unausstehliche Schmäzerin wie sie. Und hecheln endlich beide Eltern am Familientisch unbarmherzig mißliebige Nachbarn oder Verwandte durch, so tragen's die Kinder weiter und stiften unheilvolle Feindschaft, Zank und Hader. Darum Vorsicht beim Reden im häuslichen Kreise und überall Beherrschung der Zunge!

„Kein Mensch,“ sagt der hl. Apostel Jakobus, „vermag die Zunge zu bändigen. Sie ist ein rastloses Unheil, voll von todbringendem Gifte. Mit ihr loben wir Gott den Vater, mit ihr schmähen wir aber auch die Menschen, welche nach Gottes Ebenbild geschaffen sind. Aus unserm Munde geht hervor Segen und Fluch. So sollte es nicht sein, meine Brüder!“

Trugen nun einerseits, wie wir gesehen haben, die Eltern des hl. Fourier dafür Sorge, daß ihre Kinder vor bösen Angewohnheiten, besonders vor Zungenjünden, bewahrt blieben, so leiteten sie andererseits dieselben an, beim ersten Gebrauch der Sprache eben durch dieses Geschenk Gottes ihren Schöpfer zu loben und zu preisen. Noch ehe sie von den Lippen ihres Erstgeborenen die ersehnten Worte Vater und Mutter vernahmen, lehrten sie ihn die süßen Namen Jesus und Maria stammeln.

Sie begannen so schon in frühester Jugend mit der Anleitung zum Gebet, denn die christliche Unterweisung soll nach dem Willen der Kirche schon in der Familie und nicht erst im ordentlichen Religionsunterricht geschehen. „Die

Hoffnung der Kirche," heißt es in einem Erbauungsbuch aus jenen Zeiten, „das sint insonderheit die Jungen. Darumb sol alle Unterweysung damit anheben, die Eltern zu vermahnen, daß sie ire Kinder in christenlicher Zucht und Erren aufwachsen machen und ir Hauß für die zarten Kindlin die erste Schul und erste Kirche sy. Christenliche Mutter, wan du din Kind, das ist Gottes Ebenbilde, uff dien Knien hast, so mache im das Zeichen des heyligen Cruzes uff Stirne, Mund und Brust und bete mit im, wan es sprechen kann, das es nachbetet.“ „Des Abends und des Morgens," mahnt ein Katechismus, „sollen sie die Kinder segnen und des Abends sie vor ihren Betten knieen lassen und Gott danken.“

„Ferner sollen sie die Kinder lehren, „Benedicite“ und „Gratias“, und Gottes Lob sprechen und mäßig sein im Essen und Trinken.“

Fouriers Eltern ließen sich dergleichen nicht vergebens gesagt sein. Was das letztere angeht, so mußte Peter, als er herangewachsen war, vor und nach Tische mit lauter Stimme die Gebete vorsprechen. Er entledigte sich dieser ehrenvollen Aufgabe mit solchem Ernste, daß die Liebe zum Gebete, die Sammlung und Andacht aus jedem Worte tönte. Voll innerer Freude folgten dann die Eltern mit Mund und Herz der Stimme des kleinen Vorbeters und sahen streng darauf, daß die übrigen Kinder ebenfalls mit Aufmerksamkeit und Sammlung dem Gebete folgten. Da durften jedenfalls nicht die Augen in der Stube umher, oder an der Decke, oder über den Schüsseln auf dem Tische wandern; ein jeder mußte die paar Minuten lang Selbstbeherrschung üben. Vater und Mutter mußten ihnen, sollten ihre Ermahnungen nicht vergeblich sein, mit gutem Beispiele vorangehen, und darum auch selber während des Tischgebetes jede Arbeit ruhen lassen. Dadurch brachten sie es zuwege, die Kinder schon in frühester Jugend an jene Zügelung natürlicher Gelüste zu gewöhnen, die später dem Wohlanstande nicht minder wie der christlichen Tugend notwendig ist. Ohne Bezähmung der Natur gibt es eben keine

gesellschaftliche gute Sitte und keine wahre Tugend. Ohne allseitige Selbstbeherrschung und Zügelung des Einzelnen, vornehmlich im Gebrauche der Rede, wovon ich vorhin schon gesprochen, kann auch nicht die Familie bestehen. Ein einziger, der solches nie gelernt, kann den Familiengliedern das gemeinsame Leben zum irdischen Fegefeuer machen. Im Gegenteile erhält aber diese obengenannte Art der Abtötung das Wichtigste im Familienleben aufrecht: den Frieden. Und „wo Friede, da Segen; wo Segen, da Gott; wo Gott, keine Not.“ Leitet ihr Geist die Glieder der Familie, dann schaffen sie sich einander ein Paradies auf Erden.

»Ex ore infantium et lactentium perfecisti laudem tibi«.

Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Lob bereitet.“ (Ps. 8, 3.)

4. In Haus und Schule. Gehorsam, Fleiß, Sanftmut.

Ich höre eine Mutter, nein, nicht eine, es sind viele, die ich klagen höre: „Ich ermahne meine Kinder alle Tage, ich predige ihnen so oft was vor, was sie thun und lassen sollen; es hilft alles nichts, kein Reden und kein Drohen.“ Ja, Mutter, da hast du recht, du bist gewiß eine gute Frau, du meinst es gut mit den Kindern, aber du fängst die Sache verkehrt an. Du ermahnst eben alle Stunden, du predigst alle Tage, du hältst langatmige Vorträge: das ist nichts für Kinder. Die guten Worte, welche da zum einen Ohr hineingehen, haben im Kopfe keinen Augenblick Stillstand, sondern werden gleich von Schwadronen leichter Gefellen, die ohne Aufhören nachdrängen, wieder zum andern Ohre hinausgejagt. So können sie nicht einmal die schwache, unbewachte Burg des Kinderherzens erobern. In diese hinein gelangen nur verständige, ja findig-fluge Liebesboten. Wenige Wörtchen, denen Ernst und Liebe die gehörige Empfehlung mitgeben, finden im Herzen

des Kindes ständigen Aufenthalt und bleiben darin als liebe Freunde wohnen bis zu den grauen Tagen des Alters.

Peter Fourier achtete sorgfältig auf die Worte seiner Eltern. Selbst ganz geringfügige Winke, wie Anleitungen über Höflichkeit und guten Ton, blieben in seinem Gedächtnisse haften.

„Ich kann mich noch gut erinnern,“ sagte er eines Tages mehreren Kindern, „daß ich noch ein kleiner Knabe war wie ihr, ja noch viel kleiner als ihr. Da belehrte mich mein armer Vater, daß man niemals unter dem Vorwande, man habe keinen Appetit, das Fleisch wieder zurückgeben solle, welches uns bei Tische vorgelegt worden ist. Man soll es dankend auf dem Teller liegen lassen, wenn es uns, weil wir keinen Hunger mehr haben, zu viel ist, und ja durch kein Zeichen etwaigen Widerwillen merken lassen.“

Blieben weniger wichtige Bemerkungen in dem Gedächtnisse des Knaben so gut haften, so prägten sich die Ermahnungen der Eltern über christliche Pflichten und Tugenden ungleich tiefer seinem Gemüthe ein. Er fürchtete ihnen Sorge und Unruhe verursachen zu können, und deshalb horchte er aufmerksam auf ihre Worte. Die Freude, so guten Eltern zu gefallen, trieb ihn ferner an, auch ihren kleinsten Wünschen zuvor zu kommen. Bereitwillig verließ er auf das erste Zeichen seine Spiele und Beschäftigungen, um das zu thun, was sie ihm befohlen. Selten geschah es, daß sie ihn an ein Verbot zweimal erinnern mußten. Will man seinen französischen Lebensbeschreibern Glauben schenken, so schien in seinem Charakter die Erbsünde keine ihrer schlimmen Folgen hinterlassen zu haben.

Hier mag irgend ein Vater kaum den Wunsch ausdrücken können: Wäre doch mein Sohn auch so! Ja, freilich ist nur der kleinste Teil aus der Kinderwelt so glücklich beanlagt. Manches Söhnchen kann ein Köpfchen hart wie Kiesel aufsetzen, so daß der Vater über eine sehr große Autorität verfügen können muß, um den Trotz zu brechen.

Da gilt es, sich von falscher Zärtlichkeit frei zu halten und, wenn nötig, auch die Rute zu gebrauchen.

„Hast du Söhne,“ sagt die Gl. Schrift, „so unterweise sie und beuge sie von Jugend auf.“ (Sirach. 7., 25.) Und an einer andern Stelle spricht sie: „Wer seinen Sohn lieb hat, erhält ihn beständig unter der Rute, daß er zuletzt eine Freude an ihm erlebe und nicht an der Nachbarn Thüre klopfen müsse.“ (Sirach 30., 1.) „Beuge seinen Nacken in der Jugend, und schmeidige seine Lenden, solange er jung ist, damit er nicht verhärte und dir nicht mehr glaube, was dich schmerzen würde in der Seele.“ (Sirach 30., 12.) Ferner (Sprüchw. 22., 15.): „Die Thorheit ist festgebunden an des Knaben Herz, aber die Zuchttrute treibt sie von dannen.“

Man braucht freilich nicht der Rute in allweg das Wort zu reden, im Gegenteil: es ist das größte Lob für den Erzieher, wenn er ohne dieselbe zu seinem Zweck gelangt; aber sie ganz verbannen, z. B. sie durch obrigkeitliche Vorschriften etwa dem Volksschullehrer, der ja auch die unerzogensten Kinder unter seiner Obhut hat, zu verbieten, das ist sehr unpädagogisch und zeitigt, wie dies manche Schulen zeigen, herzlich schlechte Früchte. Die angeführten Stellen der heiligen Schrift empfehlen und loben ja auch ziemlich eindringlich ihren Gebrauch.

Zu unseres Heiligen Jugendzeit herrschte übrigens die Rute weit strammer wie heute; sie schien für das in jeder Beziehung starke und derbe Geschlecht angemessen. Kaiser Maximilian erhielt von seinem Lehrer oft tüchtige Schläge, und Markgraf Albrecht von Brandenburg nahm sich auf einer Reise vor, seine Gemahlin, den jungen Albrecht und die Jungfrauen nach seiner Heimkehr „mit der Rute zu pfeffern“.

Im Sommer führte vielerorts der Lehrer, von der halben Stadt begleitet, die Schüler in den Wald, woselbst sie ihren Bedarf an Ruten selbst schneiden mußten. Mit ihrer Plage beladen, zogen sie abends heim und sangen:

„Ihr Väter und ihr Mütterlein,
Nun sehet, wie wir geh'n herein,

Mit Birkenholz beladen,
 Welches uns wohl dienen kann
 Zu Nutz' und nit zu Schaden.
 Guer Will' und Gottes Gebot
 Uns dazu getrieben hat,
 Daß wir jezt unsere Mute
 Über unserm eignen Leib
 Tragen mit leichtem Mute.“

Für unsern Peter waren weder Birkenholz noch Haselzweig vonnöten. Er machte sich tagtäglich unverdrossen erst mit Griffel und Schreibtafel, später mit Buch und Heft unter dem Arm, Feder nebst Tintensaß am Gürtel auf den Weg zur Schule. Bald konnte ihn der Lehrer allen Schülern als Vorbild und Muster aufstellen. Sowohl in den Kenntnissen wie im Betragen zeichnete er sich vor allen aus. Seine bescheidene Zurückhaltung und folgsame Gelehrigkeit unter so vielen lärmenden und zerstreuten Kindern, seine Schweigjamkeit und Ruhe, ja Schüchternheit im Schulzimmer, seine Aufmerksamkeit beim Unterricht und andächtige Sammlung beim Gebete — alles dieses that vorteilhaft gegen das Betragen seiner Mitschüler ab. Sein ernsthaftes Wesen verließ ihn in etwa auch beim Spiele nicht. Indes war er munter genug und that gerne mit, so daß alle ihn liebten und neidlos seine Vorzüge anerkannten.

Fouriers Eltern sahen strenge darauf, daß er dem Unterrichte regelmäßig anwohnte, nach den Schulstunden aber auch sogleich in das elterliche Haus heimkehrte. Er durfte nicht auf den Gassen herumslendern, sich nicht mehr oder weniger gefährlichen Gelegenheiten aussetzen, Komödianten und andern fahrenden Volk nachlaufen, Menschen und Tiere ärgern und dergleichen. Vater und Mutter wollten ihr Kind in gerechter Sorge nie aus den Augen verlieren. Bei anbrechender Dunkelheit mußte die ganze Familie daheim versammelt sein. Da es mit dem Lichte noch nicht so angenehm, so kosten- und mühelos bestellt war wie heutzutage, so ließ man sich die Dämmerstunden viel länger gefallen wie jezt. Da Lesewut noch unbekannt war, so brauchte man dadurch auch keine Schädigung des Augenlichtes zu

befürchten. Die Hausgenossen verrichteten noch entsprechende Arbeiten, Vater oder Mutter erzählten den Kindern erbauliche Geschichten, Nachbarn und Freunde saßen plaudernd beisammen, beim Zeichen der Angelus-Glocke wurde der „Engel des Herrn“ gebetet und in manchen Familien der tägliche Rosenkranz daran angeschlossen. Dabei mußten jedenfalls alle anwesend sein, am allerersten die Kinder.

In Fouriers Warenladen traten dann nur einzelne Kunden mehr ein. Die Familie war darum in der trauten Stube beim Kerzenlicht oder Kienspan versammelt. Dann examinierte der Vater den kleinen Peter über das, was er in der Schule gelernt und womit er sonst seine Zeit zugebracht habe. Die Antworten erfolgten mit außergewöhnlichem Verständnis, mit entzückender Offenherzigkeit und Einfachheit.

Die frommen Eltern verwehrten ihrem Kinde indes nicht die Spiele mit seinen Altersgenossen. Sie mußten dieselben jedoch womöglich selbst überwachen können, um jede Ausschreitung und Uneinigkeit zu verhindern. Es ist eben keine Kleinigkeit, Kinder in Frieden und Einigkeit zu erhalten. Das rasche Blut will rasche Erledigung seiner Angelegenheiten haben und schäumt auf, wenn es auf ein Hindernis trifft. Peter Fourier aber konnte sich mit seinen Kameraden sehr wohl vertragen. Alle liebten ihn wegen seiner Gutherzigkeit und gewinnenden Freundlichkeit. „Er übte auf seine Altersgenossen eine solche Anziehung aus, daß sie sich,“ wie sein Freund und erster Biograph, P. Bedel, sagt, „nicht sättigen konnten an seinem Umgange. Sie folgten ihm wie die Vögel dem Phönix, wie die Fische dem Delphin.“

Selten jedoch spielte er mit ihnen anderswo als unter den Augen der Eltern oder anderer Leute, denen sie ihr Vertrauen schenken konnten. Bei einer dieser seltenen Gelegenheiten trug sich einst eine Begebenheit zu, welche seine Charakterstärke in ein glänzendes Licht stellt.

Einer seiner Mitschüler verfehlte beim Spiele einen Wurf, weil ihn jemand von hinten an den Arm gestoßen.

Ärgerlich über das Gelächter der andern, wendet er sich um und reicht Peter Fourrier, der hinter ihm stand und den er deshalb für die Ursache seines Mißgeschickes hielt, eine Ohrfeige. Der Geschlagene glühte purpurrot; aber ehe noch der Gedanke an Rache vollständig zur Reife gekommen, siegte der Geist christlicher Liebe. Die Kameraden fielen über den Angreifer her, um ihn zu züchtigen; Peter aber ermannte sich aus seiner Verwirrung, ergriff energisch die Verteidigung des Schuldigen, machte Entschuldigungen geltend und befreite ihn so von den zugebachten Hieben. „Allen nützen, niemanden schaden“ war später sein Wahlspruch. Dieses Programm des ferneren Lebens war nur das Resultat seines vergangenen.

Und war er so friedfertig gegen seine Schulkameraden gesinnt, so war er es noch in weit größerem Maße gegen seine Geschwister. Noch wenige Monate vor seinem Tode schrieb er: „Das hatten wir von Natur und gleichsam wie ein überkommenes Erbe unter uns: uns vollkommen untereinander zu lieben nach dem Beispiele unserer Vorfahren.“ Deshalb war auch die schöne Harmonie, welche in dem kleinen häuslichen Heiligtume der Fourriers herrschte, die Erbauung und der Reiz aller Nachbarschaft.

Der Vater versäumte auch nichts, um seine Familie über das Verhalten gegen den Nächsten zu belehren.

„Ich erinnere mich,“ sprach unser Heiliger wiederum eines Tages am Ende seines Lebens zu Kindern, „wie mein Vater mich belehrte, daß man sich niemals, auch nicht scherzhafterweise, in Gegenwart eines Fremden über einen Bürger der Stadt, noch über Hausgenossen in Gegenwart anderer lustig machen solle. ‚Die Leute,‘ sagte er, ‚fassen derlei Scherzreden nicht so auf wie ihr, sondern gelangen dazu, den Mann zu verachten, dessen Fehler ihr offenbar gemacht habt.“

Diese Lehre macht sowohl dem Vater, der sie gegeben, wie auch dem Sohne, der sie im Greisenalter noch anführte, alle Ehre. Beide sind lebendige Beispiele zu dem Worte der hl. Schrift:

„Laß nicht an dir vorübergehen die Aussprüche der Greise; denn sie haben gelernt von ihren Vätern, und du wirst von ihnen Einsicht lernen, eine rechte Antwort zu geben, wenn es not thut.“ (Sirach 8., 11.—12.)

5. Der kleine Pfarrer.

In Gehorsam und Tugend war Peter Fourier zu einem engelgleichen Knaben herangewachsen. Unschuld und Reinheit thronten auf seiner Stirne, leuchteten aus den großen geistvollen Augen. Jedermann liebte ihn und nannte ihn nur den „Engel“; denn schön wie seine Seele war bis in das hohe Alter auch seine Körpergestalt.

Einer seiner Freunde beschreibt ihn also: „Peter war von hoher, kräftiger Gestalt. Sein Temperament war eine glückliche Mischung des sanguinischen und melancholischen. Er hatte große und offenschauende Augen, eine Adlernase und rote Lippen. In seinem Angesichte vereinigte sich die Weiße der Lilie mit dem Rot der Rose.“ —

„Drei Dinge,“ sagt ein alter Schriftsteller, „hat uns Gott aus dem Paradiese gelassen: die Sterne, die Blumen und das Auge eines Kindes.“ In ihrem Anblick tröstet sich das gedrückte, von Kummer und Mühen gebeugte, von Leidenschaften verwundete Gemüt des Menschen. Welch eine erhabene Stille senkt die gestirnte Nacht auf die müde Erde nieder; mit welcher erquickenden Ruhe lacht uns an die blühende Frühlingsflur; welcher ein Abgrund voll himmlischen Friedens und wolkenloser Seligkeit spiegelt sich im Auge des Kindes!

Ganz natürlich erscheint es uns daher, wenn die Betrübteten einst in Nazareth sagten: „Laßt uns zum Sohne Josephs gehen! Er wird uns trösten.“ Vereinigte sich doch in diesem Menschensohne, dem „schönsten unter den Menschenkindern“, alles, was das Paradies einst an Himmels-glanz, Wonne und Schönheit aufzuweisen hatte. Und welcher ein Glück, welcher eine Quelle der Freude ist nicht stets in

der Familie ein unschuldiges Kind, der Engel des Hauses! Aus seinem Blick lernen Vater und Mutter die vielleicht schon lange vergessene Unschuld der Jugendzeit wieder kennen; das fromme Kindesauge erfüllt sie wieder mit Liebe zur Unschuld und Reinheit, macht sie selbst fromm und gut. Es kommt ihnen wieder die Mahnung des Heilandes in den Sinn: „Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Bei unserem Heiligen trat nun noch zu der Unschuld die seltene Frömmigkeit und die Liebe zu geistlichen Dingen. Sie gab sich in der Neigung kund, die priesterlichen Verrichtungen nachzuahmen.

»Primis ab annis innocens

Aris struendis luserat.«

singt die mailändische Kirche von ihrem Erzbischofe, dem hl. Karl Borromäus.

„Schuldlos von zarter Jugend an,
Baute er spielend Altäre.“

Von unserm Heiligen kann das nämliche gesagt werden. Kam er aus der Schule nach Hause und erhielt darauf von seiten der Mutter keine Aufträge, dann machte er sich daran, das Schlafzimmer aufzuputzen. Er richtete sich daselbe wie ein Oratorium ein, behing die Wände mit Bildern und Sprüchen. Im Hintergrunde stellte er einen Altar auf und schmückte ihn mit Kerzen und Blumen. Natürlich war er niemals lange mit der Anordnung zufrieden: wöchentlich, fast täglich hatte er etwas zu ändern und zu erneuern.

In dieser selbstgeschaffenen Kapelle betete er dann gerne. Am meisten Unterhaltung aber gewährte es ihm, die Zeremonien der hl. Messe nachzuahmen. Er hatte sich selbst eine Albe und eine Art von Kasel verfertigt; damit bekleidete er sich und zelebrierte nun auf seine Weise, jedoch höchst ernsthaft.

Sonntags ging er mit den Eltern stets zum Hochamte. Es heißt in einer Unterweisung aus damaliger Zeit, die Eltern sollen die Kinder an Sonn- und Feiertagen zu Amt, Predigt und Vesper führen. Wichtig dabei ist die Mahnung,

sie selbst hin zu führen, nicht bloß hin zu schicken; denn den Kindern gegenüber thut das Beispiel das Beste und Meiste. Geht der Vater Sonntags in die Frühmesse und schickt seine Kinder in das Hochamt, während er seinem Vergnügen nachgeht, so wird nichts Gutes aus seinem Befehl entstehen. Entweder werden die Kinder der Versuchung nachgeben und bald das Hochamt versäumen, oder sie werden sich ohne Aufsicht und Anleitung während desselben schlecht betragen. Und dabei meint noch manch einer, er sei ein trefflicher Familienvater, er komme selbst seinen religiösen Pflichten nach und entspreche auch den Wünschen des Pfarrers, da er seinen Kleinen den Kirchenbesuch streng anbefiehlt. Mit nichts! Das Kind muß an der Hand des Vaters den Weg zum Gotteshause machen, muß dessen frommes Beispiel vor Augen haben, soll sich die Weihe des Sonntags wie ein erquickender Tau in seine junge Seele senken.

Wohnte Peter nun mit seinen Eltern an Sonn- und Feiertagen dem feierlichen Hochamt bei, dann war er ganz Auge und Ohr. Die Ceremonien und Gesänge fesselten ihn. Begierig horchte er auf den Inhalt der jeweiligen Predigt und kehrte in glücklichem Sinnen heim. Den nächsten freien Augenblick nahm er dann eine Schelle, stellte sich unter die Hausthüre, läutete seine Schulkameraden und Nachbarn zusammen und führte sie in sein Oratorium. Dort bekleidete er sich mit seinen primitiven Meßgewändern und wiederholte, da er ein feines Gehör und eine gute Stimme besaß, alles, was er von den Ceremonien und dem Gesange behalten hatte. Auch bestieg er einen Schemel und trug mit erstaunlicher Treue die gehörte Predigt vor. Verließ ihn sein Gedächtnis, so half er sich mit Gedanken eigener Erfindung, denen man den Wechsel des Urhebers nicht immer anmerken konnte, sehr gut weiter. Sein Vortrag war eine Mischung von unbewußter Sicherheit und Naivität; Ton und Bewegung waren ganz die eines Predigers. Kameraden und Nachbarn hörten verwundert zu; die einen staunten, die andern lächelten, und wieder andere meinten: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden?“

Den Eltern aber gereichte die ganz von der eigenen Neigung geleitete Handlungsweise ihres Sohnes zu großem Troste. Sie hatten nämlich ihn, als den Erstgeborenen, dem besondern Dienste Gottes geweiht; ihn als Priester am Altare zu sehen, war der Wunsch ihrer Seele. Ihrem aufmerksamen Auge entging darum nicht, daß sich in den spontanen Äußerungen der Kindheit, an dem bald mehr bald weniger ernsthaften Spiele der Geist des zukünftigen Mannes offenbarte. Sie merkten, daß Peter ihren Wünschen zuvorkommen würde.

Ein derartiges Thun und Treiben ist ein, wenn auch nicht sicheres, so doch sehr beachtenswertes Zeichen der Berufung zum Priesterstande. Es ist dieses gleichsam eine Antwort auf die im Herzen des Kindes rufende Stimme Gottes. Solchem Spiele folgt in reiferen Jahren sehr oft die wirkliche Neigung zum Priestertume, die Freude und Lust an den Verrichtungen und Pflichten des geistlichen Standes. Kommt noch dazu eine bewährte Rechtsschaffenheit und Sittlichkeit des Lebens, die Anlage zur Erwerbung der erforderlichen Kenntnisse und die rechte Meinung, so ist der Beruf zum Priesterstande zweifellos vorhanden.

Als Fourniers Eltern ihren Sohn in zartester Kindheit dem besondern Dienste des Herrn weihten, folgten sie in der Äußerung des Dankes für alle Wohlthaten des Himmels nur einem Zuge ihrer Zeit. Vielfach wurden damals nach dem Vorbilde des alttestamentlichen Gesetzes die Erstgeborenen Gott dem Herrn aufgeopfert und womöglich für den geistlichen Stand bestimmt. Freilich geschah dies auch oft aus unedlen, verwerflichen Gründen, besonders in adeligen Häusern des Familienbesitzes und Vermögens halber, und hatte traurige Existenzen im geistlichen Stande zur Folge. Aber die Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit, dem Schöpfer die Erstlinge von allem zu bringen, sollte immerdar hoch gehalten werden. Noch durchdringt sie bei verschiedenen Anlässen und in mannigfacher Weise die Stände des christlichen Volkes. Noch läßt manches stolze Geschlecht den Erstgeborenen, den Stolz und die Zierde der Familie,

voll Entsagung und Opfermut verzichten auf Glanz und Ruhm und sich verbergen in einsamer Klosterzelle. Noch gibt es viele Eltern im Arbeiterstande, die sehnfüchtig die Hilfe ihres ältesten Kindes zur Aufbesserung der Familienverhältnisse erwarten. Ergeht aber an sie der Ruf von oben: „Dies Kind soll mein Erbe sein,“ so zögern sie keinen Augenblick, das nicht geringe Opfer zu bringen und vertrauensvoll auf den Segen und die Hilfe des Himmels zu hoffen.

Und der eine Grundgedanke bestimmt auch sonst noch viele Handlungen im alltäglichen Leben. Von der ersten Frucht des Feldes gibt der Landmann einen Teil den Armen, von dem ersten Wochen- oder Monatslohn wirft der Arbeiter ein Scherflein in den Opferstock. Hat der Arme sich mit saurem Fleiße ein neues Kleidungsstück verdient, so stellt er sich zuerst damit Gott dem Herrn in der Kirche oder an der Kommunionbank vor. Es sind diese Gewohnheiten Nachflänge jenes alten hebräischen Gesetzes: „*Primitas frugum terrae tuae deferres in domum Domini Dei tui.*“ „Die Erstlinge der Früchte deines Acker sollst du in das Haus des Herrn deines Gottes bringen.“ (II. Mos. 23, 19.)

Gut und nützlich ist es, diese frommen Gewohnheiten zu bewahren. Der Segen Gottes ersetzt hundertfach jeden kleinen Verlust, schützt das Feld, von dessen Ernte Ihm geopfert worden, das Haus, das durch seinen Segen geweiht worden, alles dasjenige, durch dessen Gebrauch man Ihn ehren möchte und wenn es auch noch so gering wäre. Ganz besonders aber segnet der Herr das Haus, die Familie, welche Ihm eines der teuersten Kleinode, ein geliebtes Kind, rückhaltlos übergibt. Die Familie Fourier hatte dies gethan und sie hat den Segen des Himmels dafür in reichem Maße erfahren.

„*De primogenitis sanctificabis Domino Deo tuo.*“ „Die Erstlinge sollst du dem Herrn deinem Gotte heiligen.“ (V. Mos. 15, 19.)

6. Privatunterricht. Trennung vom Elternhause.

Unser Heiliger war zehn Jahre alt geworden, als sein Vater ihn aus der Volksschule nahm. Durch einen andern Lehrer ließ er ihm Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache erteilen. Vielleicht war dieser Privatlehrer einer jener „Kinderpriester,“ deren es in damaliger Zeit an verschiedenen Orten gab. Sie gehörten einer alten Kongregation an, mußten in der Heimat, wo sie geboren und getauft worden waren, ihren ständigen Wohnsitz nehmen und verschiedene gottesdienstliche Einrichtungen vornehmen. Dabei erübrigten sie noch Zeit genug, sich der Jugend anzunehmen.

Und ein Priester thut dieses mit großer Vorliebe. Vielleicht hat er selbst der Fürsorge seines einstigen Pfarrgeistlichen Beruf und Lebensglück zu verdanken. Darum macht es ihm Freude, einem andern die nämliche Wohlthat zu erweisen. Er weiß auch, welchen Himmelslohn er sich durch ein solches Liebeswerk verdienen kann, und verhältnismäßig wird es ihm auch leicht. Die Unterrichtsstunden sind zuweilen für ihn eine Abspannung von den ernstern Geschäften des Berufes. Da er ferner selbst keine Familie und infolge dessen keine häuslichen Verdrießlichkeiten mit Kindern hat, so ist ihm die Beschäftigung mit Kindern noch nicht zum täglichen Überdruß geworden. Auch scheut er nicht materielle Opfer. Wie Jesus sich einst arme Fischer zu Aposteln wählte, so beruft er jetzt auch vielfach noch deren Nachfolger aus dem Stande der Armer. Da hilft eine warme Empfehlung von seiten des Priesters bei vermögenden Gliedern der Gemeinde oder eine kleine Ersparnis sehr viel. Manchem Knaben kann ein guter Seelsorger auf diese Weise den Weg zum Priesterstande bahnen, der demselben sonst für immer versperrt geblieben wäre. Mag er sich auch einmal in seinem Zögling täuschen, indem er später sehen muß, wie seine Mühe vergeblich gewesen:

die segensvolle Wirksamkeit eines einzigen, der sein Ziel erreicht hat, entschädigt ihn für alle Opfer und Mühen. Er hat ein Samenkorn gesät, das mehr Frucht tragen wird als alle andern; denn ganze Generationen werden einst im Himmel das Ehrengeloge des treuen, seeleneifrigen Priesters sein. Die Lilien der Unschuld und die Palmen der Bekenner werden ihm vorangetragen; er schreitet mit den Königen der himmlischen Heerschaaren einher, vor ihm erheben sich die Chöre der Engel. Es ist fürwahr kein kleines, den Grund zu legen zu solchem Segen, zu solcher Herrlichkeit!

Unter der Anleitung seines Lehrers machte nun Peter sehr rasche Fortschritte. Seine Eltern sprachen ihm jedoch nicht von ihrem Gelübde und ihrem Wunsche, aus Furcht, seine freie Entschließung zu beeinträchtigen. Sie wußten, daß er jeden ihrer Wünsche wie einen Befehl hinnahm und suchten deshalb seine Erziehung nur so zu leiten, daß die Berufung von oben, falls sie geschehen sollte, eine geebnete Bahn fände. Als der Knabe daher in seinem fünfzehnten Jahre so weit vorangeschritten war, daß der Unterricht zu Mécourt nicht mehr erschöpfend für ihn sein konnte, dachte sein Vater daran, ihn nach Pont-a-Mousson zu senden.

Damit war die erste Trennung vom Elternhause verknüpft. Wenn auch der junge Student mit übermütiger Lust jeden Gedanken an Traurigkeit zurückweist, so hält es doch schließlich schwer, gegen die Thränen der Mutter und Geschwister anzukämpfen, und mancher, der lachend fortgezogen, benetzt in der Fremde das nächtliche Lager mit heimlichen Thränen.

Für den Kandidaten des Priestertums ist es jedoch ratsam und fast notwendig, zur Ausbildung seines Geistes und Charakters die Fremde aufzusuchen. Er soll später in seinem Berufe allein, ohne Familie und Heimat leben, deshalb muß er sich früh daran gewöhnen. Er soll Entbehrungen aller Art auf sich nehmen können; darum muß er der mütterlichen Pflege längst entwöhnt sein. Er soll einst die verschiedensten Charaktere behandeln; um dieses

zu lernen, muß er sich früh in fremder Umgebung kennen lernen, muß lernen, sich in die Eigenheiten anderer zu schicken, muß lernen die Gewandtheit der gesellschaftlichen Formen, muß in oft wiederholten harten Zusammenstößen die Ecken und Kanten seines Benehmens, die Auswüchse seines Temperaments glätten lassen. Er muß sich eine geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft erobern, muß sich frei machen von häuslichen Traditionen, von den kleinlichen Gewohnheiten eines beschränkten Gesichtskreises.

So sollte auch Peter Fourier aus den engen Verhältnissen des kleinen Landstädtchens hin zu der angesehenen Universitätsstadt an der Mosel. Er stand in seinem fünfzehnten Lebensjahre, war hoch und stark gewachsen und frühreif am Geiste. Keiner von seinen Schülern weiß uns zu berichten, wann er zur ersten hl. Kommunion zugelassen worden ist. Jedenfalls geschah dies, nach der Gepflogenheit älterer Zeiten, früher wie heutzutage, etwa im zehnten oder elften Lebensjahre. Daß der „Engel von Mirecourt“ auch mit englischer Andacht zum Tische des Herrn getreten, versteht sich nach dem bereits Erzählten von selbst. Es leuchtet aber auch hervor aus dem Maße der Gnaden, mit welchen ihn Gott in Mirecourt und die nächsten Jahre hindurch in dem gefährlichen Universitätsleben zu Pont-a-Mousson bedachte. Denn das Haus, welches der Mann im Evangelium auf Sand gebaut hatte, brach beim ersten Sturmwind zusammen, und nur eine gut fundamentierte Tugend kann sich im Leben an einer Universität, mag dieselbe auch relativ gut sein, unerschüttert erhalten. Unser Heiliger aber ging dahin, schon durch frühe Übung gekräftigt im Dienste des Herrn und eingedenk der Mahnung Jesu Sirach: Fili, concupiscens sapientiam, conserva justitiam, et Deus praebebit illam tibi.“ „O Sohn, wenn du nach Weisheit strebst, so bewahre die Gerechtigkeit und Gott wird dir jene verleihen.“ (Eccles. 1, 33).

7. Pont-a-Mousson, die Universität. Des Vaters Meinung.



Pont-a-Mousson liegt in einem anmutigen Thale an der Mosel. Die Stadt ist sehr alt und verdankt ihre Entstehung einem Übergang über die Mosel. Zu dessen Schutz war eine kleine Bergfestung erbaut worden, um welche sich Volk ansiedelte. Es finden sich noch die Reste einer römischen Wasserleitung, ein Zeichen, daß die Römer sich diesen Platz zu Nutzen gemacht hatten. Jetzt zählt sie acht bis neuntausend Einwohner, fünf Kirchen, darunter eine schöne gotische aus dem elften Jahrhundert, ein schönes Rathaus, die große Abtei St. Maria mit dem Seminar und große Kavalleriekasernen. Schöne Boulevards bieten im Weichbilde der Stadt angenehme Abwechslungen, und anmutige Spaziergänge führen zu den beiden besuchten Mineralquellen in der Nähe. Im Jahre 1571 beschloß Herzog Karl III. von Lothringen der Stadt mit Hilfe seines Oheims, des Kardinals von Guise, der damals Erzbischof von Rheims und Administrator von Metz und Legat des hl. Stuhles in den Herzogtümern Lothringen und Bar war, eine Universität zu geben, um der Verbreitung der sogenannten Reformation in seinem Lande entgegen zu arbeiten. Papst Gregor XIII. billigte diesen Plan, wenn zum wenigsten siebenzig Glieder der Gesellschaft Jesu die Lehrstühle einnehmen könnten. Sie sollten in allen Disziplinen unterrichten, ausgenommen Medizin und Rechtswissenschaft, die weltlichen Professoren übergeben wurden. Mit dem Unterrichtsplan der berühmten Universitäten von Paris und Bologna sollte die neue Pflanzschule der katholischen Wissenschaft auch deren Vorrechte erhalten. Weil in damaliger Zeit die Universitäten nicht bloß die höchsten bürgerlichen, sondern auch die höchsten kirchlichen Lehranstalten waren, deshalb gingen die Stiftungsurkunden fast aller von den Päpsten aus. Nur durch päpstliche Vollmacht traten sie in den Vollgenuß ihrer Rechte und wurden kirchliche

Autoritäten, deren Urtheil in philosophischen und theologischen Streitfragen ein schweres Gewicht hatte. Sie gehörten dann zu den vornehmsten Körperschaften der christlichen Völker und wurden in besonders großer Anzahl von hohen Geistlichen, Präpsten, Dekanen und Domherren behufs tieferer Ausbildung besucht. Man dehnte im Mittelalter die Zeit des Lernens tief in das Leben hinein, und mancher gereifte Mann, der in den untern Studien der Universität als Lehrer fungierte, saß in einer höhern Fakultät zu den Füßen eines Lehrers. So fanden sich gereifte Männer neben Jünglingen, die eben ihre Vorstudien beendet, so ward das Universitätsleben äußerst wechselvoll und interessant.

In Pont-a-Mousson blühte es freilich noch nicht so reich. Man mußte sich im Anfange behelfen, wie es gehen wollte. Zum Unglück starb auch bald der Kardinal-Gründer. Indes schenkten die Antoniter-Chorherren, welche einen Konvent in der Stadt besaßen, einen geräumigen Bauplatz. Einige Monate später ward der Universität der Antoniter-Konvent selbst eingeräumt. Statt der ernst und gemessen einherwandelnden Kanoniker im schwarzen Talar mit blauem Brustkreuze sahen die Kloostergänge jetzt Scharen von munteren, eiligen Studenten. Ihre Anzahl belief sich bald auf dreihundert. In den folgenden Jahren ward der Besuch sehr durch die Pest gestört, welche mehrmals das Land verheerend durchzog. Im Jahre 1578 begann jedoch wieder neues Leben in Stadt und Kloster einzuziehen.

Gegen Ende desselben Jahres 1578 kam Peter Fourier in Begleitung seines Vaters dorthin. Der Tag des Abschiedes war einer der traurigsten in der Familie. Die Mutter konnte gar nicht zu Ende kommen mit Ordnen, Ein- und Auspacken und wieder Ordnen seines kleinen Gepäcks. Dazwischen wiederholte sie ihre mütterlichen Ermahnungen und wurde nicht müde, ihn an dies und jenes wieder zu erinnern. Die Geschwister gingen still umher oder standen zaghaft in den Ecken. Gegenseitig flossen stille Thränen; als aber der Wagen den Ältesten mit dem Vater ihren

Blicken entführte, brach der verhaltene Schmerz in lautes Weinen aus.

Den Reisenden verfiel die Zeit schnell. Sie hatten bis Pont-a-Mousson zwanzig Meilen zurückzulegen. Nach einem Aufenthalte zu Nancy bogen sie in das liebliche Thal der Mosel ein und waren dann bald am Ziele. Ihr erster Gang war zum Sekretariat des Kollegs, woselbst Dominikus seinen Sohn einschreiben ließ. Dann suchte er ihm Unterkunft in einem Privathause, weil das Pensionat überfüllt war. Nachdem er dann die Kostenfrage, vielleicht etwa zehn bis fünfzehn Gulden, und alle äußeren Angelegenheiten in Ordnung gebracht sowie seinem Sohne die letzten väterlichen Ermahnungen gegeben hatte, sprach er zum Abschiede: „Ich habe dir meine Meinung in betreff deiner Standeswahl zu erkennen gegeben. Sollte sie aber nicht mit dem Plane übereinstimmen, den der liebe Gott für deine Lebenslaufbahn entworfen, so möge er nicht zulassen, daß ich dich hindere, auf seine Stimme zu hören. Diese muß jeder andern vorgezogen werden. Ich lasse dich in den Armen der Vorsehung zurück. Wende dich an sie um Rat und Erleuchtung; ich will dir nicht im geringsten entgegen sein.“ Mit diesen Worten, die wahrhaft eines christlichen, von lebendigem Glauben durchdrungenen Vaters würdig sind, verließ er ihn und kehrte nach Mirecourt zurück, woselbst die Familie durch tausend Fragen nach den Reisevorfällen so sich einigermaßen über den Verlust ihres Lieblinges zu trösten suchte.

Christlichen Grundsätzen schnurstracks entgegen handeln solche Eltern, welche ihren Kindern den Antritt eines vollkommeneren, Gott geweihten Standes verwehren. Zu Gott, ihrem ewigen Ursprunge, muß jede Seele hin. Hat der liebe Gott nun eine Seele mit hervorragenden Fähigkeiten ausgestattet und beruft sie auf einem diesem Talente entsprechenden Wege zu sich, so handeln jene Eltern höchst vermessenen, welche der Seele ihres Kindes diesen Weg verlegen; denn sie hat nicht die Gaben empfangen für einen andern Weg. Darum habe ein jeder acht auf das Wehen

und Walten des göttlichen Geistes, der weht, wohin Er will, und erwecket, wen Er will, und fordert er auch das schwerste Opfer. „Ihm, dem Herrn, gehört die Erde und all ihr Eigentum,“ und „was kannst du ihm geben, das du nicht selber empfangen hättest?“

8. Peter Fourier, studiosus litterarum.



für Peter Fourier begann nunmehr ein Leben, wie er es sich bisher nicht hatte träumen lassen. Mit einer Feuerseele voll Eifer und Lust zum Studium war er angekommen, und sein Geist wandte sich, wie eine Flamme zu den andern, der zündenden Begeisterung zu, welche die Scharen der Studierenden durchglühte. Es war jene Zeit, in der Latein die Umgangssprache der Studiosen war, in der Lehrer mit zwölf- bis fünfzehnjährigen Schülern Virgils Aeneide, Ciceros Reden und Homers Ilias übersetzten, es war die Blütezeit der klassischen Studien. Unter der Pflege der Kirche entwickelten sie sich und liehen hinwiederum die Kraft und Fülle ihres Reichthums dem Dienste der Kirche. Ihnen wandte sich Peter Fourier mit der ganzen Macht seines Geistes rückhaltlos zu. Binnen fünf Jahren hatte er bei seinem schon gemachten Vorstudium das Trivium und Quadrivium vollendet. Es fielen darunter die alten Sprachen und die freien Künste der alten Schulen, Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Dialektik und Rhetorik. Er widmete sich mit Vorliebe dem Sprachstudium des Latein; die damalige Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten beherrschte er vollkommen und sprach sie mit klassischer Reinheit und Eleganz. Die griechische Sprache war ihm nicht minder geläufig; keiner seiner Mitschüler kam ihm in beiden Sprachen gleich. Die griechischen Väter, den hl. Johannes Chrysostomus, Basilus, Gregor von Nazianz, las er in ihrer Sprache und legte sich eine Sammlung der schönsten Stellen aus ihren Büchern an. Das griechische Exemplar des Aristoteles, dessen er sich später

in der Philosophie bediente, wies nur wenige Anmerkungen bei den schwierigsten Stellen auf. Sonst machte ihm also der „Philosoph“ keine Schwierigkeit. Dies war die Bildung eines Jesuitenzöglings vor etwa dreihundert Jahren.

Mit geradezu peinlicher Genauigkeit aber sah er darauf, daß ihm in der Behandlung seiner Muttersprache kein Fehler vorgehalten werden konnte. Er überragte sowohl in der Reinheit des Stiles, als auch in der grammatikalischen Richtigkeit alle zeitgenössischen Schriftsteller seiner Heimat. Fand er in einer Zurschrift Fehler gegen die Rechtschreibung, so pflegte er sie stets zu rügen und bemerkte: „Solche Fehler genügen schon, um einen Menschen in Mißachtung zu bringen und die gute Meinung, welche man von seinen Fähigkeiten hat, um die Hälfte zu vermindern.“

Wie demüthig er auch war, nie opferte er seiner Demuth die Grammatik. Schrieb er an Freunde oder fertigte er Arbeiten aus, welche aufbewahrt werden mußten, so wog er zehnmal seine Ausdrücke ab. Kein Buchstabe, kein Punkt, kein Strichlein entging seiner Aufmerksamkeit, und erlaubte es ihm die Zeit, so unterwarf er seine Arbeit noch der Begutachtung anderer.

Mancher Leser wird hier versucht zu argwöhnen, es sei doch ein wenig unnötige Übertreibung in dem Eifer des jungen Studiosen mit unterlaufen. Doch ist dem wohl nicht so. Hatte Peter Fourier auch noch nicht den Entschluß, ein Priester zu werden, so wiesen doch seine natürlichen Anlagen und der Wunsch seiner Eltern darauf hin, und er wollte nichts versäumen, um sich möglichst vollkommen dazu auszubilden. Kaum ein Stand aber bedarf der Wissenschaft so sehr zur wirksamen Ausübung seiner Pflichten und Wahrung seiner Rechte als der priesterliche Stand. Ein Priester ohne Wissenschaft ist besonders heutzutage eine unliebame und wenig geachtete Erscheinung. Die Feinde des Glaubens, der Kirche, des religiösen Lebens sind stets eifrig auf der Suche nach wunden Punkten an kirchlichen Personen und Einrichtungen. Können sie einen Cleriker der Unwissenheit zeihen, so unterlassen sie es nicht, dies mit

College, „St. Willibrord“

KATWIJK a/d RIJN

allen Glocken auszuläuten. Ertappen sie ihn auf einem Mangel an Bildung und gesellschaftlichem Schliff, so gießen sie die Lauge ihres Spottes über ihn aus und geben ihn dem Fluche der Lächerlichkeit preis. Dadurch untergraben sie bei vielen seine Wirksamkeit. Der Priester darf nicht mehr hoffen, mit dem Nimbus seiner Hirtenstelle, der Weihe seines Amtes sich eine geachtete Stellung in der gebildeten Welt zu sichern. Er muß durch persönliche Tüchtigkeit und geistige Überlegenheit zu imponieren vermögen. Der Priester soll ferner Führer und Vertreter des christlichen Volkes sein im öffentlichen Leben; mit Wort und That soll er für dessen Wohl eintreten. Daher muß ihm ebensowohl die überzeugende Kraft der Rede zu Gebote stehen, wie die Waffe des schriftlichen Wortes. Auf literarischem Felde muß er den Fehdehandschuh gerade so gut aufnehmen können wie auf der Kanzel. So hat es allgemach das Verhältnis der Zeiten mit sich gebracht.

Um allen Anforderungen gerecht zu werden, bedarf er daher einer allgemein wissenschaftlichen Bildung; mit den notwendigsten Spezialkenntnissen kommt er nicht mehr aus. Die gebildete Welt soll nicht mit vornehmer Geringschätzung lächeln dürfen über seine Unkenntnis der modernen Wissenschaften, über seine Unwissenheit in betreff der klassischen Studien. Ihr muß im Gegenteile seine vielseitige Überlegenheit die Achtung vor seiner Person abnötigen, welche sie leider vor seinem Stande nicht mehr hat. Dann erst darf er hoffen, auch in religiöser Hinsicht auf sie einwirken zu können. Nichts ist geringfügig, nichts darf man vernachlässigen, wenn es sich darum handelt, die Ehre Gottes zu fördern. Gewinnt der Priester dabei, ohne sie gesucht zu haben, die Anerkennung und Achtung der Menschen, so wird dieses wiederum dazu dienen, seinen Werken und Beispielen um so mehr Nachdruck zu geben. So aber wird er um so leichter alle für Christum gewinnen und Gottes Ehre mehren. Diese Absicht führt den Priester zu seinem heiligen Stande und diese gute Meinung ist es ja auch, die unseren Talenten das so verschiedenartige Gepräge

für die Ewigkeit gibt. Der große Schatz der ewigen Seligkeit wird nur mit vollgiltiger, wohlgeprägter, mit dem Bilde des Gekreuzigten gestempelter Münze erkaufte. Der Apostel sagt darum:

„Thuet alles zur Ehre Gottes.“ (1 Kor. 10, 31).

9. Ascese.



für den Priester ist die Wissenschaft so notwendig wie der Sonnenschein der Erde, aber wahr ist es auch, daß Wissenschaft ohne wahre Frömmigkeit mehr Schaden als Segen bringt. Denn ohne Frömmigkeit „bläht die Wissenschaft auf,“ und es heißt von einem Menschen mit wissensstolzem Kopfe und religionslosem Herzen mit Recht: „Je gelehrter, desto verkehrter.“ „Frömmigkeit aber,“ sagt der Apostel, „ist zu allem nütze,“ und nicht am wenigsten zur Erwerbung, zur Bewahrung und guten Anwendung der Wissenschaft.

Peter Fourier handelte nach dieser Erkenntnis. Zuerst pflegte er den Geist der Frömmigkeit, welchen er von Mirecourt mitgebracht hatte, darnach die Studien. In der Frühe jeden Morgens lag er einige Zeit lang der Betrachtung ob, darauf diente er mit englischer Frömmigkeit einer hl. Messe und hörte öfters auch noch eine zweite. Über Tags hatte er sich Stunden festgesetzt, an denen er das hl. Sakrament besuchte, das kleine Offizium oder den Rosenkranz betete und eine geistliche Lesung hielt. Alle vierzehn Tage und an den höhern Festen ging er zur heiligen Beichte und Kommunion.

Seine Zeit hatte er auch sonst strenge eingeteilt; Müßiggang war ihm ganz fremd, unnützen Zeitvertreib kannte er nicht. Die Zeit flieht mit schnellen Füßen davon, ohne daß man sie zu vertreiben braucht. Fragte jemand seine Hausgenossen, was er eben treibe, so lautete der gewöhnliche Bescheid: „Aut studet, aut orat.“ „Er ist entweder beim Gebete, oder bei der Arbeit.“

Häufige Fasten, lange Nachtwachen und außergewöhnliche Bußübungen machte er sich, um das Fleisch unter der Botmäßigkeit des Geistes zu erhalten, zur beständigen Angewöhnung bis an sein Lebensende. Um seine Stubengenossen zu täuschen, ließ er sich, wenn er dieselben in Schlummer glaubte, sachte aus dem Bette gleiten, und verbrachte die Nacht, nur leicht durch eine Decke geschützt, zuweilen frierend und wachend auf den Dielen. In aller Frühe, ehe seine Kameraden erwachten, kroch er dann in sein Bett zurück. Auch schlich er sich wohl manchmal allein auf den Speicher und schlug sich mit einer Geißel die Schultern wund. So vereinigte er die Liebe zur Wissenschaft und das glühende Streben nach der höchsten Vollkommenheit in ihren verschiedenen Zweigen mit einer strengen, für einen Studenten unserer Zeit fast unbegreiflichen Ascese.

Es besteht nun aber auch wirklich ein Unterschied zwischen einem modernen Gymnasiasten und einem Studenten des Mittelalters. Letzterer wußte noch nicht so viel von schwachen Nerven, von Kopfschmerzen, Schwindel und nervöser Reizbarkeit. Das damalige Geschlecht medizinierte noch nicht beständig von der Wiege bis zur Bahre; seine Glieder waren keine zarten Treibhauspflanzen, sondern starke Sprößlinge wie die Eiche und Buche des heimatischen Bodens, aufgezogen von Licht und Sonnenschein und derber Nahrung, geschüttelt und gekräftigt von Sturm und Wetter. Die konnten sowohl einen Harnisch tragen und sterbend noch zu Grabe reiten wie ein Rudolph von Habsburg, als auch von frühester Jugend an bis ins hohe Greisenalter mit ungeschwächter Kraft studieren und ihren Geist in wissenschaftlichen Turnieren üben. Darum konnten sie auch ein gutes Maß von Abtötung und körperlicher Kasteiung ertragen. In diesem Punkte werden sie von den Jüngern der Wissenschaft heutigen Tages so leicht nicht mehr nachgeahmt. Es ist dies ja auch nicht unumgänglich nötig, weil nicht gerade in der leiblichen Abtötung der wahre Kern des christlichen Lebens steckt, denn dieser ist Glaube, Hoffnung und Liebe, gleichviel in welcher Schale. Glaube, Hoffnung

und Liebe, diese hl. Trias, muß in der Seele wohnen, muß die Seele besitzen und in ihrem Besitze geschützt werden. Ohne Abtötung ist freilich kein Schutz möglich. Die Kasteiung des Leibes ist zwar nur ein äußerer, aber doch sehr wichtiger Teil dieser Schutzwehr, der wichtigste jedoch ist die Abtötung des Geistes in allen seinen Fähigkeiten: Verstand, Wille, Phantasie, Gedächtnis.

Der Verstand muß sich beugen unter die Geheimnisse des Glaubens, unter die Autorität; Wille, Phantasie und Gedächtnis müssen dem Verstande gehorchen, mag auch das Herz dabei bluten, mögen auch Liebe und Haß sich dagegen empören. Entsagung, Aufopferung, Überwindung muß den Menscheng Geist stählen, will er anders seine kostbarsten Güter unverletzt bewahren. Diese Abtötung ist es, welche auch von denjenigen geübt werden kann und muß, denen leibliche Bußübung zur Unmöglichkeit geworden ist. Ohne irgend welche Abtötung ist Tugend und Frömmigkeit falsches Gold, welches die Feuerprobe nicht bestehen kann. Je mehr Gefahren die Tugend ausgesetzt ist, um so mehr muß sie gestählt werden, und beides trifft im Studentenleben zu. Und manchesmal geht dieses auch nicht ohne eine körperliche Abtötung, und dann ist niemand davon entbunden. Peter Fourier hat es gewußt und nach dieser Erkenntnis gehandelt. Gehe hin, Student, und thue desgleichen.

„O Sohn, verschwende nicht die Zeit und wende dich ab vom Bösen. . . . Deinen Begierden gehe nicht nach und wende dich ab von deinem Gelüste.“ (Sirach 4, 23 und 18, 30).

10. Ferien. Marianische Sodalität. Humaniora. Schöne Wissenschaften.

Mie den Wandervögeln, so ergeht es den Studenten. Mit welcher lebhafter Freude begrüßen wir im Frühlinge die munteren Schwalben und den ersten Storch auf dem Dachfirste! Mit welcher Ungeduld und Sehnsucht

wird nicht auch in der Familie die Ferienzeit des Studenten erwartet! Alt und jung bewillkommnet ihn mit fröhlichem Jubel, und käme er auch nicht weit her wie ein Fink und andere Strichvögel; es zieht eben mit ihm wie mit den Schwalben und Finken ein neues Leben in das Elternhaus ein.

Indessen ist die Freude manchesmal eine geteilte. Der Vater macht ein sorgenvolles Gesicht; die Mutter nimmt den Studenten heimlich vor: es stimmt nicht mehr alles. Leider ja; aus dem gut gearteten Knaben ist in der Fremde ein querköpfiger, übermütiger Bursche, aus dem makellosen Knaben ein besleckter Jüngling geworden.

Unsern Peter Fourier fanden die Seinigen, als er nach Vollendung der ersten Studien in die Ferien heimkam, sehr verändert. Aber es war keine Wendung zum Schlimmen, sondern zum Bessern, die in ihm vorgegangen war. Man bemerkte, daß er ein hoch gewachsener und starker Jüngling geworden war. Einen jeden aber erfreute die Wahrnehmung, daß Peter seine frommen Gewohnheiten nicht nur beibehalten, sondern auch noch eifriger pflegte wie früher.

Zu Pont-a-Mousson nahmen die Väter der Gesellschaft Jesu die tugendhaftesten der Knaben, welche die erste hl. Kommunion schon empfangen hatten, in die marianische Sodalität auf. Peter hatte ebenfalls diese Gunstbezeugung erlangt und sich eine Ehrenpflicht daraus gemacht, die Statuten getreuer als alle zu beobachten. Zu Hause ließ er sich davon durch nichts abhalten; Gebet, Lesung, Kirchenbesuch und einige Beschäftigungen, die ihm seine Eltern im Hause zuwiesen, füllten die Zeit des Tages aus. Seine Mutter wunderte sich, daß sie ihm gar nichts mehr zu sagen brauche, ihn nie und nirgend mehr zu korrigieren habe. Peter erbaute die ganze Familie durch sein ernstes Benehmen, durch sein heiligmäßiges Betragen.

Im Oktober des Jahres 1580 kehrte er wieder zu der immer mehr aufblühenden Universität zurück. Wegen der gestiegenen Zahl der Schüler, unter denen sich junge

Adelige aus aller Herren Länder befanden, mußten die Hörsäle vergrößert werden. Auf Veranlassung der Königin Maria Stuart hatte der Papst auch ein Seminar errichtet. Es sollte Kleriker heranbilden für die geistlichen Bedürfnisse Englands, Irlands und Schottlands.

Peter begann nun seine humanistischen Studien. Gebet und Studium war wiederum sein Wahlspruch; und er handelte noch strenger darnach wie früher, lebte ebenso fromm, ebenso abgetödtet, ebenso erbaulich und eifrig wie in den Jahren vorher. Sein durchdringender Verstand, die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und ein seltenes Talent in Beschreibung und ausschmückender Erzählung befähigten ihn vorzüglich zum Studium der sogenannten schönen Wissenschaften. Es kostete ihm keine Mühe, seine Gedanken in die verschiedensten Formen zu kleiden, alle seine Erzählungen nach der Gepflogenheit jener Zeit mit dramatischer Lebendigkeit, aber ohne den Schwulst und die Zweideutigkeit seiner Zeitgenossen, wieder zu geben.

Die Poesie war ihm keinesweges ein unbekanntes Feld; er hat sich oft in ihr versucht und manchesmal den Pegasus zu einem Ritt auf den Parnass gejattelt. P. Bedel hat unter seinen Papieren eine Menge von schönen Epigrammen gefunden. In einem seiner Gedichte beglückwünscht er Prälaten zur Erlangung ihrer Würde, in einem andern besingt er in griechischen Versen den Kelch, welcher zur Primizfeier eines neugeweihten Priesters diene. Von allem dem ist nichts übrig geblieben als ein epigrammatischer Vers, der vor- und rückwärts gelesen werden kann. Fourier hatte in einem Briefe an einen Pater in Rom dessen Erwähnung gethan, als ihn dieser um sein Urtheil über eine poetische Arbeit bat; später nannte er ihn eine „Klassendummheit.“ Im Kolleg war derselbe aber öffentlich vom Professor P. Sirmond bei einer akademischen Sitzung gelobt und mit erklärenden Versen öffentlich angeheftet worden. Epigrammatische Schärfe, ein Spiel des Geistes in Wit und Wort, war eine beliebte Übung jener Zeit. Peter Fourier wollte, da er einmal die Gelegenheit dazu hatte, nichts versäumen,

was ihm späterhin von Nutzen sein könnte, und er pflegte deshalb zeitweilig die Poesie, wenn „sie an und für sich auch ebensowenig notwendig war, wie die Stickerei auf dem Kleide.“ Ihre damalige Art konnte die Wahrheit erhaben, glänzend und geistreich darstellen, und das war in den gebildeten Kreisen nicht zu unterschätzen. Als der Heilige ein Bauernpfarrer wurde, schien er freilich in richtiger Erkenntnis jede Erinnerung an seine dichterische Kraft und die Eleganz seiner früheren Ausdrucksweise vergessen zu haben. Da schlug er den einfachen Ton ländlicher Sprache an, als ob er sich nie in höheren Sphären bewegt und nie von einem glänzenden Bilderreichtum eine Ahnung gehabt hätte. Seine rhetorischen Studien und poetischen Versuche waren ihm, wie dieses sich jetzt zeigte, nur Mittel, nicht Endzweck gewesen, die er sich unterthan machte, um sie bei Gelegenheit zu Gottes Ehre und des Nächsten Heil verwenden zu können. Schöngesterei und phantastische Irrlichterei, woran heutzutage so viele halbreife Gymnasiasten franken, lag ihm gänzlich ferne. Sein Geist sowohl als sein Herz suchten eine gesunde und kräftigende Nahrung, und auf diese konnte dann auch ein Trank an der Hippokrene nicht verschlagen, sondern nur ermunternd auf die Seele einwirken.

„Die Kenntniss des Weisen strömt über wie eine Hochflut.“ (Sirach 21, 16.)

11. Der Freundeskreis.

Manche seiner Studiengenossen zog der Reichtum seines Geistes sowie seine einnehmende sympathische Erscheinung zu ihm hin. Er wurde in der Stadt als ein Muster gepriesen. Man zeigte sich ihn, man blieb zuweilen stehen, um sein engelhaftes Antlitz, seine Bescheidenheit in Gang und Haltung zu bewundern. Die Lehrer des Kollegs stellten ihn den Schülern als ein nachahmenswertes Beispiel hin, und was merkwürdiger ist, die schlimmsten und ausgelassensten Studenten konnten ihm ihre Achtung nicht

versagen, ja, sie stimmten in den allgemeinen Lobeshymnus ein. Unter denen nun, die ihn auffuchten, wählte er sich mit Vorwissen und Rat seines Seelenführers einen engern Freundeskreis aus. Er drängte sich ihnen nicht auf, erwies sich aber, wenn es die Gelegenheit forderte, als einen munteren, entgegenkommenden, als einen höflichen und freundlichen Gesellschafter und unterhielt sie in angenehmster Weise, sei es beim Spaziergange oder auf dem Zimmer. Vortrefflich verstand er es, die Unterhaltung von dem ausgefahrenen Geleise alltäglicher oder nichtsnutziger Schwäbereien auf Bahnen zu lenken, die dem Geiste und dem Gemüte Anregung und Nutzen brachten. Alle erkannten es wohl, daß sie am besten ihre freie Zeit im Verkehre mit ihm zubrachten; seine Tugend spornte sie zur Nachahmung an, die Lebenswürdigkeit seines Charakters, seiner ganzen Persönlichkeit fesselte sie in diesem Streben, wenn ihre natürliche Schwäche sie gehen lassen wollte. „*Magnes amoris amor*“, „der Magnet der Liebe ist die Liebe.“ Die edelste Art der Liebe, die in Gott gegründete Freundschaft war es, welche Peter Fourier mit seinen Freunden verband, und er theilte allen davon mit. Noch in späteren Jahren haben sie von ihm, von seinen glänzenden Vorzügen und Gaben, welche alle nur die edle Einfassung des Kleinodes der Unschuld und Heiligkeit bildeten, mit hoher Begeisterung, Verehrung und Liebe gesprochen. Sie fühlten es alle, wie sie besonders seine Reinheit anzog, jene Reinheit, die den Jüngling mit würdevoller Anmut umkleidet, die jenes keusche Geschlecht auszeichnet, welches wir „nachahmen, so lange es da ist, nach dem wir uns sehnen, wenn es dahinging.“ Suchten sie nun einerseits sich ihm anzuschließen, so war Peter Fourier anderseits sehr vorsichtig in der Wahl seiner Freunde. Er versicherte sich, wie oben erwähnt wurde, stets der Zustimmung und Guttheilung seines Beichtvaters, um nicht von einem jener Unglücklichen, deren Leben schon vergiftet ist, auch selber angesteckt zu werden.

Es gibt eben unter der Jugend, und vornehmlich unter der mit lebhafterer Phantasie ausgestatteten Studierenden.

Jugend, manche Jünglinge, die ein sinnlicher Trieb um die Freundschaft ihrer Studiengenossen werben läßt. Sie schwärmen von Freundschaft, Liebe und Treue, aber ihr Umgang dient nur zur Befriedigung unklarer, krankhafter Sentimentalitäten, überspannter Empfindsamkeit und endlich unter schwerer Sünde verbotener Lüste feinerer und niedrigerer Art. Deshalb mahnt ein frommer Freund der Jugend, P. Adolph von Dof S. J.: „Sei nicht freigebig mit dem Titel Freund. Wer dein Freund, o Jüngling, sein will, der beweise erst, daß er's zu sein verdient durch sittlichen Ernst, durch Eingezogenheit, durch reinen, frommen Sinn. Will er dir nicht ein Freund zum Himmel sein, so laßet von einander ab und jeder gehe seiner Wege.“

Gibt es doch solche sogenannte Freunde, die in Wahrheit Handlanger und Spießgesellen des Teufels sind. Die Unschuld ist ihnen ein Dorn im Auge, ein stechender Vorwurf im Herzen und Gewissen, und deshalb suchen sie dieselbe zu vernichten. Sie beneiden sie um ihre überirdische, engelklare Schönheit, wie das winterliche Gehölz im Busche den immergrünen Tannenbaum. Du aber, o Jüngling, vertraue dich nicht jedem, sei ein Mann an Mut und standhaftem Glauben, lasse dich nicht hinabziehen in die Gemeinheit, wenn auch die Versuchung mit Rosenblättern den tiefen Abgrund verdeckt; schried zurück vor den Regungen der Sinnlichkeit und entflamme in dir eine glühende Liebe zum Bräutigam der reinen Seelen, zum wahren Freunde der Jugend, zeige deinem Seelenführer die Versuchungen und Nachstellungen eines jeden Feindes an, weiche vor der Sünde zurück wie vor dem giftigen Zahne der Schlange. Gedenke jener uralten und herrlichen Lobpreisung deiner Tugend und ihrer treuen Träger:

„O, wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze, denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und den Menschen ist es anerkannt! Ist es gegenwärtig, so ahmt man ihm nach; entzieht es sich den Augen, so sehnt man sich darnach, und ewig triumphiert es mit der Sieges-

frone und trägt den Preis für die Kämpfe unbefleckter Reinheit davon.“ (Weish. 4, 1—2.)

12. Die Lilie unter Dornen. Strengheiten. Des Vaters Ermahnungen. Ferienreise.



Da Peter Fourier so sorgsam bemüht war, auch jedem Schatten von Gefahren der Reinheit zu entrinnen, kann man sich denken, mit welchem Schrecken ihn die einmalige Mitteilung seiner Hauswirtin erfüllte, daß ein junges Mädchen der Stadt ihn liebe. Er war ganz niedergeschmettert. Vergebens erforchte er sich, ob er dem Mädchen Anlaß zu dieser Leidenschaft gegeben, fand nichts, konnte sich aber auch nicht beruhigen. Der Kummer marterte ihn dergestalt, daß er nicht mehr schlafen konnte, daß sich seine Gesichtszüge merklich änderten und eine Krankheit bei ihm auszubrechen drohte. Nie mehr passierte er die Straße, in welcher jene Person wohnte, hütete sich, dieselbe je zu treffen und erlangte erst dann seine Seelenruhe wieder, als er versichert sein konnte, daß sie ihn vergessen und sich anderswohin gewandt habe.

Um aber seine Seele in solchen Kämpfen noch mehr zu stärken, vermehrte er seine Bußübungen. Er hatte für sich allein ein eigenes Zimmer gemietet; dort lebte er allein mit Gott und dem Studium beschäftigt. Mehrere male in der Woche fastete er, trug ein härteres Bußhemd, kürzte sich den Schlaf ab oder schlief auf dem Boden. Seine Fasttage hielt er so strenge, daß er erst gegen Sonnenuntergang eine sehr kleine Mahlzeit nahm. Die übrigen Tage war seine Nahrung mehr als frugal; einst genügten ihm zwei Pfund gesalzenes Fleisch für sechs Wochen. Klares Wasser war sein Trank, und sein ganzes Leben lang konnte er es nicht verschmerzen, daß er sich einmal am Nikolaustage, dem allgemeinen Volksfeste, mit einigen Vertrauten für etliche Pfennige Wein beschafft hatte. Er betrachtete, wie die Älten seiner Seligsprechung sagen, den Wein als

die größte Gefahr für die schönste Tugend des Jugendalters, und darum versagte er sich ihn mit unerbittlicher Strenge.

Zuletzt trieb er seine Strenge und Zurückgezogenheit so weit, daß gutmeinende Bekannte sich veranlaßt sahen, dem Vater davon Mitteilung zu machen. Dieser war natürlich über das Tugendleben seines Ältesten im höchsten Grade erfreut. Es war ihm weit lieber, derlei Befürchtungen oder gar Klagen zu vernehmen, als Beschwerden über ein schlechtes und ärgerliches Leben hören zu müssen. Jedoch war ihm auch daran gelegen, etwaigen Übertreibungen und unvernünftiger Bußstrenge die Spitze abzubrechen.

Er machte sich deshalb selbst auf den Weg zur Universitätsstadt, ließ sich von den Freunden seines Sohnes genauere Angaben machen und überraschte darauf diesen selbst durch einen unerwarteten Besuch. Nun überzeugte er sich, daß die Freunde noch nicht alles wußten und machte seinem Sohne ernste Vorstellungen. Er zeigte ihm, daß seine Strengheiten übertrieben seien, daß er notwendig sie mäßigen und darauf beschränken müsse, die Gewohnheiten der tugendhaftesten Schüler nachzuahmen. „Gott will nicht,“ sprach er, „in diesem Punkte von dir ein Weiteres. Was du thust, ist zuviel für dein Alter und bringt deine Gesundheit in Gefahr.“ Dominikus Fourier war demnach in der Lage, seinem studierenden Sohne anbefehlen zu können, nicht so ängstlich in seinen Ausgaben zu sein — und das möchte sich wohl mancher Vater wünschen.

Peter nahm diese Vorstellungen gut auf und versprach sich zu unterwerfen, wenn der Vater darauf bestände; doch möge derselbe auch seine eigene Meinung über seine Lebensweise anhören. Das Gerücht, meinte er nun, vergrößere stets sowohl das Gute als auch das Böse; er thue nichts ohne Erlaubnis seines Gewissensrates. Wenn das Evangelium Buße, Gewalt und Kreuzigung (Abtötung) predige, so wende es sich an jedes Alter; könne man eines annehmen, so wäre es sicherlich nicht das Jünglingsalter. Von diesem heiße es in der hl. Schrift: „Glücklich der Mann, welcher das Joch des Herrn trägt von Jugend auf.“

Was seine Gesundheit angehe, so brauche man ihrewegen nichts zu fürchten, dieselbe sei ja eine ganz blühende zu nennen. Überdies liefere das Leben der Heiligen den Beweis, daß ein langes Leben viel eher die Frucht von Abtötung, als von Verärtelung sei.

Der Vater dachte stillschweigend nach. Er wagte nicht, weiter in Peter zu dringen, wenn er erwog, daß die Handlungsweise desselben auch von oben eingegeben sein könne. Schließlich verließ er ihn, indem er sagte: „Ich habe dir meine Meinung gesagt. Sollte sie nicht übereinstimmen mit den Absichten Gottes in Bezug auf dich, so möge der Herr mich bewahren, daß ich dich hindere, seine Stimme zu hören. Ich überlasse dich seiner Vorsehung. Berate dich mit dem Herrn und folge seinen Einsprechungen; ich will dir dann in keinem Falle zuwider sein.“

Hatte die Antwort des Sohnes auf den Vater Eindruck gemacht, so waren des letzteren Vorstellungen doch auch nicht vergeßlich gewesen. Peter wurde behutsamer in seinem Bußeifer; die Erlaubnis aber, sich des Weines gänzlich enthalten zu dürfen, hatte er seinem Vater abgeschmeichelt und benützte sie das ganze Leben hindurch. Auch sonst bemühte er sich, wo es immer ohne Nachteil für seine Gesundheit geschehen konnte, den Sinnen Abbruch zu thun.

Berwandte aus Nomeny, einer kleinen Stadt nicht weit von Pont-a-Mousson, luden ihn zu einem Ferienbesuche ein, bevor er nach Mirecourt reise. Um ihn zu nötigen, sandten sie ihm ein Pferd für die Reise. Das wäre eine Freude für jeden andern Studenten gewesen. Für Peter war es nur eine neue Gelegenheit zur Abtötung; außerhalb der Stadt stieg er vom Pferde, nahm es beim Zügel und schritt an seiner Seite durch den Straßenkot, welchen ein kurz vorher gefallener Regen gebildet hatte. Der schon mehr erwähnte P. Bedel bemerkt hierzu: „Mancher Weltmensch würde sagen: „Ich wäre wohl nicht so einfältig.““ Mit Recht gibt er aber auch zur Antwort: „Du würdest auch wohl nicht so heilig sein.“

Seine Verwandten nahmen ihn mit großer Herzlichkeit auf; sie hatten aufrichtige Freude an seinem Erscheinen. Sein ganzes Verhalten und seine Unterhaltungen in ihrem Kreise vermehrten nur die Hochachtung, welche der Ruf von seiner außerordentlichen Tugend in ihnen hervorgerufen hatte. Peter Fourier war ebenso freundlich und gewinnend im Umgange mit den Menschen, als fromm im Verkehre mit Gott; gerade seine Frömmigkeit machte ihm ersteres zur Gewissenspflicht.

Gegen sich strenge, andern gegenüber voll zarter Milde und Rücksichtnahme, das ist ein Merkzeichen wahrer Heiligkeit. Die Welt ahnt sehr oft kaum etwas von der Buße und Abtötung der Heiligen; denn sie befolgen das Wort des Heilandes bei Matthäus: „Wenn ihr aber fastet, so wollet nicht wie die Heuchler traurig werden. Sie entstellen nämlich ihre Züge, auf daß ihr Fasten auch vor den Menschen offenbar werde. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen. Du aber salbe dein Haupt, wenn du fastest, und wasche dein Antlitz, damit nicht dein Fasten vor den Menschen erscheint, sondern vor deinem Vater, der im Verborgenen ist. Und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten.“ (Matth. 6, 16—18.)

13. Am Grabe der Mutter. Eine Stiefmutter. Rhetorik.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel des Wanderers eilenden Fuß vor Schrecken erstarren macht, so erschütterte und hemmte den rastlosen Eifer Peter Fouriers eine Meldung aus Mirecourt — die Nachricht vom Tode seiner guten Mutter. Kaum ein Band der Liebe gibt es, das so eng und fest um- und ineinanderschlingt, als jenes zwischen Mutter und Kind. Ein Riß darin ist nur möglich unter Anwendung von starker Gewalt und unter großen Schmerzen. Aber: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, er hat Gewalt vom höchsten Gott,“ der zerreißt alle Bände,

soweit sie ins Irdische und Leibliche hineinreichen. Wie hart und grausam erscheint er jenen, deren Liebesband nur einen irdischen Knotenpunkt kennt! Mag er denselben sachte auflösen oder jäh durchschneiden — es gibt immer einen unheilbaren Riß. Soll diese irdische Auflösung ihren herbsten Schmerz verlieren, so muß das Band der Liebe auch im Himmel geknüpft sein; alsdann reicht es über Tod und Grab hinaus in die Ewigkeit hinein.

Auf diese Weise war Peter Fourier auch mit den Angehörigen seiner Familie verbunden. Der schwere Schlag, der ihn durch den Tod seiner lieben Mutter getroffen, erschütterte und beugte ihn zwar, schmetterte ihn aber nicht nieder. Nachdem er seinem natürlichen Schmerze freien Lauf gelassen, begab er sich ins Gebet und holte sich bei dem Herrn Trost und Kraft. Darauf setzte er seine Studien wieder mit neuem Eifer fort, linderte dadurch seinen Schmerz und bewahrte sich vor selbstquälerischen Grübeleien.

Aber vergessen konnte er jene nicht, deren Güte der Sonnenschein seiner Kindheit gewesen. Stets gedachte er ihrer im Gebete, und als er wieder heim kam in die Ferien, war sein erster Gang zum Grabe der Mutter. Sie hatte ein härteres Opfer bringen müssen wie er; ihre jüngeren Kinder waren noch unverorgt; über den Ältesten war sie wohl beruhigt, aber am Altare als Priester des Herrn ihn zu sehen, war ihr nicht vergönnt gewesen. Nun kniete er auf ihrem Grabhügel, und vor seinem Auge rannen die Jahre, Monate, die Tage und Stunden vorüber, die ihm stets neue Beweise ihrer Liebe und Sorge gebracht hatten. Sie strömten eine Menge von Wohlthaten zusammen wie die Wasser eines Flusses; von diesen Wassern schöpfte er in innigem Gebete und goß sie aus über den Grabhügel seiner Mutter und in die andere Welt hinein in den Ort der Läuterung, wofern seine Mutter daselbst noch zu leiden habe, um gereinigt zu werden von irdischen Makeln und Gebrechen.

Das war eine süße Tröstung für die selige Mutter; aber es war auch dem Sohne ein Trost, daß die Tote

für ihn nur ein Gegenstand wohlthuender Erinnerungen und nicht quälender Vorwürfe und steter Gewissensbisse war. Vielleicht liebt dies jemand, der sich am Grabe der Mutter jagen muß: „Du hast dem Totengräber geholfen, ihr das Grab zu machen, du hast ihr das Herz abgedrückt durch deinen Ungehorsam und dein schlechtes Leben.“ Und die Tote wacht auf und ruft ihm zu, was sie ihm schon oft im Leben gesagt: „Sind die Kinder klein, so treten sie der Mutter auf den Schoß, sind sie groß, so treten sie ihr auf das Herz.“ Das ist eine fürchterliche Stimme; aber meide nicht das Grab und den Gottesacker. Dort hörst du besser als in der Predigt, und betest besser als aus dem Gebetbuch in der Kirche, und kannst dich besser auf eine gute Beichte vorbereiten. Lebte aber deine Mutter noch, so halte sie in Ehren, folge ihr in allem was recht und billig ist, verachte sie nicht wegen ihrer althergebrachten Einfachheit und Einfalt, wenn du selbst eine höhere Bildung genießen konntest. Zürne nicht, wenn ihr Auge dich durchschaut, deine Charakterfehler besser sieht wie jeder andere, wenn ihr Mund dich darob zurechtweist, wenn ihr mahnender Finger die wunden Stellen in deinem Gemüte berührt: zürne nicht, denn die Mutter kennt dich, und das Mutterherz meint es gut mit dir, selbst wenn du ein arger Mensch geworden wärest. Mache, daß ihr Auge abläßt vom Weinen über dich, daß es kummerlos auf dich schauen und ihr Mund dich segnen kann, und du wirst selber wieder den Frieden in deiner Brust fühlen, den du vielleicht lange verloren hattest. Denke an das Wort der hl. Schrift: „Der Segen des Vaters bauet den Kindern Häuser, der Mutter Fluch aber zerstöret sie vom Grunde aus.“ —

Als Peter Fourier vom Friedhofe wegging und in sein elterliches Haus trat, fühlte er erst recht die Größe seines Verlustes. Das ganze Haus schien ihm wie ausgestorben und verödet; in jeder Kammer, in jedem Winkel suchte sein Auge die Verstorbene; alles erinnerte ihn daran, daß gleichsam der gute Schutzgeist des Familienlebens verschwunden war. An den Lockenköpfchen und den Kleidern der jüngeren

Geschwister vermißte man die sorgende Mutterhand, die Stuben und das Hausgerät sahen nicht mehr so einladend aus, die Kannen und Geschirre an den Wänden blinkten nicht mehr so freundlich und hell, hier lag etwas verdorben, dort stand etwas am unrechten Plage: alles rief nach der ordnenden Hausfrau. Die Kinder gingen gedrückt aus und ein, der Vater eilte vielbeschäftigt von der Familienstube in den Laden und sah mißmutig und überangestrengt drein. Peter sah ein, daß es so nicht gut weiter gehen könne und wunderte sich daher nicht, als ihn sein Vater in einer freien Stunde bei Seite nahm und ihm sein Vorhaben eröffnete, eine zweite Heirat eingehen zu wollen. Da er seinen Vater als frommen Christen hoch verehrte, so achtete er dessen Entschluß und machte weiter keine Schwierigkeiten.

Dominikus Fourier nahm denn auch nachher zur Ehe Michelle Guerin. Sie war Nämme der Prinzessin Christina von Lothringen, der nachmaligen Großherzogin von Toskana, gewesen und stand beim Hofe noch in gutem Andenken. Ihr Gatte wurde deshalb zum Kontrolleur der Besitzungen der jungen Fürstin ernannt. Als ständigen Wohnort behielt er jedoch Mirecourt bei. In seiner zeitweiligen Abwesenheit waltete die neue Hausfrau ihres Amtes zur vollsten Zufriedenheit aller. Sie hatte keine Kinder in die Ehe mitgebracht und nahm diejenigen ihres Mannes als die eigenen an. Die Herzlichkeit und mütterliche Zärtlichkeit, welche sie ihnen entgegenbrachte, wurde ihr aber auch mit gleicher Liebe vergolten. Die Kinder wurden bald von ihrer gewinnenden Persönlichkeit angezogen und vergaßen bald, daß sie eine Stiefmutter hatten. Es herrschte wieder ein traulicher Friede in der Familie, die alten Beziehungen zu den Nachbarn wurden unterhalten und neue angeknüpft, und alles gedieh zu neuem Segen.

„Drei Dinge,“ sagt Jesus Sirach (25, 1—2), „haben meinem Geiste wohlgefallen, und die sind bewährt vor Gott und den Menschen: Eintracht unter Brüdern, Liebe zu den Nächsten, und Mann und Weib, die miteinander übereinstimmen.“

14. Peter Fourier, studiosus philosophiae und Präceptor.

Als nun im Hause alles wieder beinahe im alten Geleise zu gehen schien, begab sich Peter zurück zur Universität und verlegte sich mit glänzendem Erfolge auf die Rhetorik. Er war sich dessen bewußt, daß die Beredbarkeit auch eine Kunst ist, welche erlernt werden muß. Sie soll den Verstand mit Licht, das Gemüt mit Nahrung erfüllen und vor allem den Willen der Zuhörer kräftig bewegen und zum Guten antreiben. Ihre Macht soll die Sünder erschüttern, die Zweifler und Ungläubigen überzeugen und bekehren, die Launen entflammen, die Guten stärken, die Traurigen trösten, die Frohen zu rechter Mäßigung bewegen.

Fourier brachte zu diesem Studium eine glückliche Naturanlage mit. Er verstand es, wie er später zeigte, ganz unbemerkt die Geister gefangen zu nehmen, sie mit sich zur moralischen Höhe seiner Anschauungen zu erheben und sie auf diese Weise zu gewinnen, ehe sie sich dessen versahen. Seine Heiligkeit aber war es, welche, ihm unbewußt, am meisten zu dem Erfolge seiner Beredbarkeit beitrug. Und weil er nicht minder durch Gebet als durch Studium seine Wirksamkeit vorbereitete, so ruhte auf ihm der Geist Gottes, der allein das rechte Wort zur rechten Zeit zu geben weiß. Die Berichte seiner Pfarrfinder und Untergebenen sowie seine Briefe legen hinlänglich davon Zeugnis ab.

Nach Beendigung der rhetorischen Studien begann er den dreijährigen Kursus der Philosophie (1582—1585). Nach den Bestimmungen der Bulle Gregors XIII. führten denselben drei Professoren jedesmal mit den nämlichen Schülern durch. Es wurden des Aristoteles philosophische Werke, die Logik, Physik, Metaphysik, Ethik, u. zu Grunde gelegt; nebenher gingen Naturstudien und Mathematik nach Euklid. Fouriers Lehrer war ein Engländer Namens Suttow. Peter war erst siebzehn Jahre alt, als er das Studium der Phi-

losophie begann, zeigte aber nicht minder Fleiß und Verständnis für diese abstrakten Wissenschaften wie für die humanistischen Studien. Sein Vortrag rief öfter den Beifall der ganzen akademischen Zuhörerschaft hervor. Selbst nach vierzig Jahren waren ihm alle Elemente dieses Wissenszweiges noch gegenwärtig; da erklärte er die dunkelsten Ausdrücke der Logik mit ebenso viel Sicherheit und Klarheit, als wenn er erst den Schulbänken entronnen wäre.

Es ist dieses um so rühmlicher anzuerkennen, weil außerdem noch eine Last anderer Arbeit auf seinen Schultern ruhte. Manche Eltern hatten ihm nämlich ihre an der Hochschule studierenden Söhne zur Beaufsichtigung und Erziehung übergeben.

Die Hochschule zählte damals gegen achthundert Studenten, während das Internat des Kollegs deren nur dreihundert aufnehmen konnte; die größte Anzahl mußte also in Privathäusern der Stadt Wohnung nehmen. Deshalb suchten deren Eltern entweder nach wackamen, zuverlässigen Hauswirten, oder erwarben für ihre Kinder einen Führer aus der Zahl der älteren Studenten. Ein solcher Mentor mußte mit denselben im nämlichen Hause wohnen, sie unterstützen beim Studium, ihre Erziehung leiten und ihre Aufführung außer den Unterrichtsstunden überwachen. Weil nun Peter Fourier, wie schon gesagt, während seiner rhetorischen Studien allgemein als ein frommer, ja heiligmäßiger Jüngling betrachtet wurde, außerdem noch sein Vater durch seine Heirat und Stellung bekannt geworden, so warfen mehrere vornehme Familien, deren Söhne ebenfalls die Universität von Pont-a-Mousson besuchten, ihr Auge auf ihn. Er weigerte sich erst entschieden, da er sich nicht genug Tugend und Talent zutraute, um eine solche Verantwortlichkeit übernehmen zu können. Als aber auch die Jesuitenväter wahrscheinlich selbst in ihn drangen, gab er seinem Vater die Entscheidung anheim. Die Antwort desselben bestimmte ihn, den Bitten der Eltern zu willfahren, und so sah er sich mit der Aufsicht über etwa zehn Schüler betraut.

Es gibt Studenten genug, welche ein ähnliches Protectorat von Herzen gern ausüben möchten. Die einen thäten's gerne in korpsstudentischer Weise, wie die neuen Aufkömmlinge als „Füchse“ von irgend einem „bemoosten Haupte“ in die Untugenden des Studentenlebens einweihet werden, andere vielleicht aus Eitelkeit, Gewinnsucht oder durch eigene Mittellosigkeit bewogen. Hier und da sucht aber auch ein wackerer Student auf diese Weise sich selbst durchzuschlagen, um seinen weniger bemittelten Eltern schwere Kosten zu ersparen, und das verdient alle ehrende Anerkennung.

Fourier that es auf Anraten seiner Lehrer und Eltern und setzte seinen ganzen sittlichen Ernst an die Erfüllung dieser Aufgabe. Er wußte sich sehr bald die notwendige Achtung zu verschaffen und zugleich das Vertrauen der Knaben zu gewinnen. Dazu brauchte er sich nur zu geben wie er war, ohne etwas zu verheimlichen, als das „Zuwiel“ in den Übungen der Abtötung. Mit Verehrung schauten die Schüler, denen von seiner Frömmigkeit schon erzählt worden war, zu ihm auf. Sie hörten wohl auf seine Ermahnungen, vergaßen dieselben auch wieder, doch das lebendige Beispiel seines Wandels stand immer vor ihnen, das spornte und zwang sie zur Nachahmung. In Gebet, Arbeit und in allen Tugendübungen that er stets den ersten Schritt, und das kleine Häuflein trat bereitwillig in die Fußtapfen ein. So lernten sie von ihm „Wahrhaftigkeit und Tugend lieben.“ er verstand es, ihnen „zu gleicher Zeit Geschmac am Studium und an der Frömmigkeit einzulösen.“ Ihre Unschuld bewahrte er vor „der ansteckenden Berührung mit dem Laster und senkte in ihre Seelen den kostbaren Samen evangelischer Lehren. Sie zu tugendhaften Menschen und zu getreuen Dienern Gottes zu machen, ihr Glück in dieser und jener Welt zu sichern, war der Gegenstand seines unablässigen Strebens.“ Mit Freuden opferte er für seine Schutzbefohlenen Ruhe und Freiheit und wandte ihnen, ohne jemals eine Schwäche zu zeigen, die Sorgfalt eines Vaters und die Zärtlichkeit einer Mutter zu. Dazu mußte

er aber aus großer Liebe Gottes handeln; denn die natürliche menschliche Liebe reicht nicht, oder nur kurze Zeit, für solche Opfer und Entfagungen aus, sie verloscht bald wie ein ins Wasser geworfener Feuerbrand. Zu Gott dem Herrn war stets sein Herz erhoben, wenn sein Auge auf den ihm anvertrauten Jünglingen ruhte, und er betrachtete sie „wie ebenso viele Perlen, welche der Himmel ihm in Verwahr gegeben mit der Verpflichtung, einst von ihnen Rechenschaft abzugeben und strenger Strafe gewärtig zu sein, wenn einer durch seine Schuld verloren gehen oder dem Laster anheimfallen würde.“

Von seinem Wirken und der Art und Weise, wie er seine Untergebenen leitete, gibt uns einer seiner Schüler, Namens Clement, der später Bürgermeister von Luneville geworden, eine anschauliche Schilderung. Wenn er, wie er hoffe, in den Himmel gelange, bemerkte er einstmals in der Unterhaltung mit regulierten Chorherrn, so habe er dies dem heilsamen Einfluß zu verdanken, welchen der ehrwürdige Pfarrer von Mattaincourt auf seine Jugend ausgeübt.

„Seine Klugheit,“ sagte er, ist nicht das Werk eines Tages; sie glänzte schon im hohen Grade, als ich mich noch unter der Zahl seiner Pensionäre befand. Ich habe oft über sein Betragen nachgedacht, und ich finde, daß es auf zwei Säulen ruhte, wie der Himmel auf seinen Polen. Er hatte erstens einen großen Abscheu vor dem Bösen und zweitens eine Behutsamkeit, keinem seiner Kleinen Ärgernis zu geben, von der man sich schwerlich einen Begriff machen kann, wenn man nicht selbst Zeuge gewesen ist. Unter den Sünden verabscheute er besonders die Lüge, das Fluchen und alles, was irgend welche Beziehung zu dem Laster hatte, welches nach den Worten des Apostels nicht einmal genannt werden soll. Was die beiden ersteren betrifft, so folgte dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße nach, und der Stock wurde dabei nicht geschont. Die Methode, welche er gegen die Lüge anwandte, könnte zwar gelinder erscheinen, aber sie floss uns mehr Furcht ein, als alle körperlichen Züchtigungen.

„Höret!“ sagte er uns nämlich ein für alle Male. „Da Gott unter den Menschen Verschiedenheit herrschen läßt, so werdet ihr auch wohl nichts dagegen haben, daß ich ebenfalls eine solche unter euch obwalten lasse, daß ich den Edelmann als Edelmann, und den gemeinen Bürger als gemeinen Bürger behandle. Aber wen haltet ihr für einen Edelmann? den Bestgekleideten? den Reichsten? denjenigen, der sich der edelsten Abstammung rühmt? Nein, die Tugend ist es, welche wahren Adel verleiht, und folglich werden die Tugendhaftesten meine Edelleute, und die Lasterhaften meine gemeinen Bürger sein. Der Gemeinste von allen aber wird der Lügner sein; denn das Kind muß dem Vater in seinem Stande nachfolgen. Und nun ratet einmal: wer ist der Vater der Lüge? Es ist weder ein Schuhlicker noch ein Schafhirt, es ist ein Schlechterer; die hl. Schrift versichert uns, daß es der Teufel sei. Der ist der erste Lügner der Welt; denn als er zu unsern Stammeltern sagte: „Ihr werdet sein wie die Götter,“ wußte er sehr wohl, daß er log. Welche Schande aber ist es, das Kind eines solchen Vaters zu sein! Gott hat den Lügner von Anbeginn in die Hölle verstoßen; er hat ihn unter unsere Füße erniedrigt. Der Lügner wird also tiefer stehen als alle; er wird euer Diener sein. Deshalb soll er zuerst aufstehen, das Feuer und das Licht anzünden, das Zimmer kehren, seine Mitschüler mit Waschwasser versorgen, bei Tische unbedeckten Hauptes dienen und zwar so lange, als es sein Fehler verdient hat.“

„Das war aber keine leere Drohung; denn ihr folgte die Ausführung nach. Wir hatten eine solche Furcht vor dieser Strafe, daß die Lüge bald aus unserem Kreise verschwunden war.“

„Was seine Tugenden angeht, so will ich darüber folgendes sagen: als drei oder vier von den älteren Zöglingen (unter denen auch ich mich befand) hörten, daß man ihn einen Heiligen nannte, trafen wir unter einander die Verabredung, ihn bei jeder Gelegenheit zu beobachten, um uns aus eigener Wahrnehmung zu versichern, ob das, was man

überall von ihm sagte, wahr sei. Wir gaben also acht auf alle seine Worte, Werke und Handlungen, und vorzüglich auf die Zurechtweisungen, welche er uns erteilte, um zu sehen, ob sich nicht irgend eine Regung des Unwillens oder des Zornes und infolge dessen irgend ein beleidigendes oder verwundendes Wort einschleiche. Wir gaben acht, wie er sich in der Gesellschaft, auf seinem Zimmer, bei Tische, wenn er aß, trank und sich ankleidete, kurz, wie er sich überall betrug. Aber obgleich wir ihn sozusagen leidenschaftlich beobachteten und einen wahren Heißhunger hatten, ihn bei einem Vergehen zu ertappen, um uns über unsere Unvollkommenheiten zu trösten und entschuldigen zu können, wenn wir zurechtgewiesen würden, versichere ich, und ich würde es auch mit meinem Blute unterzeichnen, daß wir, anstatt auch nur die geringste läßliche Sünde zu entdecken, nur Vollkommenheit in allen Dingen an ihm gefunden haben.“

Dieser Spiegel für Lehrer zeigt ein klares Bild, das einer Unterschrift wohl entbehren kann. Es heißt aber im Buche der Weisheit (7, 24.): „Überallhin dringt die Weisheit ob ihrer Reinheit, denn sie ist ein Hauch der Kraft Gottes und ein lauterer Strahl der Klarheit des allmächtigen Gottes; und deshalb dringt nichts Unreines in sie ein. Sie ist ein Abglanz des ewigen Lichtes, ein unbeschleckter Spiegel der göttlichen Majestät und ein Bild ihrer Güte . . . sie macht zu Freunden Gottes und zu Propheten.“

15. Drei Freunde und eine Entscheidung.

In dieselbe Zeit, da Peter Fourier die Leitung der Knaben übernahm, wurde er von zwei älteren Freunden verlassen. Der eine war Dom Didier de la Cour, ein Benediktiner des Klosters St. Vannes in Verdun, der andere Servais de Lairuel, ein Religiose des Prämonstratenserklosters St. Paul derselben Stadt. Beide waren aus adeligem Geschlechte — des letzteren Vater war von Kaiser Karl V. wegen ruhmvoller Kriegsthaten in den Adelsstand

erhoben worden — und hochbegabte Männer. Dom Didier zählte fünfzehn Jahre mehr denn Fourier, hatte die Universität seit 1577 besucht, und kehrte jetzt in sein Kloster zurück. Servais studierte seit 1580 an der Hochschule, war ebenfalls älter und begab sich nun nach Paris, um an der Sorbonne seine theologischen Studien fortzusetzen.

Die beiden hatten mit Peter eine Zeitlang in dem Hause eines Bürgers der Stadt, Namens Müller, jetzt Nr. 21 Rue du Camp, zusammen gewohnt und dort sich und ihn kennen und schätzen gelernt. Die Verschiedenheit des Alters vermochte nicht unter den Dreien den Abschluß eines Freundschaftsbündnisses zu hindern, das für die Kirche Lothringens einst ein reicher Segen werden sollte. Fouriers männlicher Geist zog die beiden Religiösen an und seine Reise ließ den Unterschied der Jahre kaum empfinden.

Die drei Studenten besprachen öfters in ihren Erholungsstunden die für sie brennendste Tagesfrage, die geistige Erneuerung der religiösen Genossenschaften. Der Benediktiner und der Prämonstratenser versprachen sich gegenseitig, mit dem ganzen Feuereifer ihrer Seele an einer Wiedergeburt ihres Ordens zu arbeiten. Fourier bestärkte sie in diesem Vorsatze, fühlte aber auch, daß ein Funke jenes göttlichen Feuereifers in seine Seele gefallen sei, der sich zu einer Flamme entzündete und durch derlei Gespräche immer stärker entfacht wurde. Er glaubte sich auch zu einem gleichen Werke berufen, wie seine Freunde, und sein Augenmerk fiel auf die Augustiner-Chorherren. Der Erfolg hat gezeigt, daß alle drei vom Geiste Gottes getrieben wurden; sie wurden berühmte Reformatoren. Servais de Lairuelz erhob den Prämonstratenser-Orden zu neuer Blüte. Dom Didier de la Cour setzte seine erste Reform in St. Vannes durch, dann in Moven-Montier und sah sein Werk schließlich als Kongregation von St. Vannes und St. Hildulf von Papst Klemens VIII. 1604 bestätigt. Später erweiterte sie sich zu der berühmten Kongregation der Mauriner.

Während die beiden Genannten rascher ihrem Ziele zusteuern konnten, mußte Peter Fourier noch mit seinen

Knaben aushalten. Gegen Ende des letzten Jahres seiner philosophischen Studien brach aber in Pont-a-Mousson die Pest aus, und die Jesuitenväter verteilten ihre Schüler in verschiedene Orte. Die unteren Klassen wurden nach Apremont-sous-les-Cotes und die oberen nach Verdun gesandt. Es ist demnach wahrscheinlich, daß Fourier seine Philosophie in Verdun beendigte. Von seiner mühevollen Arbeit als Erzieher war er somit, da die jüngeren Studenten in Apremont weilten, ganz frei und konnte sich ungehindert auf das Schlußexamen vorbereiten. Er bestand dasselbe in vorzüglicher Weise und kehrte im Alter von zwanzig Jahren reich an Wissen, Ehre und Tugend in seine Heimat zurück.

Die Unterredungen mit seinen Freunden wirkten nachhaltig auf seine Standeswahl ein, und ein fester Entschluß wuchs, wie der mächtige Baum aus dem Senfkörnlein, in seiner Seele heran. Es schien ihm, daß der Herr selbst ihre Gespräche geleitet habe nach seinem Worte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Matth. 18, 20.)

16. Die Augustiner = Chorherren.

Eine lachende Zukunft lag vor unserem Heiligen; seine geistigen und körperlichen Vorzüge sicherten ihm eine glänzende Laufbahn. Dominikus Fourier, sein Vater, zweifelte nicht, daß sein frühester Herzenswunsch: den ältesten Sohn als Priester im geistlichen Stande zu sehen, nun in Erfüllung gehen werde. Er besaß Mittel und Einfluß genug, um nach dieser Richtung hin hohe Bahnen für ihn ebnen zu können. Doch des jungen Adlers Flug ging höher; er erklärte dem Vater, in den Orden der Regular-Kanoniker (Canonici regulares) des hl. Augustinus eintreten zu wollen.

Der Vater war nicht wenig überrascht. Als er aber sah, daß der Entschluß des jungen Mannes wohl überlegt und daher unerschütterlich sei, brachte er auch dieses Opfer

und willigte ein. Vielleicht war er es dann, der Peter auf die Abtei Chaumouzey zwischen Mirecourt und Epinal aufmerksam machte; denn dort lebte gerade ein Prior, François Paticier, dessen Familie sich in Mirecourt großen Ansehens erfreute. Mehrere Glieder derselben hatten schon das städtische Bürgermeisteramt verwaltet. Von diesem Vorsteher hoffte er leichter — denn dies hielt in den reichen Stiften sonst schwer, — den Eintritt erwirken zu können.

Doch werfen wir erst einen Blick auf den Orden und besonders auf seinen damaligen Zustand.

Die Augustiner waren nach dem Willen ihres Stifters Weltpriester, welche, um den Gefahren ihres Standes besser begegnen zu können, ein gemeinsames Leben führen sollten. Später nahmen mehrere Kongregationen diesen Namen an, theilten sich aber schließlich in zwei Hauptgruppen: Augustiner-Eremiten und Augustiner-Chorherren. Ich spreche jetzt nur mehr von dem letzteren Zweige des allberühmten und wohlverdienten Ordens. Die Chorherren wohnten theils in einem Konvente zusammen, theils auf dem Lande als Pfarrer und Rectoren. Sie widmeten sich also wie die Weltpriester der Seelsorge, waren aber durch die Gelübde an den Orden gebunden.

Lothringen war im 16. Jahrhundert von Chorberrnstiften wie von einem Festungsgürtel umsäumt. Ihn bildeten die Abteien Saint-Leon von Toul, Saint-Nicolas-des-Prés von Verdun, Saint-Pierremont im Stadtgebiete von Metz, Saint-Remi zu Luneville, Trinité zu Belchamps, Saint-Sauveur zu Domèvre, Saint-Hubert zu Auzey und Sainte-Marie zu Chaumouzey. Von einander waren sie vollständig unabhängig und bestanden schon gegen fünfshundert Jahre. Das ist für menschliche Einrichtungen ein ganz ansehnliches Alter, zeigte aber auch des Alters Gebrechen; die Säfte stockten, manche Glieder an dem mächtigen Leibe versagten den Dienst.

Es ist leider nicht zu leugnen, daß manche Chorherren von einem Religiosen nichts anders besaßen als das Kleid. In den Gelübden sahen sie mehr ein Mittel, sich ein ver-

gnügte, sorgenfreies Leben zu sichern, als feierliche, im Gewissen bindende Versprechungen vor Gott dem Herrn. Es gab deren, welche durch Unwissenheit, Habsucht und Unbotmäßigkeit ihrem Stande nur Unehre anthaten. Müßiggang, Spiel, Jagd, Tafelfreuden und weltliche Unterhaltungen machten ihren gewöhnlichen Zeitvertreib aus. Beim Chorgebete, welches der ursprünglichen Regel entgegen, ihre Hauptaufgabe war, ärgerten sie die Gläubigen durch ihren Mangel an Frömmigkeit und Andacht. Die Mehrzahl indessen führte zum wenigsten ein ordentliches Christenleben, und mehrere machten auch, wie der Briefwechsel Fourniers bezeugt, ihrem heiligen Berufe wirklich Ehre.

Es war notwendig, diese betrübende Verwilderung zu berühren, um das Noviziat unseres Heiligen nach Gebühr würdigen zu können; denn in der Abtei von Chaumousey lagen die Verhältnisse nicht anders. Sie war von einem kinderlosen Ehepaar im Jahre 1090 gestiftet worden und lag in einem einsamen Thälchen, zwei Stunden von Epinal. Ihr Abt übte die geistliche Gerichtsbarkeit aus über mehrere Kirchen und Pfarreien der Umgegend. In jüngster Zeit ist das Thal in einen Wasserbehälter für den Kanal zwischen Mosel und Saone verwandelt worden, und unter dem fallenen Wasserspiegel erwarten die alten Chorherren von St. Augustin den Tag der Auferstehung und des Gerichtes.

Das Erzählte wäre jedenfalls ein Stoff für einen Lobredner der Reformation. Und auch mancher Leser wird zweifelvoll den Kopf schütteln und denken: „Wenn es so mit den Klöstern stand, dann war die Reformation ein Segen und die Aufhebung solcher Institute überhaupt ein gottgefälliges Werk.“

Nur gemacht; es kommt noch ärger; vorerst aber einige Worte und Vergleiche, welche die geschilderte Schattenseite hoffentlich etwas aufhellen werden. Rechtfertigen läßt sich der damalige Klostergeist gewiß nicht, wohl aber in etwa entschuldigen. Die Schuld daran trug größtenteils die vornehme Welt, die ihre nachgeborenen Söhne, um sie unterzubringen und für das Leben zu versorgen, vielfach für den

geistlichen Stand bestimmte. Mochten diese Neigung zeigen oder nicht — es wurde ihnen nahegelegt, daß der Familienbesitz nicht geteilt werden dürfe, das Vermögen aber nicht ausreiche, ihnen eine standesgemäße Stellung in der Welt zu sichern. Leicht jedoch war es dem Einfluß des alten Adelsherrn, seinem Sohne eine reiche Pfründe oder ein glänzendes Kanonikat zu verschaffen. Fürstensöhne bildeten bald die Domkapitel, und junge Adelige wurden mit Abteien und Pfarreien bedacht. Die jüngeren Söhne einflußreicher Familien kamen in reiche Konvente und blieben darin sitzen wie Dornen im Fleische.

Wie oft kam es vor, daß solche Kleriker gar keinen Beruf hatten! Sie fühlten sich unglücklich, waren nicht an ein strenges Leben gewöhnt, hatten keinen Antrieb, ihre Fehler zu bekämpfen und so den Herzensfrieden zu erringen, den ihnen ihre Lebensweise versagte. Eine nur halb oder kaum niedergehaltene Sinnlichkeit, der freilich auch manche ohne Scheu nachgaben, verleitete sie zu Erzessen aller Art. Sie suchten den inneren Zwiespalt, die gähnende Kluft im unglücklichen Herzen durch Zufuhren von materiellen Freuden und Genüssen auszufüllen. Nach Glückseligkeit strebten sie, weil sie Menschen waren, erkannten aber nicht, daß ihr unglücklicher Zustand nur durch ein stetes Ringen nach Tugend mit Gottes Gnade erträglich, ja sehr befriedigend werden könne.

Man darf aber nicht glauben, daß alle Kleriker so verkümmerten im geistigen Leben. Sehr viele kämpften vergeblich gegen die Genußsucht ihrer Mitbrüder an, andere schwiegen, weil sie sich zu ohnmächtig fühlten.

„Ich kenne, Gott weiß es,“ sagt Jakob Wimpfeling, „in den sechs Diözesen des Rheines viele, ja unzählige Seelsorger des weltgeistlichen Standes, mit reichen Kenntnissen namentlich für die Seelsorge ausgerüstet und sittenrein. Ich kenne sowohl an Kathedral- wie an Stiftskirchen ausgezeichnete Prälaten, Kanoniker, Vikare, ich sage nicht bloß einige, ich sage nicht bloß wenige, sondern viele Männer des unbeholstensten Rufes, voll Frömmigkeit, De-

mut und Freigebigkeit gegen die Armen.“ Eine ganze Gallerie tüchtiger Bischöfe läßt sich dazu anführen. *)

In manchen Ordenshäusern herrschte, Gott Dank, noch ein streng kirchlicher Ernst. In den Reihen der guten Ordensleute fand die sogenannte Reformation ihre stärksten Gegner, während die Schlechten zum Glück haufenweise in das feindliche Lager übergingen und auf diese Weise den Treuen Gelegenheit boten zu einer wirklichen Reformation. Diejenigen unserer Gegner, die noch immer das alte Lied von der Nützlosigkeit der Mönche singen wollen, mögen bedenken, daß auch ein vom klösterlichen Geiste wenig angehauchter Konvent noch immer viel Gutes wirkt. An der Klosterpforte fand der Arme stets Hilfe in schweren Zeiten; der Pächter und Bebauer der klösterlichen Liegenschaften wurde nicht bedrückt, sondern mit vieler Milde und Rücksicht behandelt. Die heutige Welt, vor allem ihr Kontingent in den Reihen der „oberen Zehntausend“ hat wahrlich keinen Grund, die durch lange Jahrhunderte bewährten, aber schließlich durch die Schuld weltlicher Machthaber in ihrem Geiste schwer geschädigten Institute der katholischen Kirche zu schmähern. Sie sieht bald den Splitter im Auge der Kirche, merkt aber den dicken Balken im eigenen Auge gar nicht. Freuen wir uns, daß die bösen Zeiten für die Kirche vorüber gegangen sind und nur dazu gedient haben, faule und tote Auswüchse zu entfernen und frisches Leben in alle

*) Johann von Dalberg, Bischof von Worms (1482—1503), Philipp von Rosenberg (1504—1513) und Georg, Pfalzgraf zu Rhein und Herzog in Bayern (1513—1529), Bischöfe von Speier, Wilhelm Graf von Hohnstein, Bischof von Straßburg (1506—1541), Christoph von Utenheim, Bischof von Basel (1502—1526), Hugo von Hohenladenbergl, Bischof von Konstanz (1496—1529), Friedrich Graf von Zollern (1486—1505), Christoph von Stadion (1517—1543), Bischöfe von Augsburg, Rudolph von Scherenberg (1466—1495) und Lorenz von Vibra (1495—1519), Bischöfe von Würzburg, Christoph Schachner (1490—1500) und Vigilius von Marzoll, Bischöfe von Passau, Matthäus Lang, Bischof von Salzburg (1519—1540), Richard von Greifenklau, Bischof von Trier (1511—1533), Tilo von Trotha (1466—1514) und Adolf Fürst von Anhalt (1414—1526), Bischöfe von Merseburg, u. a.

Organe zu ergießen. Dazu bediente sich der Herr frommer Männer, vornehmlich der Priester der Gesellschaft Jesu, deren würdiger Schüler auch unser Peter Fourier gewesen ist.

„Du Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem eigenen Auge und darnach siehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen kannst.“ (Matth. 7, 5.)

17. Ein Noviziat.

Wir sind mit dem unerquicklichen Bilde, welches wir notgedrungen begonnen haben, noch nicht zu Ende, sondern müssen noch dunklere Farben auftragen. Um so heller wird dann die engelhafte Gestalt des neuen Klostermannes sich von dem dunklen Hintergrunde abheben.

„Man gelangte,“ sagt P. Bedel, der Schüler und Biograph des Heiligen, „in diese Häuser (die reichen Konvente) nur durch eine vergoldete Thüre oder durch das Hinterpförtchen der Gunst.“ Peter brauchte an dergleichen Thüren nicht anzuklopfen, seine Geistesgaben waren zu glänzend und seine Verdienste und Tugenden zu offenkundig, als daß man seinem Gesuche um Aufnahme nicht hätte willfahren sollen. Jedenfalls hat auch wohl der Prior Paticier, sein Landsmann, ein gewichtig Wort für die Aufnahme dieser neuen außergewöhnlichen Kraft gesprochen; denn er war ein frommer Priester, der voll guten Willens von jüngeren Kräften eine Änderung erhoffte.

Fouriers Freunde und Bekannte waren jedoch über seinen Schritt höchst erstaunt. Daß er sich dem religiösen Leben widmete, überraschte sie keinesweges, wohl aber die Wahl eines so heruntergekommenen und übelberufenen Ordens. Niemand konnte begreifen, wie er, der bisheran ein abgetötetes Leben geführt, sich nun auf eine Bahn begeben wolle, die ihn unfehlbar zur Verjüngung führen müsse. Die einen nahmen Argerniß an ihm und beschuldigten ihn der Leichtfertigkeit, die anderen bedauerten, daß solch ein kostbarer Diamant in Schmutz und Staub, eine

solch strahlende Blüte unter Dornen und Disteln verborgen und entwertet werden solle. Nur die Freunde, welche auf seinen Entschluß bestimmend eingewirkt hatten, freuten sich über das Beginnen ihres geistigen Waffenbruders.

Fourier wurde bald nach seinem Eintritt mit dem Ordenskleide, der schwarzen Soutane und dem linnenen Rochett bekleidet und zum Noviziat zugelassen. Zum Ordensmann gehört ja der Habit wie der Waffenrock zum Krieger, und es ist für den aufrichtig strebenden Postulanten ein ebenso großer Freudentag, wenn er von seinem geistlichen Vater das geistliche Kleid erhält, wie es für den thatendurstigen Knappen des goldenen Mittelalters der Tag war, an dem ihn sein erlauchter Führer mit dem Schwerte umgürtete und edle Frauen ihm die Rüstung anlegten.

Es ist heilsam und für manche Ordensleute notwendig, auch in der Kleidung vor den Weltmenschen ausgezeichnet zu werden. Sie werden dadurch erinnert, mit dem neuen Kleide auch einen neuen Menschen anzuziehen, und viele sind schon in der Stunde der Versuchung und der geistigen Umnachtung durch einen Blick auf ihr geheiligtes Kleid vor schweren Fehlritten bewahrt geblieben.

Der neue Novize kam sich im Ordenskleide wie ein neuer Mensch vor. Die schwarze Soutane predigte ihm Abtötung und Absterbung der Natur, der weiße Chorrock mahnte ihn zum Streben nach vollkommenster Reinheit und zum Eifer beim Chorgebete, dem Dienste der himmlischen Heerscharen. Demgemäß begann er seinen früheren Eifer in der Abtötung noch zu vervollkommen und suchte deshalb zuerst die Regel des hl. Augustinus treu zu halten. Das war jedoch keine leichte Sache, denn es fehlte fast gänzlich das gute Beispiel, der stärkste Sporn. Die Kanoniker dachten kaum daran, daß ihnen eine Regel überhaupt ihr tägliches Verhalten vorschrieb, und kam ihnen einmal die Existenz derselben zum Bewußtsein, so schien es als Ehrensache zu gelten, den Freien zu spielen und mit vornehmer Geringschätzung ihre Satzungen zu übertreten. Sie wohnten an geheiligter Stätte; weil sie aber durch Hochmut,

Ungehorsam, Selbstsucht und Eigenliebe ihr Herz verschlossen, so konnte die göttliche Gnade, die in jedem gottgeweihten Hause überreichlich waltet, dasselbe nicht erreichen und es wurde deshalb trocken und hart wie felsiger Boden. Durch künstliche Befeuchtung mit den Wassern irdischer Genüsse, schöngeistiger Bestrebungen, weltlich-sinnlicher Genüsse oder grober Ausschweifungen suchten sie diesem Mangel abzu- helfen, aber der rissig-dürre Boden verschlang alles. Was Wunder, wenn da die innere Dürre und Zerrissenheit sich nach außen Luft machte und der Konvent fast ebenso viele harte Herren und Zuchtmeister der jüngeren Ordensbrüder aufwies als Professoren!

Die Lage der Novizen war eine bedauernswerte. P. Bedel gerät in Entrüstung, wenn er daran denkt, und er schreibt: „Ich weiß es aus dem Munde von solchen, die es mitgemacht haben: bei Tische dienen, nur Knochen nagen wie die Hunde, schlafen in einer Küchenecke, die Schüsseln spülen und die Glocken läuten: das war die gewöhnliche Beschäftigung dieser armen Aspiranten. Sie wurden behandelt wie Galeerenflaven, und die Professoren waren lauter Aufseher mit der Peitsche in der Hand.“

Die Novizen, welche in dieser groben Behandlung aus- hielten, blieben entweder aus niedrigen Rücksichten mit der Hoffnung auf spätere Schadloshaltung, oder sie waren tüch- tige Charaktere und heiligmäßige Jünglinge. Peter Fourier konnte jetzt erproben, ob seine Liebe zur Abtötung nur lauterer Bewegungen entsprungen sei oder eigenwilliger falscher Frömmigkeit. Denn in Pont-a-Mousson hatte er sie nach eigenem Willen geübt, und wenn eine solche den Willen auch trefflich zu stählen weiß, so hat doch die freudige Übernahme unfreiwilliger Abtötungen größeres Verdienst vor Gott und setzt tiefergegründete Tugend voraus.

Er bestand die harte Prüfung ohne Murren und Klagen, stets nur auf seine innere Heiligung Bedacht neh- mend. Was ihn aber sehr betrübte, das war die geistige Verwahrlosung, in welcher er und seine Mitbrüder gelassen wurden. Anstatt die jungen Pflanzen zu pflegen, überließ

man sie sich selbst; niemand gab sich die Mühe, sie über die Pflichten ihres Standes zu belehren. Niemand schien davon zu wissen, daß das Noviziat eine Schule, wenn auch eine strenge Schule sein soll.

Es hatte indes schon lange auf diese Weise zugegangen. Die Herren des Klosters waren selber in Unwissenheit aufgewachsen, deshalb konnten sie nicht andere unterweisen. Sie waren früher vielleicht selbst geknechtet und getreten worden, darum waren sie hart geworden und mißhandelten und traten auch andere; denn Dummheit und Stolz wuchsen auf einem und zwar recht harten Holze. Von einer Schule im geistlichen Leben, von einer Schule der christlichen Vollkommenheit war keine Rede. Es muß aber auch im Streben nach Vollkommenheit eine gewisse Ordnung, ein auf Erfahrung gegründetes System innegehalten werden; der Jünger darf nicht planlos bald dieses bald jenes angreifen, nicht heute seinen Eifer an dieser, morgen an jener Tugendübung ermatten lassen. Bücher darüber sind die schwere Menge geschrieben worden und sie haben ihren Wert; ein erfahrener Meister muß aber die Übungen den einzelnen Charakteren anbequemen und diesen treiben, jenen zügeln, den einen warnen, den andern ermuntern und trösten. Ratlos treibt aber der sich überlassene Jünger der Vollkommenheit wie auf einem pfadlosen Meere, wenn nicht Gott der Herr selbst ihm durch innere Einsprechungen und gnadenreiche Winke rettende Sterne erscheinen läßt.

Dies geschah bei unserem jungen Novizen. Durch Gebet, Betrachtung und geistliche Lesung suchte er sich die Lehrer zu ersetzen, und der Geist Gottes strahlte Licht und Trost in seine bekümmerte Seele. Dadurch gewann er die Kraft, in seiner bedrängten Lage auszuhalten und den Blick unverwandt auf das Ziel zu heften, welches in weiter Ferne vor ihm schwebte. Da ein jeder nach seiner Weise den Tag zubringen konnte, ohne an besondere geistliche Übungen gebunden zu sein, so benutzte er dies, wie die Akten seiner Seligpredung sagen, um seine Bußübungen, Nachwachen und Fasten weit mehr auszudehnen, als ihm in

einem strengen Orden möglich gewesen wäre. So glückte es einem Wanderer, der in Gesellschaft anderer einen hohen Berg ersteigen soll, aber im Gefühle starker Kraft und jugendlichen Mutes die Begleiter verläßt, auf kürzeren Wegen schroffe Pfade und dunkle Schluchten hinaufklimmt, während die anderen langsam die breit ausgetretene Bahn hinansteigen.

Die nimmer rastende Zeit und ein wichtiges Ereignis im Kloster brachten ihn endlich seinem Ziele näher. Am 30. August 1586 verschied der Abt Gerard du Haulton. Das Kapitel versammelte sich bald darauf, um einen Nachfolger zu wählen, und übertrug die Vorsteherwürde mit Stimmenmehrheit dem Landsmanne Peters, dem Prior Francois Paticier. Damit war für Fourier die härteste Zeit ihrem Ende genahet.

Fast ein Jahr lang hatte das Noviziat gedauert; es war eine strenge Schule für ihn gewesen. Hatte es seinen Zweck erreicht?

Das Noviziat soll in jedem Ordenshause für denjenigen, der die Welt verlassen hat, eine feste Grundlage schaffen, ein Fundament, auf welchem der Geist Gottes im Ordensmanne das ganze Leben durch aufbauen kann. Es soll ferner eine Kriegsschule sein, um gute Kämpfer und Führer im geistigen Streite zu erziehen. Darum muß es den Novizen zur Übung aller Tugenden anleiten; es muß durch seine genau festgestellte Ordnung die Trägheit bannen, den Eigenwillen brechen, die Ausdauer stärken, den Müßiggang unmöglich machen, es muß durch tägliche Betrachtung, durch Belehrung, gemeinsame Besprechung und geistliche Lesung den Geist vertiefen, vom weltlichen Sinnen abziehen, zu dem Glauben hinführen, die ewigen Wahrheiten wieder und wieder vor das Auge stellen und in das Herz senken, den Verstand für himmlische Erleuchtungen empfänglich machen und zur klaren Erkenntnis des von Gott gewollten Berufes leiten; es muß durch Liebe, Geduld und Demütigungen den Stolz brechen, den Hochmut beugen, die Bitterkeit des Herzens im süßen Kindessinn auflösen, die aufbrauende

Natur in starfmüthige Geduld umwandeln, mit einem Worte: das Noviziat soll die Schule jeglicher Vollkommenheit und die Wurzel eines jeden Ordens sein.

Wir wissen, daß das Noviziat von Chaumousey leider nicht zu solchem Zwecke geeignet war. „Die Novizen verließen dasselbe noch schlimmer, als sie es betraten.“ Einer besonderen Gnade Gottes hatte Fourier es zu verdanken gehabt, daß er trotzdem als ein echter Novize in demselben lebte. Seinem reichen Geiste war es keine geringe Demüthigung gewesen, den Launen unwissender und schlechter Menschen folgen zu müssen. Aber er hatte die Augen geschlossen, um nicht das überall aufstoßende Uergerniß zu sehen, um nicht der Tadelsucht und dem Geiste bitterer Kritik zu verfallen. Geduld, Sanftmut und Demut, opferwillige Pünktlichkeit, Bescheidenheit und englische Sittsamkeit hatte er wie leuchtende Perlen aus dem Staube der alltäglichen Beschäftigungen aufgehoben. Die Widerwärtigkeiten, welche für andere Seelen unübersteigliche Hindernisse geworden waren, hatten ihm nur zu Stufen auf der Himmelsleiter der Vollkommenheit gedient. Wie fest er in der letzteren gegründet sein mußte, kann der beurtheilen, welcher es erfahren, wie gerade im Noviziate oft die schwersten inneren Kämpfe zu bestehen sind. Denn die vollständige Trennung von der Welt, die Losschälung von alten Gewohnheiten, die Unterdrückung der Sinnlichkeit, des Stolzes, der Bequemlichkeit und vieles andere, was gerade im Noviziate am ehesten geschehen muß, vollzieht sich nicht ohne Pein und Trübsal. Und diese ist um so herber und gefährlicher, wenn die geistliche Leitung mangelhaft ist.

Wenn Peter Fourier sich trotzdem durchgerungen hat, so ist sein Verdienst um so größer und seine Siegeskrone um so strahlender.

„Sohn, willst du den Dienst Gottes antreten, so stehe in Gerechtigkeit und Furcht, und bereite deine Seele zur Versuchung. Alles, was dir angethan wird, nimm hin und harre aus im Schmerze und in deiner Demut habe Geduld:

denn im Feuer wird Gold und Silber geprüft, die Menschen aber im Feuer der Erniedrigung.“ (Sir. 2, 1—5).

18. Die hl. Gelübde.

Gegen Ende des Jahres 1586 oder in den ersten Monaten des folgenden Jahres geschah es, daß Peter Fourier zu den hl. Gelübden zugelassen wurde. Auf diesen feierlichen Tag hatte er sich wie zu einem Hochzeitsfeste vorbereitet. Seine Seele sollte als Braut dem Könige aller Himmel und der Erde angetraut werden. Aber es war nur eine arme, menschliche Seele, ein Glühwürmchen gegen die strahlende Herrlichkeit des Ewigen. Wo sollte sie ihr Brautgeschmeide hernehmen, womit wollte sie den Brautschatz bezahlen? Unser Heiliger hatte dafür Rat gewußt; das ganze Leben hindurch hatte er dafür gearbeitet. In der hl. Taufe war seine Seele, die geistig tot gelegen wie ein dürres Holz, vom Feuer der göttlichen Liebe entzündet worden. Durch ängstliche Sorge um Reinheit des Wandels hatte er die liebliche Flamme geschützt, durch Gebet und Empfang der hl. Sakramente angefacht und durch Abtötung und Trübsal besonders im letzten Jahre genährt. Dadurch war sie immer höher gewachsen und emporgestiegen, so daß sie in den Augen der himmlischen Heerscharen glänzte, wie am nächtlichen Firmamente der Morgenstern, ein tröstender Bote neuer Tage für die Kirche von Lothringen.

Dem Heiligen selbst waren solche Gedanken ganz fremd; er sah sich nur voller Schwächen und Fehler. Sein hochzeitliches Kleid dünkte ihm so arm wie ein Bettlergewand, er sah nicht das Goldgeschmeide, welches die Perlen und Diamanten seiner Tugenden umfaßte. Diese Mißachtung seiner Vorzüge und seine grundtiefe, kindesgleiche Demut war es, die einen so strahlenden Himmelszauber über sein ganzes Wesen verbreiteten. Und als er nun am Vorabend des Hochzeitstages seine Seele vermittelt der hl. Beichte im Blute des Lammes gewaschen und dann am folgenden

Morgen den Heiland selbst in sein Herz aufgenommen hatte, und dieser nun seinen Heiligen Geist mit siebenfacher Gnadenkraft in die Seele gesandt, da konnte er sie voll Vertrauen in ihrer schimmernden Glorie und Segensfülle der ewig heiligen Dreieinigkeit darbringen. Und er that es feierlich durch die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der freiwilligen Armut. Durch das Gelübde der Keuschheit opferte er die Liebe, diese allgewaltige Königin des Herzens und Lenkerin des Menschen; durch das Gelübde des Gehorsams brachte er die edelsten Kräfte der Seele, den Verstand und freien Willen zum Opfer, und durch das Gelübde der Armut verzichtete er auf alles, was die Welt ihm bieten konnte. In dieser Gesinnung kniete er vor seinem Abte nieder und legte mit lauter Stimme die feierlichen Gelöbniſſe ab. Vom Himmel aber stieg die Majestät Gottes nieder, neigte sich zu ihm herab, vereinigte sich mit seiner Seele und erfüllte sie mit unaussprechlichem Troste. Wie eine jede Entsagung eine süße Freude mit sich bringt, so strömten auch Wonneschauer und ein Friede, so still und tief wie der Ocean, in Fouriers Seele. Wochte auch der Gesang der Psalmenworte: „O quam bonum et quam iucundum habitare fratres in unum!“ fast ironisch in dem Munde seiner nunmehrigen Mitbrüder klingen, — er dachte an nichts Arges mehr, er fühlte sich eins mit seinem Gotte, war wie berauscht von der Seligkeit bräutlicher Himmelsliebe.

„Wer sich doch einmal,“ so kann man wohl in Geschichten verwickelte Weltleute und von Sorgen gedrückte Familienmütter ausrufen hören, „wer sich doch einmal solch reiner, glückseliger Stunde erfreuen könnte!“ Es könnte dies ein jeder, aber nicht jeder hat die Gnade und den Mut dazu, alles dasjenige weit von sich weg zu werfen, was ihn daran hindert. Darum werde inne deines Glückes, o du von irdischen Banden befreite Seele, die du Gott dem Herrn dich selbst und all das Deine zum Opfer bringen willst! O zage nicht, wenn die entscheidende Stunde naht, blicke nicht nieder zu den Rosengärten weltlicher

Lust, wenn dein Fuß den hohen Pfad ersteigen soll, der zum ewigen Eden führt, zieh nicht mehr deine Hand aus der Hand des Engels zurück, der dich mit sich über die irdischen Höhen erheben will! Du hast nichts zu fürchten; eine ungeahnte Kraft wird dich halten, eine nie erträumte Freude dich erfüllen. „Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht.“ (Matth 11, 30.)

19. Die hl. Weihen.

Das Noviziat unseres Heiligen war jetzt zu Ende. Eigentlich hätte er nun das Studium der Theologie beginnen sollen; doch blieb er noch zwei Jahre in der Abtei, um aus besonderer Vergünstigung in verschiedenen Zwischenräumen die hl. Weihen zu empfangen. Die Eltern mußten nämlich während der Studien bis zur Priesterweihe ein Jahrgeld bezahlen. Wegen Peters glänzenden Kenntnissen und Tugenden wurde für ihn vielleicht eine Ausnahme von der Regel gemacht, so daß die Eltern nicht so lange zu zahlen brauchten. Der Abt erteilte ihm 1587 die Tonsur und die vier niederen Weihen. In Trier erhielt er Mitte 1588 die Weihe des Subdiaconats und am 24. September desselben Jahres von dem Weihbischof Mgr. von Bingsfeld, dem Roadjutor des Kurfürsten Schonenburg, in der Kirche des hl. Simeon die Diaconatsweihe. Seine Ordinariatszeugnisse werden noch im Stadtarchive von Epinal aufbewahrt. 1589 endlich kehrte er nochmals nach Trier zurück und erhielt am 25 Februar durch den selbigen Weihbischof die hl. Priesterweihe und las vier Monate darnach, am Feste der Geburt des hl. Johannes des Täufers, seine erste hl. Messe.

Das ist kurz erzählt, jedoch in Fourniers Leben eine Epoche voll der größten Gnadengaben, aber auch der unermüdetsten Anstrengungen, diese Gaben würdig zu empfangen. Das Noviziat war zwar vorüber, aber er hatte es nicht so eilig, der Zucht zu entrinmen. Vor allem suchte

er sich im ersten Eifer zu erhalten. Dies war seinen Mitbrüdern ein Dorn im Auge; schon fingen sie an, ihn mit scheelen Augen zu betrachten, zu verspotten und zu hindern. Der Abt sah es wohl, konnte ihn aber nicht ihren Quälereien entziehen. Er ermutigte ihn jedoch, auf dem einmal betretenen Wege zu verharren und suchte ihn in seinen vorbereitenden Studien und Andachten zu fördern; denn er schätzte sich glücklich, einen Untergebenen zu haben, der ihm nicht wie die anderen sein Amt verleidete und sein Leben verbitterte. Auch war er es, der dafür sorgte, daß trotz etwelcher Hindernisse die hl. Weihen zu stande kamen. Um Fourier aber zum Empfang der Priesterweihe zu bewegen, mußte er mit dem Gewichte seines Ansehens und Gehorsams gegen ihn auftreten. Peter konnte nämlich eine mächtige Furcht vor diesem letzten Schritte kaum überwinden. Der Gedanke, an Gottes Stelle treten zu sollen, in seines Heilandes Person gleichsam verwandelt zu werden, hatte für seine Demut etwas Furchtbares. Er hatte freilich diese Gnade schon lange gewünscht, hatte sich eifrig darauf vorbereitet, aber nun der entscheidende Tag kommen sollte, drückte ihn mit Bergeslast die Frage: „Darf ich? Darf ich? Bin ich würdig?“ Und Schrecken auf Schrecken durchzitterte ihn. Skrupel über Skrupel drängten sich wie graue Novemberwolken vor seinem Geiste. Nur der bestimmte Wille seines Oberen richtete ihn auf, daß er wieder zur alten heiligen Stadt Trier wallfahrtete, sich niederwarf unter der Anrufung der Heiligen, sein Haupt beugte unter der weihenden Hand des Bischofs, seine Hände beugend darreichte zur hl. Salbung und demütig glaubte an das schwere Wort: „Empfange den Heiligen Geist!“ Darauf ging er, geführt vom Geiste Gottes, in die Einsamkeit und verweilte dort vier ganze Monate in Gebet und Betrachtung. So lange dauerte seine Vorbereitung auf die erste hl. Messe.

Gleich das erste Gebet am Fuße des Altares machte ihm viel in der Betrachtung zu schaffen:

»Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventutem meam.«

„Ich werde hintreten zu Gottes Altar, zu Gott, der meine Jugend erfreut.“ (Ps. 42, 4.)

Der Gedanke war süß, und er konnte ihn von Grund des Herzens beten; denn weil er seine Jugend Gott geweiht, hatte dieser sie stets in heiliger Freude, in der Fröhlichkeit der Kinder Gottes erhalten, und mit Grund konnte er als Priester am Altare die Erfüllung des Psalmwortes hoffen:

»Renovabitur ut aquilae juvenus tua.«

„Deine Jugend wird wie die eines Adlers erneut.“

(Ps. 102, 5.)

Sollte er aber dann im Staffelsgebet fortfahren:

»Judica me Deus et discerne causam meam.«

„Schaffe mir Recht, o Gott, und entscheide meine Sache.“

(Ps. 42, 1.)

so wußte er nicht, wie ihm dies möglich sein werde. Er zitterte vor Schrecken, wenn er dachte, diese Worte am Fuße des Altars auszusprechen, so das Gericht des Allwissenden auf sich selbst herabrufen zu müssen, und betete darum gleich voll Zerknirschung die folgende Stelle:

»A viro iniquo et doloso erue me.«

„Von dem ungerechten und arglistigen Mann rette mich.“

(Ps. 42, 1.)

Damit meinte er nach seinem oftmaligen späteren Verständnisse sich selbst; diesen Menschen voll Armiseligkeit und Trug verlangte er vor dem Altare zu verlassen, um nur in der Person Christi dastehen und das Gericht des Herrn ertragen zu können.

Voller Inbrunst flehte er deshalb zum himmlischen Vater.

»Emitte lucem tuam et veritatem tuam; ipsa me deduxerunt et adduxerunt in montem sanctum tuum et in tabernacula tua.«

„Sende mir dein Licht und deine Wahrheit; sie haben mich geführt zu deinem hl. Berge und zu deinen Zelten.“

Sende mir Dein Licht der Erkenntnis und Weisheit, Deinen Heiligen Geist und Deine Wahrheit, Deinen vielgeliebten Sohn, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“; sie haben mich zum Altare geführt auf

den Berg des neuen Bundes, sie mögen mit mir beten und handeln.

Und von neuem Troste erfüllt, singt sein Herz mit dem Psalmisten:

»Confitebor tibi in cithara, Deus meus; quare tristis es anima mea, et quare conturbas me.«

„Ich preise Dich mit dem Schalle der Harfe, mein Gott; warum bist du traurig, meine Seele, und warum verwirrst du mich?“

»Spera in Deo quoniam adhuc confitebor ei, salutare vultus mei et Deus meus.«

„Hoffe auf Gott! noch preise ich ihn, das Heil meines Angesichtes und meinen Gott!“

20. Primiz.

Während der neugeweihte Priester vier Monate lang der Betrachtung und Vorbereitung oblag, war der Frühling ins Land gezogen, hatte die quellenden Brünnelein und knospenden Blumen geöffnet und lachte mit leuchtendem Auge in die Zelle des Betenden hinein; es hatte das Kirchenjahr die Farbe der Buße und Trauer verbannt und die schönsten Feste wie Rosen zu einem Kranze gewunden; der Osterjubel war erklingen, Pfingsten hatte die Welt mit Licht, Freude und Fröhlichkeit überschüttet: da nahte noch eines der lieblichsten Heiligensfeste, zugleich ein Volksfest für das Thal von Chaumouzey. Es war das Geburtsfest des jüngsten unter den Propheten, „des Größten unter den vom Weibe Geborenen“, des hl. Johannes des Täuflers.

Am 24. Juni strömten seit alter Zeit zahlreiche Wallfahrer aus den umliegenden Dörfern nach Chaumouzey; dieses Jahr hatten sie die Freude, der Primizfeier eines jungen Heiligen beizuwohnen. Vater und Mutter waren jedenfalls auch erschienen, um den Segen ihres Sohnes zu erhalten. Die Glückseligkeit dieser Stunden, da sie ihren Sohn wie einen Engel des Herrn am Altare sahen und aus seiner Hand den Leib des Herrn empfangen, entschädigte sie reichlich für alle Opfer, welche sie dargebracht hatten.

Es gibt ja auch kaum ein größeres Glück für christliche Eltern, als wenn sie eines ihrer Kinder dem Altare des Herrn zu ewigem Dienste opfern können und nun dieses Kind, die edelste Frucht ihrer Verbindung, als Mittler und Fürsprecher für sie das hl. Opfer darbringt. Wie oft haben sie während der langen Studienzeit gebetet: „O Herr, diesen Tag laß mich nur noch erleben!“ und jetzt spricht der greise Vater voll überströmender Herzensfreude mit Simeon, dem frommen Seher: „Nun lasse, o Herr, deinen Diener in Frieden fahren“, denn seine Augen haben in der Hand seines Kindes das Heil aller Völker gesehen, aus der Hand seines Kindes hat er dieses für ihn jetzt hundertfache Heil empfangen zum Lohne seiner Opferliebe. Mit den Eltern fühlt sehr lebhaft das katholische Volk, und allerorts ist eine Primiz eine der schönsten Feierlichkeiten, von der jung und alt noch lange mit Begeisterung reden. Mit wirklichem Danke wird vom Volke das Ereignis gefeiert, daß Gott der Herr einen aus seiner Mitte zur Ehre des Priestertumes erhoben hat.

Für den Primizianten ist diese Kundgebung von katholisch-religiösem Leben ein mächtiger Antrieb zu erbaulicher Andacht und priesterlichem Eifer.

Peter Fourier, welcher wohl nicht ohne Absicht den Tag des hl. Johannes gewählt, jenes reinsten und strengsten Büßers, den er zum Vorbilde genommen zu haben schien, war ganz seiner selbst vergessen und in Gott verloren. Wir können dies aus der Feier seiner folgenden hl. Messen entnehmen, unter denen nach dem Berichte von Augenzeugen Thränen seinen Augen entströmten, und sein Angesicht ganz entflammt wurde, so daß es sich oft trotz der größten Kälte mit Schweiß bedeckte. Die Zeit mochte seiner Andacht nie genügen, und er dehnte sie ziemlich lange aus. Entgegen der herrschenden Gewohnheit las er die hl. Messe jeden Tag. Sie ward ihm die Fundgrube für alle die Gnade, welche er erhielt, die Stunde der Stärkung und des Trostes in den sich häufenden Mühsalen und Verfolgungen. Ihm war die Wahrheit stets gegen-

wärtig, welche sein niederrheinischer Mitbruder, Thomas von Kempen, ausgesprochen hat:

„Wenn der Priester die hl. Messe feiert, ehrt er Gott, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, hilft er den Lebenden, bringt Ruhe den Verstorbenen und macht sich selbst aller Güter theilhaftig.“

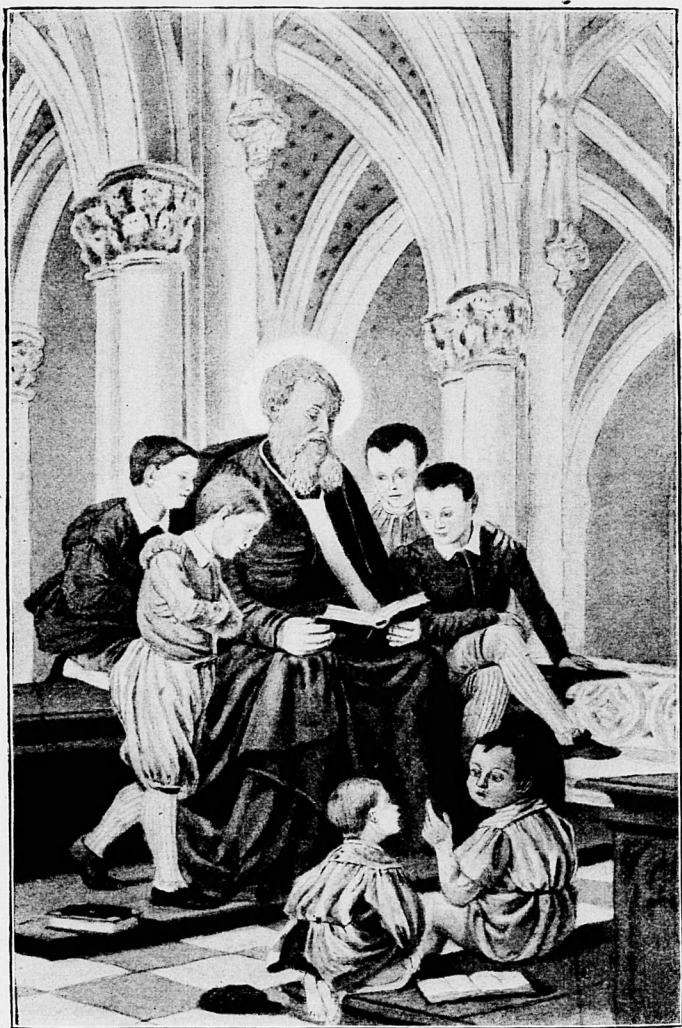




Zweiter Teil.

Priesterleben des hl. Peter Sourier.





Der hl. Peter Fourier unterrichtet die Kinder.



Zweiter Teil.

Priesterleben.

1. Peter Fourier wieder an der Universität; Lockungen der Welt.



Peter Fourier, der neugeweihte Priester wurde im Herbst desselben Jahres von dem Abte wiederum zur Universität von Pont-a-Mousson gesandt, um das eigentliche Studium der Theologie zu beginnen. Wenn- gleich er schon längst von den heiligen Wissenschaften, die zum geistlichen Stande notwendig sind, mit Hilfe des Abtes mehr erlernt hatte, als mancher seiner Amtsbrüder, so sollte er doch jetzt erst recht zu studieren beginnen, um später eine leuchtende Zierde seines Standes und Klosters und ein tüchtiger Kämpfer gegen den Geist der protestantischen Neuerung werden zu können.

Im Oktober ergriff er den Wanderstab, begleitet von P. Fr. Patier, dem Neffen und Koadjutor seines Abtes. Unterwegs traf er einen früheren Bekannten aus höherem Stande, der sich sehr freute, ihn nochmals wieder zu sehen. Im Gespräche gestand ihm derselbe offenherzig, wie sehr er sich gewundert habe über seinen Eintritt in einen so ver-

rufenen Orden; er könne sich dies nicht anders erklären, als durch eine Fügung der Vorsehung, welche ihn zum Reformator des Ordens bestimmt habe. Fourier erwiderte freilich mit Entgegnungen voll aufrichtiger Demut; aber der ehemalige Studiengenosse ließ sich nicht irre machen und schloß mit den Worten: „Deum sequere, Folge Gott!“ Sie schieden hierauf von einander; Fourier war aufs neue bekräftigt in seinem Vorhaben, jener aber sollte noch einstens in die Lage kommen, am Hofe Karls von Lothringen für die Pläne unseres Seligen ein gewichtiges Wort einzulegen; denn er gelangte zur Würde eines Staatsrates und Berichterstatters über die einlaufenden Bittgesuche.

In der Universitätsstadt fand Fourier die meisten seiner ehemaligen Zöglinge wieder. Sie waren zu den höheren Studien zugelassen worden, begrüßten jedoch ihren einstigen Meister mit der alten kindlichen Liebe und Anhänglichkeit und wandten sich wieder in vorkommenden Fällen an ihn um Rat und Hilfe. In diesen Beweisen von Zuneigung und Vertrauen erntete er die Früchte der uneigennütigen, aufopfernden Hingebung und Liebe, der Gerechtigkeit und strengen Gewissenhaftigkeit, mit der er früher seine Zöglinge behandelt hatte.

Manche von seinen früheren Studiengenossen hatten Ärgernis an seinem Eintritt in den Orden genommen, sie argwöhnten, er sei ein laxer, leichtlebiger Mensch geworden, der sich freue, gut versorgt zu sein. Bald jedoch konnten sie sich durch den Augenschein überzeugen, daß seine Frömmigkeit, sein Eifer im Streben nach jeder Tugend nicht im geringsten nachgelassen habe. In dem Prozesse seiner Seligsprechung werden Vorfälle angeführt, die er schriftlich aufgesetzt hatte und treulich befolgte. Sie mögen hier eine Stelle finden:

„Ich will mich immer daran erinnern, daß ich so nach der Vollkommenheit des religiösen Standes streben muß, wie ich es in der Todesstunde wünschen werde gethan zu haben. . . Eher sterben, als eine einzige läßliche Sünde mit Überlegung begehen! . . . Ich will für gewiß halten,

daß ein Mensch um so tugendhafter ist, je sorgfältiger er die Gelegenheit zur Sünde meidet; denn wer die Gefahr liebt, der kommt darin um. Da ich meine Neigungen kenne, so will ich häufigere Besuche von Personen und Orten, sowie alles fliehen, was mich an dem Geiste der Andacht schädigen könnte. Meine Vergnügungen will ich in der Unterhaltung mit Gott und in der Einsamkeit der Zelle suchen, bis ich anderweitig abgerufen werde. Wenn ich jemanden besuche, so soll dies, meiner Regel gemäß, außer den Stunden sein, in denen ich Stillschweigen zu beobachten habe; dabei werde ich nichts sagen, was ich nicht zu seinem geistigen Nutzen verwerten kann. Ich will die niedrigste Meinung von mir selbst und meinen Arbeiten haben, . . . will mich betrachten wie einen, der unwürdig ist, mitten unter den Menschen zu erscheinen. Ich will mich, soviel ich kann, in aller Demut und religiösen Einfachheit zum Diener aller machen. Die anderen will ich mir zu Lehrmeistern nehmen, besonders in Bezug auf meine geistigen Fortschritte. . . Den Rest meiner Tage will ich in Buße und Strenge zubringen.“

Siste viator! Halt an, Lezer! Es ist hier zwar kein Leichenstein wie am Engpaß der Thermopylen; aber du hast vielleicht schon einen Zettel mit guten Vorsätzen voll geschrieben, der dir jetzt vorkommen mag wie ein Leichenstein. Alle diese Vorsätze sind schon lange modernde Leichen unruhmlichen Andenkens und ruhen im Grabe der totgeborenen Wünsche, ein oder zwei schwächliche Ausnahmen vielleicht abgerechnet.

Du hast auch vielleicht geschrieben: Ich will nach Vollkommenheit streben, will eher sterben als sündigen, will die Gelegenheit zur Sünde fliehen, will niedrig von mir und gut von andern denken — ja, dies und noch mehr. Aber ist nicht das Ende von allem Vergessenheit? Wie ist denn das gekommen? Du bist auch vielleicht wie Peter Fourier, ein Student, und da hast du deine Vorsätze eben so schnell vergessen, wie du sie gefaßt und hast um so mehr vergessen, je mehr du aufgeschrieben hast. Hast du dich nicht da in

Augenblicken religiöser Begeisterung nur vom schnell aufwallenden Gefühle leiten lassen? Waren deine Vorsätze nur lustige, ungreifbare Kinder der Phantasie, folgst du selbst, unbeständig wie ein Irrlicht, jedem Lüftchen, oder hat ein Sturm der Versuchung dich und deine guten Entschlüsse über den Haufen geworfen? Wurmfstichige Äpfel fallen zuerst vom Baume, schwach begründete Vorsätze lösen sich in einen Seufzer auf, schnell und spurlos wie Seifenblasen. Mit derlei guten Vorsätzen pflastert sich der flatterhafte Leichtsinn den Weg zur Hölle; der verständige Mann jedoch sucht mit Ernst und Ausdauer, unbeirrt von Fehltritten, das Ziel im Auge, stets den schmalen, aber festen Weg zu wandeln. So hat es unser Seliger gethan, und du folge ihm nach.

Eine Lockung der Welt versuchte es unterdessen, Peter Fourier von seinen einsamen Wegen abzulenken. Am 2. Januar 1591 erhob Herzog Karl III. von Burgund den Dominikus Fourier, dessen Kinder und deren Nachkommen in den Adelsstand. Es sollte diese Erhebung nach der Erklärung des Herzogs eine wohlverdiente Belohnung sein „für die guten Sitten, die Rechtschaffenheit und die Verdienste seines Freundes, . . . für die Dienste, welche derselbe dem Hofe seit acht Jahren (seit der Heirat mit Michelle Guerin) erwiesen habe.“

Peter machte niemals, auch in Briefen nicht, Gebrauch von dem neuen Titel. Dafür kannte er zu gut die Welt und den Wert ihrer Gunstbezeugungen und war zu sehr Gottesmann, dessen Denken und Trachten ganz in Gott und göttlichen Dingen aufging. Im Gegenteile war es ihm höchst unangenehm, daß die Welt wieder einen Faden mehr in der Hand hatte, mit dem sie ihn zu binden versuchen konnte.

Ein anderes Ereignis jedoch berührte ihn weit erfreulicher. Das war die Anstellung seines Vettters Johannes Fourier an der Universität als Professor der Theologie. Derselbe war in die Gesellschaft Jesu eingetreten, hatte sein Noviziat zu Verdun, seine höheren Studien in Rom und

seine Philosophie in Dijon absolviert und trat nun als tüchtiges Mitglied der Gesellschaft in die Reihe der Universitätsprofessoren. Peter Fourier vertraute sich seiner geistlichen Leitung an und wurde bald von ihm auf die Bahn des praktischen Lebens gedrängt. Sein Vetter stellte ihn dem Generalvikar des Bischofs von Metz vor, der zur Visitation nach Pont-a-Mousson gekommen war, und erwirkte ihm die Erlaubnis zu predigen und Beicht zu hören.

Er that dies denn auch neben seinen Studien in der Pfarrkirche St Martin. Zeugnis von seinem Wirken geben dialogisierte Katechismen, welche er für die Kinder verfaßte, und daß er nicht ohne Verdienst und Frucht am Heile der Seelen gearbeitet hat, geht daraus hervor, daß sich ihn die Pfarrangehörigen später zu ihrem Seelenhirten erbaten.

Seine Studien litten keineswegs unter diesen pastoralen Beschäftigungen. Er zeigte sich als einen der hervorragendsten Studenten, und gerade in der Theologie, welche ihm das wichtigste Fach war, zeichnete er sich auch am meisten aus.

„Midot, einer der tüchtigsten Männer unsers Jahrhunderts,“ so schreibt P. Bedel, „erzählte mir eines Tages, er sei zu derselben Zeit, da unser Vater Theologie studiert, im Kolleg gewesen und erinnere sich noch, wie an etwas, das sich eben zugetragen, daß, wenn derselbe sich erhob, um entweder gegen die Beweise seines Lehrers zu argumentieren oder dieselben zu verteidigen, in der ganzen Klasse eine so allgemeine Stille eintrat, daß man hätte sagen mögen, es hat der Geist der Zuhörer alle anderen Teile des Körpers verlassen, um ganz Ohr zu sein und mit größerer Freiheit aufzuhorchen. Der Grund davon war, daß er bei der Führung des Gegenbeweises so gut gewählte und seltene Schwierigkeiten vorbrachte, daß man, da die Lehrbücher nichts Ähnliches enthielten, nicht begreifen konnte, woher er dieselben habe. Er ging dabei mit unerbittlicher Konsequenz vor, bis er seine Gegner kampfunfähig gemacht, aus allen Verchanzungen herausgetrieben und zum Eingeständnis gezwungen hatte, daß es eine Unmöglichkeit

sei, weitere Gegenbeweise zu liefern. Es geschah dies mit solcher geistigen Lebendigkeit und Schärfe, daß es auch keinen noch so gewiegten Kombattanten gab, der nicht Fourier gegenüber eine Niederlage und noch Schlimmeres gefürchtet hätte. Verteidigte er aber eine These, so ging er den Schwierigkeiten derart auf den Grund und gab so klare und bestimmte Antworten, daß jeder Zweifel aus dem Geiste seiner Zuhörer schwand und allen seine Disputation nur zu kurz vorkam; sie gingen mit dem Wunsche fort, ihn bald wieder aufs neue zu hören."

"Wir besitzen", sagt P. Bedel an einer anderen Stelle, "den hl. Thomas mit der Erklärung des Rajetan, dessen er sich damals bediente. Mit großer Sorgfalt hüten wir diesen kostbaren Schatz in unserer Bibliothek zu Pont-a-Mousson. Er besteht aus drei Bänden, die ebensoviel Zeugen seines Fleißes sind; denn von vorn bis hinten hat seine Hand diejenigen Stellen, denen er besondere Aufmerksamkeit zuwandte, gekennzeichnet. Dies zeigt seine große Vertrautheit mit einem Buche, das alle Geheimnisse dieser Wissenschaft enthält. P. Stephan Voirin, ein gelehrter und frommer Jesuit, der ziemlich lange in vertrautem Verhältnisse zu ihm stand, nahm keinen Anstand zu behaupten, daß, wenn dies unvergleichliche Werk des englischen Lehrers verloren gegangen wäre, Peter Fourier im Stande gewesen sein würde, es aus dem Gedächtnis mit allen Fragen und Artikeln in seiner früheren Ordnung wieder herzustellen.

So ist es nicht zu verwundern, daß er ohne Schwierigkeit die akademischen Grade und schließlich den Doktorhut erwarb. Die Biographen berichten freilich vom letzteren nichts, und die Demut des Heiligen, der seiner Titel nie Erwähnung that und auch später seinen Schülern das Ringen nach dergleichen untersagte, würde sich auch nie darum beunruhigt haben, wäre es nicht der ausdrückliche Wille des Abtes gewesen, der ihm durch den Gehorsam den freien Willen band. Übrigens gibt ihm auch derselbe Abt in einem öffentlichen Schriftstücke den Titel „Lehrer“ oder „Meister“, der damals nur denen zustand, welche die höchsten

akademischen Grade erworben hatten; und M^{sr}.de Mageron, der Generalvikar des Bischofs von Verdun, nennt ihn gelegentlich der Unterschrift eines Briefes „Doktor der Theologie“. Derselbe Titel ist ihm auch mehrere Male von verschiedenen Zeugen in dem Prozesse seiner Seligsprechung beigelegt worden.

Endgültig verließ Fourier die Universität am 14. August 1595 und kehrte in sein Kloster zurück. Er hatte noch von P. Brofferd ein Zeugnis verlangt, worin es im allgemeinen heißt, daß er mit Sorgfalt Theologie studiert und sich bei allen durch seine Frömmigkeit, Bescheidenheit und klösterliche Tugend beliebt gemacht habe. Es drängte ihn nach Hause zu kommen; denn dort hatten die Dinge inzwischen eine Wendung genommen, die ihn eine Besserung erhoffen ließen. Darum sagte er dem fast ausschließlich wissenschaftlichen Streben Lebewohl und stellte sich seinem Abte für das praktische Leben zur Verfügung.

„Besser ist Weisheit als Stärke, und besser ein weiser Mann, als ein tapferer. Hell ist die Weisheit . . . und wird leicht erschant von denen, welche sie lieben, und gefunden von denen, die sie suchen.“ (Weish. 6, 1u.13.)

2. Prokuratur und erste Seelsorge.



für die Güte des reinen Quellwassers bleibt es sich gleich, ob es durch einen goldenen oder hölzernen Kanal fließt. Zweifellos wird jeder aber in der Einrichtung eines Palastes die goldene Röhre dem Holzkanal vorziehen. Nun sind in der katholischen Kirche die Priester gleichsam die Kanäle, durch welche Gott der Herr die Quellen Seiner Gnade strömen läßt. Mögen sie in Seinen göttlichen Augen kostbar oder geringwertig sein: sie leiten den lauterer Gnadenstrom durch den Wunderbau Seiner Kirche. Nur für ihre Person selbst ist die Minderwertigkeit, abgesehen vom Ärger-
nis der Gläubigen, ein großes Unglück; denn wenn sie

dem hölzernen Kanale gleichen, werden sie zuletzt, wie jene, ins Feuer geworfen werden.

Deshalb hat die heilige Kirche sich allzeit bemüht, stets nur würdige Spender der Gnade, glänzende Zierden des göttlichen Baues in ihr Heiligtum aufzunehmen. Und der Herr selbst verlangt dies auch; er fordert einen Mann „mit unschuldigen Händen und reinem Herzen“, in dem das immerwährende Feuer „der ersten Liebe“ brennt, sonst will er „über ihn kommen und seinen Leuchter von der Stelle nehmen.“ So that er auch durch die Fürsten seiner Kirche zur Zeit der großen Glaubensspaltung. Unter der Leitung seines Geistes hieß er sie auf dem Konzil zu Trient beraten über das Wohl und Wehe der Kirche und ermutigte sie zu heilsamen Entschlüssen und Bestimmungen. Es galt nun in den folgenden Jahren, diese auch überall durchzuführen. Das stieß aber auf ungeheuerere Schwierigkeiten, besonders da, wo es zuerst notwendig erschien, dieselben auf den Welt- und Ordensklerus anzuwenden. In Lothringen versuchte es erst gegen zwanzig Jahre nach Schließung des Konzils Karl von Lothringen, der Sohn des regierenden Herzogs, welcher Kardinal-Bischof von Straßburg und Metz, sowie Legat des heiligen Stuhles für die drei Bistümer war. Den ersten Versuch machte er an den regulierten Chorberrn des heiligen Augustin.

Am 7. Juli 1595 versammelten sich die Äbte Johann Marius von St. Pierremont, Franz Paticier von Chaumoufey, Jakob Magnien von Luneville, Christian Matriat von St. Sauveur-en-Vosges, Nikolaus Laurentius von Autrey, Theodor von Lemaiville de Belchamps und die Prioren Alberich Nikolaus von St. Leon zu Toul und Florent Laneire von St. Nikolaus des Pres zu Verdun, auf seine Einberufung hin in Nancy, in der Kirche der Franziskaner. Die erste Sitzung fand statt unter dem Vorsitz des Bischofs i. p. Anton Fournier, welcher Vice-Legat des Kardinals war. Derselbe machte ihnen den Vorschlag, alle Abteien des Ordens, welche ganz unabhängig von einander lebten, gemäß dem Wunsche des hl. Konzils in eine

einzigste Kongregation unter einem General-Superior oder einem dreijährigen Visitator zu vereinigen. Er gab zugleich einige Punkte einer Regelung an, deren Zweck es war, eine vollständige Besserung vorzubereiten. Das Resultat dieser ersten Sitzung bedeutete eine Niederlage für den Vice-Legaten. Der Kardinal faßte daher den Entschluß, persönlich den Vorsitz zu führen, und setzte es durch, daß seine Vorschläge gebilligt wurden. Der ehrwürdige P. Johann Marius, Abt von St. Pierremont, wurde auf drei Jahre mit voller Machtbefugnis zum Visitator ernannt; man nahm die vorläufig festgesetzten Artikel an und beschloß, andere von größerer Ausdehnung vorzubereiten, welche Verbindlichkeit erlangen sollten, sobald sie die Bestätigung der Äbte und Prioren des Ordens empfangen hätten.

Das war nun vielleicht einen Monat her als Peter Fourier von der Universität heimkam. Von seinen Mitbrüdern wurde er mit unverhohlenem Mißvergnügen und schlecht verhehlter Abneigung von seinem Abte mit freudlichem Wohlwollen empfangen. Derselbe übertrug ihm gar bald zwei wichtige Ämter, nämlich das Amt eines Procurators und die Seelsorge der Pfarrei Chaumouzey, deren Pfarrstelle er besetzen durfte.

Als Procurator hatte Fourier nur für die zeitlichen Interessen der Abtei zu sorgen und jedem Religiosen denjenigen Anteil zu übermitteln, welchen er, einer Vereinbarung gemäß, für seinen Unterhalt und seine Ernährung beanspruchen konnte. Jeder Chorherr erhielt zur bestimmten Zeit seine sogenannte Pietance*) Anteil (in Geld), und richtete sich damit seinen Lebensunterhalt nach eigenem Belieben ein; den Überfluß verwandte er zu seinem Vergnügen. Die Religiosen hatten eben in Chaumouzey nichts weiter gemeinsam als die Wohnung. Erst der November 1596 machte diesem Mißbrauch ein glückliches Ende.

Peter Fourier machte aus der Not eine Tugend. Die Procuratur machte ihm keine übermäßige Arbeit, denn seit

*) Pietance Anteil, vom lat. pietas, ital. pietanza.

Menschengedenken waren nie mehr denn acht Professen und drei Novizen in der Abtei gewesen. Die traurige Isolierung der Geistlichen gewährte ihm freie Hand für seine Bußübungen und Strengheiten. Während die anderen so bequem als möglich zu leben suchten, enthielt er sich von allem, indem er sich mit Gemüse und Früchten begnügte, von denen er nur einmal im Tage eine Stärkung zu sich nahm. Sein Getränk bestand aus klarem Wasser, dem er jedoch aus Gehorsam ein wenig Wein beimischen mußte. Diese äußerst einfache Lebensweise gestattete es ihm, den Armen reichlich Almosen mitzuteilen und selbst seinen Mitbrüdern Geschenke zu machen; für sich behielt er nichts.

Das Amt des Verwalters brachte ihn besonders mit den wenigen Novizen und den Laienbrüdern der Abtei, die, wie vorhin gesagt ist, mit übertriebener Härte behandelt wurden, in näheren Verkehr. Ihre Lage bewog ihn zum Mitleid, und er konnte nicht umhin, ihnen seine Herzengüte zuzuwenden. Nicht zufrieden damit, soviel an ihm lag, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, half er ihnen auch and trat gern an ihre Stelle, wenn er sie mit irgend einer mühsamen Arbeit beschäftigt sah; ihnen befahl er dann, sich zu setzen und auszuruhen. Oft schlich er sich nachts, während alles im Kloster stille war, heimlich aus seiner Zelle, ging hinab in die Küche, brachte dort alles in Ordnung und suchte dann, glücklich über seine gute That, seine Lagerstätte wieder auf. Wenn dann am anderen Morgen die Novizen ihre gewohnten Arbeiten aufsuchten, waren sie angenehm überrascht, dieselbe bereits vollendet zu sehen, errieten aber leicht ihren freundlichen Helfer. So gewann Fourier ihre Zuneigung und bediente sich derselben, um alle zu einem echt religiösen Leben zu ermuntern. So stiftete er durch Wort und Beispiel, vor allem aber durch seine Liebe außerordentlich viel Gutes. Er machte es wie die Mutter, welche mit dem Kinde zur Winterszeit die Kirche besucht. Sie geht voraus durch den hohen Schnee und heißt das Kind in ihre Fußstapfen treten. Auch der Kleinmütigste unter den Novizen wagte nicht mehr, auf das

schlechte Beispiel der übrigen Priester zu pochen, wenn ihn immer neue Beweise von zarter Liebe und religiösem Eifer an das eine leuchtende Vorbild in allen klösterlichen Tugenden erinnerten. Und Fourier ermüdete nicht; er hielt fest an seinem Wahlspruch: „Omnibus prodesse, obesse nemini.“ „Allen nützen, niemanden schaden.“

Obwohl er nun seinen Körper durch Fasten, Wachen und andere Bußübungen fast gänzlich entkräftet hatte, ließ er doch nicht ab, sein Hirtenamt in der ihm anvertrauten Pfarrei mit brennendem und unermüdlichem Eifer zu verwalten. Sein Herz war noch erfüllt mit dem heiligen Feuer, welches der junge Priester erhält am Tage seiner Weihe, und er sah sich inmitten einer schon lange vernachlässigten, um nicht zu sagen, sich fast gänzlich selbst überlassenen Gemeinde. Wie viele Seelen gab es da zu retten! Und er säumte nicht. Während der Woche erteilte er den Kindern Religionsunterricht mit einer Hingebung und Geduld, die sich niemals verleugnete; am Sonntag belehrte er die ganze Gemeinde in Predigten, die sich durch Gelehrsamkeit, Kraft und Salbung auszeichneten. Hieran knüpfte er Ermahnungen und gab einzelnen noch besondere Winke zu gelegener Zeit, sei es unterwegs, sei es in den Häusern. Eindringlich mahnte er stets und stets zur Beichte und behandelte dann die Seelen mit solcher Liebe, daß sie ermutigt wurden, wieder zu kommen. Die Pfarrkinder waren erstaunt, denn sie erinnerten sich nicht, je einen so eifrigen Seelenhirten gesehen zu haben, und wandten ihm bald ihre volle Anhänglichkeit zu.

Seine wohlthätige Nächstenliebe trug viel dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen. Von seinem Abte erhielt er die Erlaubnis, den Ertrag seiner kleinen Pfründe in Geld oder in Lebensmitteln an die Armen zu verteilen. Ihren Bedürfnissen entsprechend gab er den einen Geld, den anderen Getreide und wieder anderen Brot oder Wein. In dem Manuskript, welches uns die Einzelheiten berichtet, wird auch erwähnt, daß er jedes Jahr eine bedeutende Summe Geldes zur Unterstützung einiger armen Studenten verwen-

dete. Erhielt er Nachricht von einem Kranken oder Betrübten, so beeilte er sich ihn zu besuchen. Keine Furcht vor Regen oder Schnee, vor der Dunkelheit der Nacht oder der Länge des Weges, die bei den sehr zerstreut liegenden Wohnungen seiner Pfarrkinder manchmal mehr als eine Stunde betrug, konnte ihn davon abhalten. Den Betrübten erteilte er Trost, flößte ihnen Mut ein und sorgte zugleich für ihre körperlichen Bedürfnisse.

Man begreift leicht, daß er durch solches Verfahren bald die Bevölkerung des einsamen Thales gewann; denn eine stets uneigennützige und sich selbst aufopfernde Liebe erweckt überall Gegenliebe, sobald sie erkannt und gewürdigt wird. Es gehört jedoch in vielen Pfarreien die Geduld und Ausdauer eines Heiligen dazu, um diese Anerkennung abzuwarten. Für den einen Seelenhirten mag eine solche Zeit langsam keimender Saat eine harte Prüfung sein; von einem anderen erwartet Gott der Herr vielleicht noch einen Akt heroischer Selbstüberwindung, der in seinem Heilsplane gerade noch notwendig ist, um wie ein Blitzstrahl das Gewölk vor der Sonne der göttlichen Gnade zu zerreißen: in jedem Falle aber muß Segen und Gedeihen durch anhaltendes Gebet von oben erfleht werden.

„In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen.“
(Luc. 21, 19.)

3. Verfolgungen in der Abtei.

Wohne Trübsal und Leiden wird aber nun einmal kein Werk in der göttlichen Heilsordnung vollbracht. Mit brennenden und blutigen Händen muß oft die Arbeit im Weinberge des Herrn gethan werden, und Thränen des Schmerzes und der Bekümmernis um das Heil der Seelen sind oft so notwendig, wie der nächtliche Tau den Aekern und Wiesen.

Unser heiligmäßiger Pfarrer von Chaumousey mußte diese Wahrheit in reichlichem Maße erfahren. Machte ihm

die Verwaltung der Pfarrei auch nicht so vielen Kummer, so thaten ihm dafür seine Mitbrüder um so mehr Herzeleid an. Ähnlich wie das Nachtgevägel sein Auge schließt vor dem Strahl der Sonne und jede Zumutung, an das helle Tageslicht zu treten, pfauchend und pfeisend abwehrt, so schlossen auch die Religiosen des Konventes frampfhast vor dem anbrechenden Tage eines neuen geistigen Lebens ihre Augen. Sie steckten die Köpfe zusammen, klagten, murrten und zürnten gegen Gott, die Oberen und ihr eigenes Geschick. Und da sie ihrem Unmute Luft machen mußten, so diente ihnen der sanfte Peter Fourier, dessen heiligmäßiger Wandel wie 'ein stetes Blitzen und Wetterleuchten vor ihren lichtscheuen Augen stand, zur Zielscheibe drohender Blicke, beleidigender Worte und Spöttereien. Verurteilte doch seine Sammlung und Eingezogenheit ihre Zerstreuung und Ausgelassenheit, seine Andacht und sein Eifer ihre Lauheit, seine Liebe zum fleißigen Studium ihren Müßiggang, sein Geist der Buße und Abtötung ihr bequemes und sinnliches Leben, seine Bescheidenheit und Religiosität endlich ihre weltmännischen Allüren. Nichts konnten sie an ihm ertragen; es ging ihnen wie Kranken, denen eine feste, kräftige Nahrung nicht mundet. Sie überredeten sich, er sei ein eitler Mensch, der ihre Gesellschaft aus Wissensstolz verachte, ein Ehrgeiziger, der den Oberen schmeichle; ein Heuchler, der unter der Maske der Frömmigkeit sich einen Namen zu machen suche. Und da auch dem Besten immer noch Fehler und Eigenheiten, auch wohl lästige Absonderlichkeiten anhaften können, so war ihrer Sticheleien, Vorwürfe und Beschuldigungen eine Legion.

Doch damit begnügten sie sich auf die Dauer nicht. Sie gingen über zu Drohungen, Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, spielten ihm allerlei schlechte Streiche, versteckten seine Bücher und Chorkleider, oder beschmutzten und zerrissen dieselben. Da er gegen dergleichen unempfindlich zu bleiben schien, machte dieser Gleichmut, die Frucht einer heldenmütigen Geduld, sie noch erbitterter.

Inzwischen hatte der Abt von Saint-Pierremont, P. Johannes Marius, welcher infolge der im Juni 1595 zu Nancy stattgehabten Versammlung General-Visitor der neuen Kongregation der regulierten Chorherrn von Lothringen geworden war, gemäß den Beschlüssen dieser Versammlung ein Regelbuch aufgestellt und approbieren lassen, welches zwölf Abhandlungen oder Kapitel umfaßte. Vom Oktober desselben Jahres an veröffentlichte er es in seinem Kloster und in der Abtei von Luneville. Im folgenden Jahre that er dies auch in den übrigen Klöstern, besonders in Chaumousey. Dort wie auch anderswo beschränkte man sich darauf, das neue Buch ohne ein Zeichen von Widersehtlichkeit anzunehmen; man gab sich aber sehr wenig Mühe, es zu beobachten, trotz der Strenge der den Widerspenstigen angedrohten Strafen, und die Reform schien schon in der Wiege zu ersterben. „Ein Feuer,“ sagt P. Bedel, „welches an grünes Holz gelegt wird, macht mehr Rauch als Flammen und ist von kurzer Dauer.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach that Peter Fourier sein Bestes, den neuen Bestimmungen einen ganz anderen Erfolg zu verschaffen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses die Feindseligkeiten gegen ihn verdoppelte. Sie erreichten ihren Höhepunkt, als man davon redete, das gemeinsame Leben und die Trennung der Einkünfte wieder einzuführen. Der Eifer, mit dem er dies befürwortete, hatte unter seinen Konfratres eine solche Erbitterung hervorgerufen, daß des Prokurators Leben gefährdet wurde.

Er hatte die Gewohnheit, sich zum Mittagmahle in einem kleinen Thongefäße, wahrscheinlich auf dem gemeinsamen Herde, Erbsen zu kochen. Oft waren sie seine einzige Nahrung, von der er nur einmal im Tage nahm. Zwei oder drei seiner erbittertsten Feinde hatten die Bosheit, ihm zu verschiedenen Malen, man weiß nicht genau welche, ekelhafte Substanzen hineinzumischen. Nun war er kein Kostverächter, aber er hatte doch einige Male die größte Mühe, den Widerwillen gegen die Speisen zu unterdrücken, wußte jedoch nicht der Ursache dieses ungewöhnlich schlechten Ge-

schmades auf den Grund zu kommen. Endlich als seine Aufmerksamkeit durch Wiederholung dieser Thatfache geweckt war, sah er eines Tages genauer zu und entdeckte auf dem Boden seines Napfes eine schmutzige Masse, welche ihm nach genauer Prüfung Giftstoffe zu enthalten schien. Der Gedanke, schon mehrere Male solche verdorbene Speisen gegessen zu haben, erregte eine derartige Übelkeit bei ihm, daß er beinahe erkrankte und sein Leben lang einen Widerwillen gegen gekochte Speise behielt. Er sah ein, daß hier nur eine neue Art von Verfolgung von seiten seiner Mitbrüder vorlag und daß er gut thun werde, wenn er den Erbitterten die Gelegenheit aus dem Wege räumte und auf diese Weise ihnen und sich selber eine Versuchung erspare. Mit Erlaubnis des Abtes hat er deshalb eine wohlthätige Person aus dem Dorfe, ihm in Zukunft sein Gemüse zu bereiten.

Wollten diese Nichtswürdigen ihn nur quälen, oder hatten sie wirklich die Absicht, ihn zu vergiften? Die erste Vermutung scheint annehmbar, da ja die Gesundheit Fouriers von dem mehrmaligen Genuße nicht gelitten hat. P. Bedel sagt jedoch ausdrücklich, daß die mit den Erbsen gemischten Substanzen giftig gewesen seien; und er fügt hinzu: „Die PP. Nicolas Manceau und Johann Holtair, zwei Professoren jenes Klosters, welche austraten, um sich nachher der Reform unserer Kongregation anzuschließen, bezeugten es mir. Unter den Beweisquellen, welche man mir ferner noch von verschiedenen Seiten einhändigte, fand ich auch noch drei für meine Behauptung, und während der fünfundzwanzig Jahre meines Ordenslebens haben mir mehr als zwölf Personen von unantastbar Glaubwürdigkeit dasselbe versichert.“ Um die Unwirksamkeit des Giftes zu erklären, bemerkte er noch: „Er entging der Gefahr durch die fürsorgende Hülfe Dessen, der den Gerechten versprochen hat, daß sie ohne Schaden trinken können, was anderen den Tod bringen würde.“ Vielleicht war auch seine Abtödtung die Ursache, daß jenes Gift bei ihm nicht die völlige Wirkung hatte, indem er jedesmal so wenig Speise zu sich

nahm, daß die Menge der darin enthaltenen Gifte zu gering war.

„Über Nattern und Basilisken wirst du schreiten und zertreten Löwen und Drachen.“ (Ps. 90, 13.)

4. Tod des Vaters, Wahl einer Pfarrstelle.

Zur Zeit dieser Verfolgungen mag es in Peter Fourniers Seele oft dunkel und wegelos ausgesehen haben, wie bei einem Gewitter im Eichenwalde. Über seinem Haupte ließ es Gott der Herr donnern und blitzen, in seinem Innern den Sturmwind schrille Afforde der Trauer und Bedrängnis heulen, und die Schlossen schlugen hinein, zerrissen Äste und Zweige und bedeckten den Boden mit hoffnungsgrünen Sprossen und Blättern. Zu guter Letzt kam aber noch eine Leidensflut angeronnen, an die er kaum gedacht, und das war die Nachricht vom Tode seines lieben Vaters. Wie es nun so von allen Seiten auf ihn eindrang, meinte er fast, in kleinmütiger Verzagttheit hinfinken zu sollen. Aber zugleich mit der niederstürzenden Flut spaltete sich auch die dunkle Wolkenmasse, die ihm den geistigen Gesichtskreis verengte, und ein tröstender Sonnenstrahl drang mit mildem Scheine in sein trauriges Gemüt. Dies war der Bericht von der erbaulichen Art und Weise, in welcher sein guter Vater aus dieser Welt geschieden war.

P. Bedel erzählt von ihm: „Als seine Seele so zu sagen auf den Lippen schwebte, nahm er sein Köppchen ab und erwartete, die Hände auf der Brust gefaltet und die Augen zum Himmel gewandt, seinen letzten Augenblick. Als jene, die zugegen waren, sich anschickten ihn wieder zu bedecken, indem sie fürchteten, es möchte eine Erkältung sein, übel nur verschlimmern, wollte er dies nicht zugeben, sondern raffte nochmals alle Kräfte zusammen und sprach mit voller Geistesgegenwart: „Meine lieben Verwandten und Freunde! Ihr würdet es nicht wagen, einem Fürsten

weder einen Brief noch auch das geringste Geschenk zu überreichen, ohne als Zeichen der Hochachtung das Haupt zu entblößen und Euch tief zu verneigen. Wohlan! Was ist die Würde eines irdischen Fürsten im Vergleich mit der Majestät Gottes? So viele Jahre besitze ich schon diese Seele als ein kostbares Gut, das Er mir anvertraut hat, und ich stehe im Begriffe, sie Ihm wieder zurückzugeben; gestattet mir deswegen, daß ich Ihm mit der größtmöglichen Ehrerbietung ein so überaus wichtiges Geschenk zurückgebe.“ Er starb kurze Zeit hernach und wurde von der ganzen Familie und der ganzen Nachbarschaft tief betrauert und beweint. — —

War Peter Fouriers Gemüt durch diesen Todesfall aufs empfindlichste ergriffen, so fiel auch zu gleicher Zeit dadurch eine Stütze für ihn weg, die er jetzt gerade ungern vermißte; denn es war unter den vorhin geschilderten Umständen wohl nicht mehr rathsam für ihn, im Konvente zu verbleiben. Der schwache Abt konnte oder wagte nicht, ihn zu schützen; die einen legten ihm aus Haß, die anderen aus Mitleid gegen Fourier den Gedanken nahe, den Verfolgten zu entlassen. Obgleich, oder gerade weil er ihm in Liebe und Hochachtung zugethan war, gewährte der Abt ihm deshalb die Freiheit, sich eine Stellung zu wählen, in der er ungestört leben und wirken könne.

Fouriers Familie griff den Gedanken natürlich begierig auf. Seine Stiefmutter hatte noch lange nicht ihren Einfluß bei Hofe verloren; sie wohnte noch in Mirecourt mit seinem Bruder Jakob und seiner Schwester Maria. Sein Bruder Johann war nach Nomeny gezogen, woselbst er eine Erbschaft gemacht hatte. Seit ungefähr einem Jahre bekleidete sein Vetter, der Jesuitenpater Johann Fourier, das Amt des Rektors der Universität.

Der Vermittlung dieser Verwandten mochte er es wohl zu verdanken haben, daß ihm die Pfarreien von Nomeny und von St. Martin zu Pont-a-Mousson, welche vakant waren, angeboten wurden. Andererseits hatte Mattaincourt jedoch seinen Pfarrer verloren und noch keinen neuen Hirten

erhalten. Die Notabeln des Dorfes hatten, als sie erfuhren, daß der noch junge Verwalter von Chaumoufey seine Abtei bald verlassen müsse, ohne sein Wissen bei den Kanonikern des Kollegs von Hauffonville, welchen die Erbteilung dieses Benefiziums schon seit mehr als einem Jahrhundert zustand, zu seinen Gunsten Schritte gethan. Er hatte also zwischen diesen drei Pfarreien die Wahl.

St. Martin zu Pont-a-Mousson und Nomeny, beide der Diözese Metz zugehörig, waren ihm von Kardinal Karl von Lothringen angeboten worden. Derselbe wollte diese neue Gelegenheit benutzen, um für seine Kirche eine neue Perle der Universität zu gewinnen. St. Martin erinnerte den jungen Priester an seine glänzenden Studien und seine ersten Arbeiten in der Seelsorge. Wie viele Gründe, diese Stelle anzunehmen, wo die Herzen ihm zugethan waren, wo er seine alten ihm treugebliebenen Freunde wiederfinden konnte, besonders seinen würdigen Vetter, dessen Rat und Leitung ihm wieder hätte von Nutzen sein können, wo er ferner die Mittel finden konnte, sich in der Wissenschaft weiter auszubilden.

Nomeny zog an durch seine reiche Präbende, außerdem war dort ein Amtsgericht und wohnte daselbst sein Bruder Johannes, in dessen Familie er aufs herzlichste wäre aufgenommen worden.

Mattaincourt hingegen, eine wegen ihrer Unordnungen berüchtigte Ortschaft, schien nichts als Verdrießlichkeiten zu bieten und verlangte überdies noch die Verwaltung der nahegelegenen Vikarie Hymont. Von den drei Stellen, aus denen er sich eine aussuchen konnte, war diese die am wenigsten ehrenvolle und in Bezug auf Einkünfte die unvorteilhafteste. Es ist wahr, daß sie am nächsten bei Mirecourt und Chaumoufey lag; aber konnte ihn dies verlocken? Kann man doch nirgend weniger Prophet sein als in seinem Vaterlande!

Zweifelsohne riet ihm sein Abt zwischen St. Martin und Nomeny zu wählen, doch ließ er ihm volle Freiheit. Peter Fourier ging darum nach Pont-a-Mousson, um sich

bei Johannes Fourier, der sein ganzes Vertrauen besaß, Rats zu holen.

Dieser, der seinen jungen Vetter hinlänglich kannte, um zu wissen, daß er ihn nicht allzu schonend zu behandeln brauche, trug kein Bedenken, ihm zur Antwort zu geben: „Wenn du Ehre, Reichthum und die Annehmlichkeiten des gegenwärtigen Lebens wünschst, so wähle St. Martin oder Romeny, willst du aber nur eine geringe Vergütung hinieden, jedoch vieles für das Heil der Seelen erdulden, so mußt du nach Mattaincourt gehen.“ Diese Sprache war offen genug; Peter verstand sie um so besser, als sie ganz seiner Neigung entgegen kam, und hatte bald seinen Entschluß gefaßt. Als er durch Mirecourt kam, setzte er seine Verwandten davon in Kenntniß. Seine Stiefmutter sprach sich ganz besonders gegen seinen Entschluß aus, trotz der Absicht, ihren Sohn in der Nähe zu haben. Der verstorbene Demange oder Dominique Bridart, der letzte Pfarrer Mattaincourts, hatte wegen der geringen Einkünfte der Pfarrei Schulden hinterlassen; sie fürchtete, scheinbar mit gutem Grunde, er möchte eines Tages auch demselben Schicksal ausgesetzt sein. Aber Peter wußte schon aus Erfahrung, wie wenig er zum Lebensunterhalte bedurfte. Er versicherte daher mit freundlichem Lächeln: „Wenn ich jeden Tag ein Glas Wein spare, hoffe ich für meinen Lebensunterhalt genug zu haben und selbst noch den Armen aufhelfen zu können, ohne genötigt zu sein, Schulden zu machen.“

Ins Kloster zurückgekehrt, berichtete er dem Abte Paticier über die gemachte Reise und offenbarte ihm seine Absicht, sich um die Pfarrei von Mattaincourt zu bewerben. Das gewährte ihm außerdem, meinte er, noch den Vorteil nicht zu weit von seinen Oberen entfernt zu sein. Ein Umstand, den er allezeit für einen providentiellen ansah, befestigte ihn so sehr in seinem Vorhaben, daß er ihn noch 38 Jahre später selbst erzählte. „Eine sehr achtungswerte Persönlichkeit, welche in Wahrheit der Anwalt aller Armen und Bedrängten war, kam, wie es mir schien, im Auftrage Gottes und des Volkes, das sie schickte, in die Abtei und

hat mich, diese Stelle zu übernehmen.“ Es war dies Herr Franz Boirson. Die guten Leute hatten ohne Zweifel wohl erfahren, daß viel einträglichere Benefizien demjenigen, den sie zum Pfarrer wünschten, angetragen worden, weshalb sie den angesehensten Mann des Dorfes als Bittsteller hinfanden. Fourier sagte zu, und der Abt mochte seine Einwilligung nicht vorenthalten.

Seine schriftliche Erlaubnis datiert vom 27. Mai 1597, er behielt sich aber das Recht vor, seinen Untergebenen nach Belieben zurückrufen zu können. „Die Pfarrfinder von Chaumouzey,“ sagt eine schon erwähnte Denkschrift aus jener Zeit, „weinten bitterlich vor Traurigkeit, daß sie so viele Tröstungen, Almosen und Liebeswerke, die sie von ihrem guten Pfarrer erhielten, nun verlieren sollten.“ Sie erinnerten sich nicht, je unter den Religiösen der Abtei solche Hingebung und Tugend gesehen zu haben. Die Erinnerung daran bewahrte sich als ständige Tradition, und noch heute tragen die Bewohner dieses Dörfchens zu dem Heiligen eine besondere Verehrung.

Fourier genügte am 28. Mai allen Formalitäten dem Kolleg Haujenville gegenüber, legte am 30. Mai vor dem bischöflichen Notar und in die Hände des Bischofs von Toul das Gelöbniß der Treue und des Gehorsams ab, und reiste dann gleich nach Mattaincourt.

Es wäre sicherlich kein kleiner Gewinn, wenn der Schlußteil dieses Kapitels einen geistlichen Herrn als Leser fände, der schon längst eine Versetzung gewünscht und welchem das bischöfliche Ordinariat schon mehrere Stellen angeboten, ohne daß derselbe sich aber für eine hätte entschließen können: und wenn nun der Geist Gottes über die Worte dieser Erzählung käme und über das Gemüt des Lesers, wie ein Tropfen Öl über die Brandung des Meeres und dasselbe zur Ruhe und zu dem Entschluß brächte, sich dem bischöflichen Ordinariate bedingungslos zur Verfügung zu stellen: das wäre, sage ich, kein kleiner Gewinn, und der heilige Peter Fourier würde einem solchen Nachahmer seiner Gefinnungen den entscheidenden Schritt leicht machen und ihm

ungeahnte Gnadengaben in seiner neuen ungesuchten Stellung erlehen.

„Ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum tuum.“

„Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“ (Luc. 1, 38.)

5. Zustand von Mattaincourt. Erste kirchliche Funktionen.

Schon lange sind wir gewohnt, unseren Heiligen mitten in einer traurigen Zeit der geistigen Finsternis einhergehen zu sehen wie den Wächter mit der Laterne in der Nacht, überall anklopfend und mahnend, daß es Zeit sei, vom Schlafe aufzustehen und die Werke der Finsternis abzulegen. So that er es unter seinen Ordensbrüdern, und anders handelte er auch nicht beim Antritt seiner neuen Pfarrei. Sehen wir uns dieselbe vorher ein wenig an.

Mattaincourt war damals, wie auch heute noch, ein großes, schönes Dorf der Vogesen, an den Ufern des Madonflusses, eine halbe Stunde oberhalb Mirecourt, in einem hübschen und fruchtbaren Thale gelegen. Reiche Weinberge zogen sich die Hügelabhänge hinab bis zu den weiten Getreidefeldern, welche die Ortschaften Lothringens allenthalben umsäumen.

„Vor unserer großen Not und Drangsal,“ sagt P. Bedel, welcher dies nach den schrecklichen Verheerungen von Seiten der Franzosen und besonders der Schweden aufzeichnete, „zählte Mattaincourt so viele Einwohner und war dergestalt mit zeitlichen Gütern gesegnet, daß es den besten Ortschaften des Landes vorgezogen und mehreren Kleinstädten hätte gleichgestellt werden können. Diejenigen Bewohner, welche keinen Wein- und Ackerbau trieben, verlegten sich auf die Fabrikation von Tuch und Spitzen, womit sie einen sehr ausgedehnten Handel nach Frankreich, Italien, Deutschland und fast durch ganz Europa trieben. Die Folge

davon waren ein behaglicher Wohlstand und große materielle Güter. Allein der sittliche und religiöse Zustand entsprach dem bei weitem nicht. Es gab in Mattaincourt mehr Laster auszuwurzeln, als Tugenden nachzuahmen. Niederlichkeit der Sitten, Unwissenheit und Verrohung, Vernachlässigung der religiösen Übungen hatten allmählich eine große Schwächung des Glaubenslebens herbeigeführt, indes antireligiöse Gemeinplätze an die Stelle der evangelischen Grundsätze traten. Häresie und ungezügelter Freiheit machten täglich neue Fortschritte; man hätte glauben sollen, das Christentum habe in dieser Gegend nie geherrscht. Die hl. Messe wurde nur an hohen Festtagen des Jahres gehört; kaum beichtete man um Ostern. Die Feste wurden entweiht, die Altäre standen entblößt, die Kirchen leer, während die Kneipen und Schenken sich täglich füllten. Dies war in der Nachbarschaft so bekannt, daß man Mattaincourt gewöhnlich das „kleine Genf“ nannte. Dieser Name hatte einen doppelten Grund für sich: denn aus Genf, der Stadt Calvins, brachten die Kaufleute von Mattaincourt ihre Waren, dann aber auch das Gift schlechter Lehren und die Verachtung des katholischen Kultus mit.

Solcher Art war also der Schauplatz des ferneren Wirkens unseres Heiligen. Am 1. Juni 1597, als am Feste der hl. Dreifaltigkeit, feierte er dortselbst die erste Pfarrmesse. Die Angehörigen der Pfarrei waren in Menge herbeigeströmt und besprachen nach dem Gottesdienste das Auftreten, die äußere Erscheinung und das frühere Leben ihres neuen Seelenhirten. Die Vornehmsten des Dorfes, welche ihn sich erbeten hatten, waren von froher Genugthuung erfüllt. Andere dagegen konnten ein starkes Mißtrauen nicht verbergen; sie mußten, daß er aus einer übel beleumundeten Abtei kam. „Was machen wir mit einem Mönch? . . Wir mögen ihn nicht . . ; mit unserm dicken Pfaffen kann er den Vergleich nicht aushalten.“ So sprachen sie von ihrem verstorbenen Pfarrer und kennzeichneten dadurch zum Teil seine Wirksamkeit und ihren eigenen Charakter. Als Dörfler und Kleinstädter blieb ihr Auge leicht an Außer-

lichkeiten haften; Bosheit, Leichtsinn und Klatzsucht häkelten sich an dergleichen fest, wie die Klette an dem Kleidessaume.

Während nun gedankenlose Schwägereien, freventliche Urtheile, lieblose Nachreden und unsinnige Prophezeiungen von einem Küchenfeuer bis zum andern über die Gassen schwirrten, zog sich der neue Pfarrherr zurück und brachte die guten Entschlüsse zu Papier, nach welchen er sein Leben einrichten wollte. Er erzählte unter anderem selbst achtunddreißig Jahre später:

„Indem ich nach meiner ersten Pfarrmesse zu Matincourt in einzelnen Artikeln das anmerkte, was ich für die Zukunft thun zu müssen glaubte, nahm ich mir nebst anderen Punkten von größerer Wichtigkeit vor, niemals irgend welche Entschädigung für etwa eintretende Dienstleistungen demjenigen gegenüber anzunehmen, der zur Abtei gekommen war, um mich zur Annahme dieser Stelle zu bewegen.“ Dadurch wollte er also diesem stete Erkenntlichkeit beweisen, als habe derselbe ihm einen großen Dienst erwiesen, da er ihn bat, die arme Pfarrei zu übernehmen. Besonders nahm er sich vor, „keine Frauensperson in seinen Dienst zu nehmen, kein Mobiliar zu besitzen, keinen Vorrat an Wein in seinem Keller zu halten, bei Hochzeiten und festlichen Gelagen nicht zu erscheinen, das Volk mehr durch Beispiel als durch Worte zu leiten, seine Pfarrei nicht wegen einer anderen zu verlassen.“

So brachte er die ersten Tage in möglichster Einsamkeit zu, nur mit Gott und seinem Gewissen beschäftigt. Vier Tage später, am Fronleichnamstage, diesem so erhebenden und populären Feste, da der Gott der Liebe, von den Scharen seiner Gläubigen umgeben, im Triumphe durch die Straßen herumgetragen wird auf grünem, blumengeschmückten Teppich, umduftet von Weihrauchwolken; da er, von zierlich geschmückten Altären herab das im Staube niederknieende Volk segnet: an diesem Tage eilten auch diejenigen Pfarrkinder zur Kirche, welche sie sonst wie das Fegefeuer mieden. Dieses Mal führte die Neugierde eine

außergewöhnliche Menge herbei. Der junge Priester hatte nichts vernachlässigt, was die Zeremonien hätte ergreifender gestalten können; er hatte die Kirche, so viel er konnte, geschmückt, und zur Zurüstung der Wege und der Ausschmückung der Altäre angetrieben. „Bei der Prozession, während der er das Allerheiligste trug,“ so sagt in ihrer naiven Sprache eine Denkschrift, „hatte jedermann die Augen auf seine Person gerichtet und merkte genau auf alles, was er that. Keiner sah ihn auch nur ein einziges Mal während der ganzen Prozession und des Gottesdienstes sein Antlitz erheben, und alle waren über eine so seltene Sammlung derart erstaunt, daß sie einander zuflüsterten und gestanden, etwas Ähnliches noch nie gesehen zu haben: das sei doch eine ganz andere Sache, als mit ihrem dicken Pfarrer.“

Als die Prozession in die Kirche zurückgekehrt war, bestieg Fourier die Kanzel. Indem er seinen Blick auf das Volk richtete, das mehr aus Neugierde, den neuen Pfarrer zu sehen, als aus Begierde, das Wort Gottes zu hören, den Raum füllte, da fühlte er, wie feierlich die Stunde war, und ahnte, wenn er es an diesem Tage nicht erreichte, daß der Heilige Geist auf diese seine versammelten Schäflein herabsteige, so würden sie ihm noch für lange Zeit verloren sein. Darum flehte er die göttliche Hilfe an und begann. Das Thema war schon durch die Umstände gegeben: die Unendlichkeit und die Uneigennützigkeit der Liebe Jesu Christi in der hl. Eucharistie. Fouriers majestätische Haltung, seine sonore und kräftige Stimme, sein milder Blick, seine Gewandtheit und Leichtigkeit der Sprache und die Salbung seines Wortes machten auf die Zuhörer einen so lebhaften Eindruck, daß mehrere aus ihnen bis zu Thränen gerührt wurden. Aber die Bewegung wurde allgemein, als er am Ende auf seine Person zu sprechen kam und hinzufügte, daß, wie Gott sich unter den sakramentalischen Gestalten den Menschen gebe, ohne ein anderes Interesse zu haben, als das Wohl und Heil derjenigen, die ihn empfangen, er sich auch heute ihnen hingebe, nicht wegen der Ehre, auf die er wohl hoffen könnte, noch auch in Erwartung irdischer

Güter, sondern einzig wegen des Heiles ihrer Seelen, welche er vor allem retten wolle, wenn er dafür auch Blut und Leben hingeben müsse.

Diese Sprache machte Eindruck. Noch vierzig Jahre nachher blieb sie den Zuhörern in lebhafter Erinnerung. Sie klang wie das Wort eines wahrhaft guten Hirten und erweckte in den Zuhörern ein unabweisbares Gefühl der Ehrfurcht vor dem Manne, der so erhaben vor ihnen stand. Sie hatten ihn noch nicht kennen gelernt; denn er hatte sich bisheran in der Einsamkeit gehalten und war in Gebet und Betrachtung gleichsam mit Moses zu dem Berge Gottes emporgestiegen. Dafür trat er auch nun vor sie hin mit leuchtender Stirne, mit dem Herzen voll Eifer, voll Feuer und Flamme. Es erinnerte sein heilig-ernstes Wesen an die unnahbare Majestät, mit der er verkehrt, deren Stelle er jetzt vertrat; es verkündeten seine Worte einen wahrhaften Seeleneifer, den echten Berufseifer, welcher die Seele und das Prinzip aller seelsorglichen Thätigkeit ist und hervorgeht aus der Fülle des hl. Geistes, der nicht ängstlich nachrechnet: wieviel muß ich thun, wie weit muß ich gehen? sondern spricht: „Charitas Christi urget nos,“ „die Liebe Christi drängt uns.“

Auf solche Art führte sich unser Heiliger bei seinen Pfarrkindern ein. An sich dachte er kaum; sein nächstes Geschäft nach der hl. Messe des ersten Tages bestand darin, wie wir gehört haben, daß er mit dem Geiste Gottes und sich selbst zu Rate ging und sich strenge Regeln aufstellte, deren Befolgung ihn befähigen sollten, möglichst viel als Seelsorger zum geistigen Nutzen seiner Pfarrkinder zu wirken. Dies war seine erste und vornehmste Sorge und kennzeichnete ihn gleich als den guten Hirten. Wir können nicht ohne Bewunderung die gänzliche Vergessenheit des Irdischen betrachten, welche die ersten Tage des Aufenthaltes in seiner neuen Heimat heiligte, diese totale Nichtbeachtung aller persönlichen Bedürfnisse, die wir gleich noch näher werden kennen lernen, diesen weit über die Alltäglichkeit hinausstrebenden, durch lange Ascese gestählten, wahrhaft idealen

Schwung des Geistes, der ein Herz, das noch blutete vom Trennungsschmerz, welches, bedrückt durch Verfolgung und Leid, eine Genossenschaft von Brüdern fliehen und sich an eine fremde, wenig einladende Stelle gewöhnen mußte, über alles mit starkem Fittich emporhob und nur für göttliche Einflüsse empfänglich machte. Da bemerken wir nichts Gewöhnliches, nichts Kleinliches, überhaupt nichts Irdisches, nur Selbstverleugnung und Seeleneifer, den mutigen Beginn eines langen Opferlebens.

Der neue Pfarrer kümmerte sich um keine Einrichtung; er wollte ja weder Mobiliar noch Vorräte. Wie der Adler auf nacktem Felsen haust, so lebte er, von allem entblößt, in schmucklosem, kahlem Zimmer. Dafür stand er aber auch als leuchtendes Ideal vor den Augen aller und stieg hoch über alle hinauf, gleich dem Adler, der als König der Lüfte in edler Majestät über den Bergen zwischen Himmel und Erde schwebt.

Je weniger der Mensch von der Erde bedarf, um so höher steht er über ihr. Wie glücklich ist der Ordensmann zum Beispiel, der Geistesstärke genug besitzt, um einem unerwarteten Befehle seiner Obern folgen zu können, augenblicklich alles liegen und stehen zu lassen und sich an fremde, unbekannte Orte zu begeben, ohne zu wissen, wie es ihm ergehen soll! Er braucht keine langen Vorbereitungen, keinen Möbelwagen, keine Umzugskosten — er geht, streift alte, liebgewordene Gewohnheiten wie ein gebrauchtes Kleidungsstück ab und fügt sich in neue mit der Voraussicht, auch dieser sich einst entwöhnen zu müssen. „Non habemus hic manentem civitatem, sed futuram inquirimus.“ „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen eine zukünftige.“ Darum ist es gut, billig und heilsam, wenn wir öfter daran erinnert werden, daß wir Pilger auf Erden sind und durch dieses Leben nur hindurch gehen dürfen, daß wir aber hindurchgehen müssen, wie der Heiland gethan, von dem es heißt: „Pertransiit benefaciendo,“ „Er ging hindurch, Gutes thugend,“ auf daß wir nicht mit leeren Händen, voll Verzweiflung an die Pforte der Ewigkeit schlagen

müssen, sondern daß die Engel sie freudig uns öffnen, und — wie sie thun, wenn ein Seelsorger mit Scharen ihm anvertrauter und durch seinen Eifer geretteter Seelen einzieht — frohlockend rufen: „Erhebet, ihr Fürsten, eure Thore, hoch thut euch auf, ihr Thore der Ewigkeit, daß wieder einziehe ein König der Ehre und Herrlichkeit.“

„Sohn, laß mich mit dir machen, was ich will; ich weiß, was dir frommt.“ (Nachf. Chr. 3, 17.)

6. Apostolische Armut.



Die Logik des Volkes begeht in ihren Schlußfolgerungen und Urteilen oft den Fehler, daß sie die Diener der Religion mit der Religion selbst verwechselt und letztere für die Fehler der ersteren verantwortlich macht. Ein Pfarrer ist dem Volke der Repräsentant der Religion; deshalb muß er auch in des Volkes Augen heilig sein wie sie. Ist er dies nicht in einem besonders hohen Maße, verrät er Anhänglichkeit an irdische Güter, legt er sich nicht eine gewisse Zurückhaltung im Umgange und in der Gesellschaft auf, gilt er für einen Mann, der die Tafelfreuden liebt, der ein müßiges Leben führt, der nicht gern durch pflichtgemäße Besuche gestört sein will, der nicht für alle auf gleiche Weise zugänglich ist, so mag man ihn vielleicht eben noch ertragen, faßt aber kein Vertrauen zu ihm, und sein Amt, sein Dienst im Heiligtume wird mit einer hoffnungslosen Unfruchtbarkeit geschlagen sein. Instinktmäßig kann der Weltmensch, der sein Herz an die irdischen Güter hängt, es am allerniedrigsten vertragen, daß derjenige, welcher ihn von diesen Banden befreien soll, selbst in ihnen verstrickt ist. Oher mag er darum seinem Seelenhirten einen Verstoß gegen die gute Sitte, als Habsucht, Geiz und verwandte Laster verzeihen.

Der neue Pfarrer von Mattaincourt kannte diese Seite des Volkes sehr gut. „Er wußte,“ sagt P. Bedel treffend, „daß die Pfarrkinder sich am liebsten von einem Pfarrer,

der sie nur ruft, um sie zu scheren, ferne halten, und daß ein Mensch von diesem Schlage, sei er auch gelehrt wie ein hl. Thomas von Aquin und beredt wie ein hl. Chrysostomus, wenn er einmal in der Meinung des Volkes des Geizes verdächtig ist, nichts besseres thun kann, als die Sichel ins Feld werfen; denn, wenn die Erntezeit kommt, hat er anstatt geistiger Frucht von seinen Arbeiten nur Haß und andauernde Feindschaft zu hoffen.“

Peter hatte solch' üblen Nachreden vorgebeugt, indem er in seiner ersten Predigt jagte, er begehre nicht die zeitlichen Güter und kenne keinen andern Ehrgeiz, als das Heil der unsterblichen Seelen. Wie wahr er gesprochen, bewies er dadurch, daß er sein Betragen nach seinen Worten einrichtete.

In dem Maße, wie seine Pfarrkinder den Reichtum liebten, liebte er die Armut, indem er viel mehr that, als sein Gelübde verlangte. Das Pfarrhaus war gar nicht möbliert. Das Wohnzimmer, dessen Fenster zum Garten hinausging, erinnerte vollständig an die Einrichtung des Stalles zu Bethlehem: vier nackte Mauern, ein schlechter Fußboden und eben eine solche Decke von Tannenholz, in der Mitte des Gemaches ein plumper Tisch, darauf einige Bücher, einige Holzstühle und eine Bank von anderthalb Fußbreite, das war das ganze Meublement. Als Schmuck dienten ein oder zwei Bilder aus Papier und ein kleines Kreuzifix, vor dem er niederkniete und betete. In einer Ecke bemerkte man einen engen Kasten und einen plump in die Mauer eingebauten Kamin. Der Kasten enthielt ein Bett, das aber nur dazu diente, die Besucher zu täuschen; denn Fourier bediente sich desselben ebensowenig, wie des Kamins, außer wenn er krank war. Man verehrt noch heute diese arme Zelle, deren Heiligkeit die Armut mit einem Glorienscheine umstrahlt und den Besucher auf die Knie niederzwingt. So schildern uns die Biographen die Wohnung unseres Heiligen.

Dieser Pfarrer brauchte nicht, wenn er von der Genügsamkeit und von der geduligen Ertragung der Armut

predigte, zu erröten über weiche Teppiche, schwellende Polster, bligende Kronleuchten, zwecklose Nippfachen. Er lehrte, wie er sich vorgenommen hatte, eindringlicher durch sein Beispiel als durch seine Worte. So einfach, wie in der Ausstattung seiner Zimmer, war er auch in der Kleidung. Für diese wählte er den größten Stoff und erlaubte nicht, daß man im Schnitte desselben von der größten Einfachheit abweiche. Eine Soutane genügte ihm; es kostete große Mühe, ihn zu bewegen, sie zu wechseln. Er pflegte zu sagen: für einen Körper sei eine Soutane genug, ja, viele Arme hätten nicht einmal eine und trügen nur Lumpen. Seine Kopfbedeckung war dem entsprechend. Wie er seine Soutane schon im Kloster viel länger trug, als irgend einer seiner Mitbrüder, so gebrauchte er auch seinen Hut, bis dessen Farbe zur Unkenntlichkeit verblichen war.

Er lebte nicht so, weil es ihm an Mitteln gefehlt hätte. Reich war er freilich nicht; sein ganzes Gehalt belief sich jährlich auf zweihundert Francs. Die aber verwandte er zumeist für die Armen und begnügte sich selbst mit dem, was mildthätige Liebe ihm öfter anbot. In dieser Weise übte er eine weit strengere Armut, als ihm in einem Ordenshause erlaubt worden wäre. Es war, als ob er einen Erjaz suchen wollte für das Verdienst des Gehorjams, welches er seit dem Austritt aus dem Konvente nicht mehr in dem früheren Maße gewinnen konnte. Auch war es der innere Drang nach Abwerfung alles Irdischen, was ihn zu solchen Entjagungen trieb. Die ascetischen Gemüther betrachten dergleichen mit mehr Mißvergnügen, wie wir den Straßenschmutz an unseren Füßen. Scheint es auch, daß sie oft dabei die Grenzen menschlicher Klugheit überschreiten, so sorgt doch der Geist Gottes, der sie in ihren Entschlüssen leitet, dafür, daß alles wieder auf andere Weise ausgeglichen wird. Mancher möchte wohl versucht sein, dem schlechtgekleideten Pfarrer von Mattaincourt das Wort des hl. Paulus (2 Cor. 6, 3) entgegen zu halten: „Nemini dantes ullam offensionem ut non vituperetur ministerium nostrum.“ „Geben wir niemanden Anstoß, damit unser Amt

nicht getadelt werde.“ Der Heilige aber wird sich über seine Art und Weise leichter verantworten können, als wenn er in Übersuß gewirthschaftet hätte; denn leichter wird vom Volke ein Heiliger unter dem geslickten und schäbigen Habit, als ein echter Seelenhirte unter dem kostbaren Gewande erkannt werden. Zwischen beiden liegt die ebene Mittelbahn, auf welcher die Diener Gottes von gewöhnlicher Tugendhaftigkeit wandeln. Heil demjenigen, der steilere Pfade erklimmen kann, der seine Sinnlichkeit schon so erstickt, seine Bequemlichkeit schon so abgetödtet, seine Kraft schon gestählt hat, daß ihn der Geist über die erbärmliche Alltäglichkeit des Lebens erhoben und für die Bedürfnisse des Leibes beinahe unempfindlich gemacht hat!

„Besser ist der Arme, der in seiner Einfalt wandelt, als der Reiche und der Thor.“ (Sprüchw. 19, 1.)

7. Vorsicht im Umgang.

Ehren wir zu unserm Heiligen zurück. Seine Vorsätze enthalten noch einen Punkt, dessen Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Seiner Abtötung, seiner selbstlosen Uneigennützigkeit kam seine Vorsicht in Bewahrung der englischen Tugend, seine Zurückhaltung gegen Personen des anderen Geschlechtes gleich. „Die Keuschheit,“ sagt einer seiner Biographen, „ist der königliche Mantel des Priesters, und die Lilien dieser liebenswürdigen Tugend bilden den schönsten Schmuck seiner Krone. Wehe ihm, wenn er diesen göttlichen Mantel besleckt und diese Krone der Jungfräulichkeit entblättert! Es trifft ihn dann in vollem Umfange die Schande eines gefallenen Engels, der nur auf Verführung sinnt, und eines entthronten Königs, der in seiner Erniedrigung nur tiefe Verachtung erfährt. Seine Gewalt ist zur Ohnmacht geworden. Wie soll er gewisse Herzenswunden heilen, da er doch selbst zu Tode verwundet ist?“

Das erkannte der junge Pfarrer schon früh, und war überzeugt, daß man eine so zarte Tugend, welche den Menschen zu einem Engel auf Erden macht, mit nicht genug Schutzmitteln umgeben könne. Als sich ihm seine Stiefmutter zur Führung des Haushaltes anbot, lehnte er, Hochachtung vorschüßend, mit aller Bestimmtheit ab. „Ich würde mich schämen,“ sagte er, „Euch zur Dienerin zu haben; das verbieten mir die Gesetze der Natur.“ So wollte er, daß sie in der Zurückgezogenheit ihrem Wittwenstande eine Zierde sei, wie er dem Priesterstande. Wie hätte er auch bei einem fortwährenden Zeugen seiner Handlungen, welcher alle Tage an seiner Tafel gegessen und alle Einzelheiten seines Lebens erfahren hätte, sich seinen Abtötungen hingeben können? Als Priester und Ordensmann war er doppelt bekleidet mit dem Gewande der Buße, welches er ungehindert tragen wollte, und er fürchtete sehr, daß seine Stiefmutter, von Zuneigung zu ihm getrieben, hierin ihm manchmal Hindernisse bereiten würde.

Seine Zurückhaltung in Bezug auf Weltleute war kaum weniger streng. Der Wohlstand allein schien ihm kein genügender Grund zu sein, einer Frauensperson einen Besuch abzustatten. In diesem Punkte gab er nur der Nothwendigkeit oder den Erfordernissen seines Amtes nach. Nie bot er einer Frauensperson seine Gastfreundschaft an, nicht einmal seinen nächsten Verwandten. Er empfing indes diejenigen, welche ihn besuchten, unterhielt sich mit ihnen, jedoch so viel möglich nur in Gegenwart von Zeugen, blieb stets in einiger Entfernung und wandte sein Gesicht etwas zur Seite, ohne je auf ihr Angesicht zu schauen. Um nichts in der Welt hätte er jemandes Hand berührt, selbst wenn man ihm irgend etwas überreichte. Auch erlaubte er nicht, daß man die seinige berühre; was man ihm darbot, mußte man auf sein Brevier, auf den Tisch, auf seinen Mantel oder auf die Erde legen. Er empfand einen solchen Abscheu wider das der Keuschheit entgegengesetzte Laster, daß er lieber Hunger gelitten, als vom Brode oder einem

Gerichte gegessen hätte, welches von unreinen Händen gemacht oder bereitet worden.

Eines Tages erwartete ihn eine leichtfertige Person, die er schon einmal getadelt hatte, gerade als er mit dem hl. Sakramente aus der Wohnung eines Kranken kam. In einer engen Gasse blieb sie stehen, um ihn zu nötigen, nahe an ihr vorbei zu gehen. Er wich aber aus, indem er durch eine tiefe Kotlache watete. Später, in seinem Seligsprechungsprozeß, wollte man ihn anklagen, bei dieser Begebenheit durch Mangel an Ehrfurcht gegen das hl. Sakrament gefehlt zu haben. Aber geistreich erwiderte der Papst, daß Fourier unter zwei Schmutzhaufen den geringeren gewählt habe.

Diese große Zartheit offenbarte sich an ihm bei jedem Vorfalle. Die Mutter eines seiner kleinen Zöglinge kam einstmal (es war in späteren Jahren), ihn um Auskunft über den Beruf ihres Sohnes zu erbitten; denn sie hätte denselben gerne als Priester am Altare gesehen. Der hl. Pfarrer, welcher ohne Zweifel bei dem Kinde keine besonders deutlichen Zeichen des Berufes wahrnahm, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: „Ein Priester!!! Ein Priester!!!“ Dann sich zu der Mutter wendend, fügte er hinzu: „Wissen Sie auch, Madame, was ein Priester ist? Wenn man einen Strohalm in ein mit Wasser gefülltes Gefäß taucht und ihn herauszieht, so bildet sich alsbald am Ende ein durchsichtiger, krystallheller Tropfen. So rein muß das Gewissen des Priesters sein, wenn er die hl. Geheimnisse feiert.“

Nach diesen im Tone lebhaftester Überzeugung gesprochenen Worten mag der hoffnungsfrohen Mutter wohl ein helleres Licht über die Bedeutung und die Pflichten des priesterlichen Standes aufgegangen sein. Glauben mußte sie wohl dem Manne, dem Priester, der es nicht wagte, sie anzusehen, der sich so strenge Zurückhaltung auferlegte, seinen Verkehr mit den Menschen so enge begrenzte und auf ein solches Minimum beschränkte, daß er kaum mehr dem Menschengeschlechte anzugehören, sondern als ein „anderer Chri-

itus“, wie der Priester in der hl. Schrift genannt wird, mehr teil am Göttlichen, denn am Irdischen hatte. Er glückte in seiner Abgeschlossenheit von der Welt und deren Gewohnheiten einem jener klaren Alpenseen, welche auf unnahbarer, über Erdbunst und Wolfendunkel erhabener Höhe in grundloser Tiefe des Himmels Sonne, Mond und Sternenheer widerstrahlen lassen.

In solch unumwölkter Höhe kann freilich nicht jeder Priester des Herrn stehen, wie auch nicht jeder See und jeder zum Heile der Erde und Menschheit bestimmte Quell ein jungfräulich reiner Alpensee zu sein braucht: denn verschieden sind sowohl die geistigen wie die leiblichen Bedürfnisse der Menschheit. Aber wir danken Gott, daß er uns so strahlende Abbilder seiner Urschönheit in seinen Auserwählten zum Troste und zur Erbauung auf die Erde gesandt hat, und sehnen uns darnach, ihnen wenigstens in etwa nahe zu kommen durch treue Bewahrung der Reinheit und geduldige Übung der Entsagung, welche unser Stand von uns fordert.

„Wer die Reinheit des Herzens liebt, wird wegen der Anmut seiner Lippen den König zum Freunde haben.“
(Sprüchw. 22, 11.)

8. Küche und Keller. Lange Fastenzeit. Gastfreundschaft.

In heroischem Grade übte Fourier die Entsagung, besonders die Enthaltung von Speise und Trank. Es kamen nur solche Vorräte in seinen Keller, auf seinen Speicher oder in seine Speisekammer, welche von seinem Benefizium herrührten; aber auch diese wurden meist wieder für die Armen verwendet.

Eines Tages wollte ihm jemand ein Geschenk mit einem Faße Wein machen. Er lehnte dankend ab; das Faß wurde aber doch in seinen Keller geschafft. Zwei Jahre später fand man es noch in demselben Zustande, wie man

es in den Keller gelegt hatte, unberührt und mit dichtem Spinngewebe bedeckt. Er hatte es nicht einmal zu Gunsten der Armen berühren wollen, weil er es nicht angenommen hatte.

Das Küchen- und Tischgeräthe war bei ihm gleichfalls höchst einfach: er besaß weder Tischtücher noch Servietten, noch Trinkgläser: nichts als das Notwendigste. Sein Haus war so dürftig ausgestattet wie das seinige; es galt für das ärmste in der ganzen Pfarrei. Nur soviel Nahrung nahm er zu sich, als notwendig war, um nicht Hungers zu sterben. Er fastete das ganze Jahr hindurch und nahm seine tägliche Mahlzeit erst gegen sechs, sieben oder acht Uhr abends. „Den größten Teil des Jahres,“ sagt der schon erwähnte Gewährsmann, „bestand sie nur aus Gemüse und während der Fastenzeit nur aus Gerste und dicken Bohnen, nie aß er Fleisch und trank nie Wein.“ In seinem Hause wurde nur Feuer angezündet, wenn es die Pflicht der Gastfreundschaft erheischte.

Wie der Verfasser der Denkschrift sagt, bezeugt eine von den Schwestern der von ihm gestifteten Kongregation, welche ihm, wie das in seinem späteren Leben geschah, täglich gegen Abend sein Essen bereitete, daß er oft zwei Tage nichts genossen habe; denn sie trug oft am folgenden Tage alles, was sie abends vorher gebracht, wieder zurück, ohne daß er etwas angerührt hatte. Wenn die Schwestern seine Suppe und sein Gemüse zubereitet hatten, mußte ihm sein kleiner Diener dasselbe holen und das Geschirr zurückbringen. An Stelle einer Magd hatte er nämlich einen Knaben von zehn bis zwölf Jahren bei sich. Diesen verwandte er, um kleinere Aufträge auszuführen, den Armen Almosen zu bringen, Briefe zu besorgen, oder andere wenig ermüdende Dienste im Hause zu leisten. Durch verschiedene Mittheilungen von diesen Knaben erfuhr man später manche interessante Einzelheiten aus seinem Privatleben.

Als eines Tages einer von ihnen ihm die Mahlzeit bringen wollte, fiel er, und der Napf mit der Erbsensuppe lag in Scherben auf dem Boden. Sogleich fand sich eine

Schar junger Kameraden zusammen, welche den Armen lachend und spottend umstanden. Als nun der Pfarrer, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herauskam und sah, worum es sich handelte, tröstete er den Kleinen lächelnd und sprach: „Der liebe Gott will eben nicht, daß ich diesen Abend etwas esse.“ Er gab hierauf nicht zu, daß man ihm anderes Essen brachte, sondern ging in seine Stube und vertiefte sich in Gebet, Betrachtung und Studium, als wenn nichts vorgefallen wäre. Denn er gehörte zu jenen Asceten, deren Geist vollständig über das Fleisch triumphiert und es mit despotischer Willkür beherrscht, deren Seele sich mit dem Fluge des Adlers um so leichter zur Höhe schwingt, je weniger sie durch körperlichen Ballast gehindert wird, welche erst recht in voller Freiheit des Geistes da aufjubeln, wo andere kraftlos zu Boden sinken.

Da er jedoch wußte, daß nicht jeder das aushalten konnte, was ihm ein leichtes war, ferner nichts über die christliche Liebe gehe, so erhielt alles ein ganz anderes Aussehen, wenn es sich darum handelte, Gastfreundschaft zu üben, oder wenn er apostolische Arbeiter zur Aushülfe bei sich beherbergte. Alsdann ging er betteln, um seine Besucher und Gastfreunde ehrenvoll empfangen zu können. Da man wußte, daß er gerne gab und daß er gerade deswegen von allem entblößt war, weil er zu viel weggab, so machten sich seine Pfarrkinder eine Pflicht und ein Vergnügen daraus, ihn zu unterstützen. Sofort brachte der eine Wäsche, Servietten, oder ein Tischtuch herbei, der andere Tischgeräte, dieser Brod, Wein, Fleisch oder Eier, jener Milch, Käse, Gemüse oder Früchte, ein jeder von dem, was er besaß. Mit einem Schlage war der sonst so arme Pfarrhof reich; der Pfarrer selbst gab dann seine strengen Gewohnheiten auf und leistete bei der gemeinschaftlichen Tafel freundlich Gesellschaft.

Es war in der Diözese Toul den Priestern nicht verboten, bei den Mahlzeiten nach einer Taufe, Hochzeit oder Leichenbegängnis, welche in ihren Pfarreien stattfanden und zu denen sie der Sitte gemäß eingeladen wurden, zu er-

scheinen. Gleich von Anfang an erklärte Fourier jedoch seinen festen Entschluß, keine derartige Einladung von seinen Pfarrkindern anzunehmen. Er bemühte sich indes, ihnen zu zeigen, daß dies nicht etwa aus Verachtung oder Geringschätzung, wegen Mangel an Freundschaft oder Hochachtung geschehe. Er begab sich deshalb zu ihnen, wenn sie im Begriffe waren, sich zu Tische zu setzen, segnete die Mahlzeit und empfahl sich, nachdem er einige gute Worte und eine Aufforderung zu christlicher Mäßigkeit und Mildthätigkeit gegen die Armen an die Tischgesellschaft gerichtet hatte. Die folgende Thatsache trug nicht wenig bei, seine Anschauung betreffs dieses Punktes zu befestigen, und zeigt, wie richtig er hierüber geurteilt hatte.

Ein Religiose, dem er nicht gerne etwas abschlagen mochte, befand sich einst in Mattaincourt bei einem seiner Verwandten. Dieser, welcher eine Festlichkeit veranstaltete, drückte ihm den Wunsch aus, auch den hl. Pfarrer zu seinem Tische zu sehen, und ersuchte seinen Gast, denselben einzuladen. „Denn,“ sagte er, „mich wird er ohne Zweifel abweisen.“ Der Religiose stieß bei Entledigung seines Auftrages auf nicht geringe Schwierigkeiten. Endlich beschloß der heilige Mann, aus Furcht zu verlegen oder als Sonderling zu erscheinen, der Einladung zu folgen. Er ging also hin; die Tischgesellschaft war glücklich, ihn zu sehen, man räumte ihm den Ehrenplatz ein und überbot sich in Höflichkeitsbezeugungen. Durch den fleißigen Zuspruch des Bechers erhigten sich indessen allmählich die Köpfe, die Unterhaltung wurde schließlich lärmend. Der Bauern Verstand verdunkelte sich nach und nach, und einige Gäste erlaubten sich dem Religiosen gegenüber Ausdrücke, die nichts weniger als von Hochachtung zeugten. Fourier, endlich nicht länger im Stande, dieser ausgelassenen Vertraulichkeit zuzusehen, suchte Vorstellungen zu machen, welche aber schlecht aufgenommen wurden. Von Worten kam es sogar zu Thätlichkeiten, und einige vergaßen sich so weit, ihren heiligmäßigen Pfarrer zu schlagen. „Sie gaben ihm“, wie P. Bedel offen sagt, „Stöße und Hiebe, und zwar so dicht

daß er nicht wußte, wie er sich verteidigen sollte.“ Nach Hause zurückgekehrt, sprach der Religiöse, sich in Entschuldigungen erschöpfend, zu ihm: „Niemals, Herr Pfarrer, wird man mich mehr dort sehen; bleiben Sie in Gottes Namen bei Ihrer Gewohnheit, sie ist durchaus gerechtfertigt.“

Die Erzählung bedarf keiner Erläuterung; sie läßt uns einen tiefen Einblick in die Verrohung des Volkes thun. Erlaubten sich diese Leute, wenn auch in trunkenem Zustande, so etwas gegen einen Seelsorger, zu dem jeder mit Ehrfurcht sonst aufblickte, wie mag dann erst das Verhalten gegen einen Geistlichen gewesen sein, der ihnen nicht durch solche Tugend imponieren konnte? Da begreift man auch, aus welchen Gründen der liebe Gott unseren Heiligen mit einem so ernsten und strengen Geiste ausgestattet hatte. Es gehörte eben eine stahlharte Kraft dazu, diesen hartscholligen Boden zu pflügen und für reiche Saaten vorzubereiten. Für ihn selbst aber war die mühsame Arbeit nur eine Gelegenheit zu größerem Verdienste und strahlenderer Heiligkeit: denn je mehr die Pflugschar gebraucht wird, um so heller glänzt sie.

„Süß ist der Schlaf des Arbeiters, er esse wenig oder viel; aber die Fülle läßt den Reichen nicht schlafen.“
(Eccleſ. 5, 11.)

9. Nachtarbeit.

Unterdeſſen ſtaunten ſeine Pfarrkinder immer mehr darüber, wie ein Mann von ſo abgehärmtem Aeußern, der beſtändig mit Arbeit überladen war, nicht vor Erſchöpfung zuſammenbrach. Den Tag über ſah man ihn jedem Kommenden Antwort oder Weiſung geben, jeden tröſten, belehren, aufmuntern, viele Stunden im Beichtſtuhl, bei den Armen oder Kranken zubringen: mit einem Worte ſich ganz für andere hingegen. Und wenn der Abend gekommen war, wurde die Lampe in ſeinem ärmlichen Zimmer kaum mehr ausgelöſcht: man wußte es genau, obgleich

er die Fenster seines Zimmers mit Stroh statt mit Rouleaux verhüllte. Nachdem er seine Mahlzeit genommen, setzte er sich gewöhnlich an seinen Schreibtisch und blieb da bis zum Morgen des folgenden Tages. Die langen Nächte brachte er dabei ohne Feuer zu, selbst wenn bei eifriger Kälte der Frost Blumen an sein Fenster malte oder wenn der rauche Nordwind mit schneidiger Kälte die Schneeflocken durch die schlecht schließende Thür jagte. Seine größten Ausgaben machte er für Licht und Papier. „Dieses soll der auch nicht sparen“, sagte er, „welcher solche Anwendung davon macht, wie er soll.“

Kein Tyrann ist über den Menschen so mächtig wie der Schlaf. Hunger läßt sich schon lange ertragen, seine Stillung kann sich auf Wochen hinaus verzögern lassen; aber dem Schläfer, diesem Bruder des Todes fällt der Mensch schon nach einem Kampf von einigen Tagen zum Opfer. Er ist ein Bedürfnis und eine Wohlthat. Fourier bekämpfte hartnäckig dieses Bedürfnis und verschmähte diese Wohlthat; er brachte manchmal zwei bis drei Nächte zu, ohne seine Augenlider zu schließen. Zuweilen, wenn ihm die Feder aus den Händen fiel, wenn er sein ermüdetes Haupt nicht mehr aufrecht halten konnte, schlief er wohl eine Viertelstunde lang, erwachte aber bei der geringsten Störung und nahm gleich seine Arbeit wieder auf. Sein Schlaf dauerte nie länger als drei bis vier Stunden. Gewöhnlich legte er sich auf eine Bank, nahm ein Bünd durrer Blätter zum Kopfkissen und seinen Mantel als Decke. Morgens legte er er dann sein Bett aus, als ob er es benutzt hätte. Wenn er auf der Reise, vor Anstrengung ermattet, dem Schläfer absolut nicht mehr widerstehen konnte, streckte er sich auf dem ersten besten Brette oder sonstwo zur Ruhe nieder.

Bei solcher Strenghheit gegen seine größten Bedürfnisse konnte es freilich nicht ausbleiben, daß er auch wohl über Tag von der Natur überwältigt wurde. Als er eines Tages in einer Gesellschaft eingeschlafen war, erinnerte ihn jemand, er solle die Nacht zum Schlafen benutzen und nicht sein eigener Mörder werden. Er aber meinte etwas sophistisch:

„Der Schlaf überrascht den Menschen ja doch, wo er nur kann; darum will ich mich nicht ins Bett legen und ihn dort erst noch erwarten. Ist der Schlaf nicht gleichsam ein Tod? Das hieße sich also zum Mörder machen, wenn man ihn freiwillig aufsucht.“

In etlichen Punkten mögen wir die Heiligen bewundern, dürfen uns jedoch die Nachahmung ersparen. Den selben Weg wie sie, müssen auch wir zum Himmelreich gehen, den Weg der Entsagung; aber während sie wie Schnellläufer voreilen, Gräben überspringen und Hügel hinanstürmen, gibt uns der gute Gott Zeit, im Schritte zu gehen, Brücken aufzusuchen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen oder zu umgehen. Es giebt nicht viele, die ohne schwere Schädigung ihrer Gesundheit und damit ihrer Berufsarbeiten auf eine solche Weise den Schlaf beschränken könnten wie unser strenger Heiliger. Nicht wenige freilich giebt es, die darin unsern Pfarrer wohl nachahmen, daß sie gerne abends spät aufbleiben, oft fleißig arbeiten, besonders gut studieren, oft aber auch munter sind und durch die Nacht schwärmen wie Fledermäuse, nur nicht so stille; am Morgen jedoch liegen sie fester im Bette, als ein abgetakeltes Schiff vor Anker, und die liebe Sonne thut ihnen weh an den Augen: die sollen ein wenig auf den Pfarrer von Mattaincourt schauen; und da sie es ihm nicht gleich zu thun vermögen noch dürfen, lieber abends schlafen, um morgens mit den Sonnenstrahlen an Thätigkeit zu wetteifern, denn das ist die rechte Art und Weise der Arbeitseinteilung.

Können wir eine angemessene Nachtruhe notwendigerweise nun einmal nicht entbehren, so gehen wir über die notwendige Grenze wenigstens nicht hinaus. Es ist dem priesterlichen Leben zum Beispiel durchaus nicht förderlich, wenn man die erste hl. Messe lesen muß und nun wegen späten Wachens oder aus angeborener Trägheit in der Frühe nicht zur Zeit aufsteht, und dann, weil das Volk schon ungeduldig wartet, unvorbereitet, verdrießlich, mit verschlafenen Augen und traumbefangenen Geiste an den Altar

treten muß. Dadurch wird die wichtigste und heiligste Handlung des Tages uns schon gründlich freudenlos gemacht, und die göttliche Liebe brennt so wenig in unserm Herzen, wie Feuer im nassen Holze. Ebenso ist es ein wenig ermunterndes und erbauliches Schauspiel, wenn in einem geistlichen Hause dieser und jener beim gemeinsamen Morgengebete oder bei der Betrachtung oft und oft zu spät erscheint oder gar den leeren Schlassaal hütet, indes die Mitbrüder mit Herz und Mund in Gebet und Gesang dem Vater aller ihr Morgenopfer darbringen.

„Gott, mein Gott! frühe wache ich zu dir.“

(Ps. 62, 2.)

10. Pastoralstudien.



Was that denn der Pfarrer von Mattaincourt in der Nacht, wenn er nicht schlief? Die Antwort lautet kurz dahin: Er lebte für sich, nachdem er den Tag über für andere gelebt hatte.

Wenn er am Abend die ewige Lampe vor dem Altare mit frischer Nahrung versorgt hatte, so ging er auf sein Zimmer und ließ seinem Geiste dieselbe Pflege angedeihen. Er betete, betrachtete und studierte. Die meiste Zeit verwandte er auf das Studium; dann langte er seine alten Freunde, die Bücher hervor, frische mit ihnen Erinnerungen aus alten Tagen auf und grub neue Schätze aus.

St. Augustin enthüllte ihm die tiefe Bedeutung der hl. Schrift, die harmonischen Schönheiten der religiösen Geheimnisse, die Art und Weise, Unwissende zu belehren. Für die Schriften dieses berühmten Kirchenlehrers legte er stets eine besondere Hochachtung an den Tag, zu ihnen nahm er in allen Zweifeln wie zu einer Quelle der reinsten Wahrheit seine Zuflucht und wies ihnen nach der hl. Schrift den ersten Platz an in seiner Bibliothek. In der Erklärung des Evangeliums und den Unterweisungen für das Volk war der hl. Chrysostomus sein Lehrmeister. Aus dem

hl. Gregor von Nazianz erlernte er die Pflichten eines priesterlichen Lebens; von dem hl. Basilus, in den Konferenzen Cassians und in den Werken des hl. Johannes Climacus studierte er die Grundsätze und Regeln des religiösen Lebens, seine Frömmigkeit nährte er durch Lesung der Werke des hl. Bernhard. Diese Schriftsteller waren seine liebsten Freunde und seine beständigen Begleiter; er las sie stets im Urtext, um ihre Bedeutung besser verstehen zu können. „Darin war er so gut bewandert,“ sagt P. Bedel, „daß er in unvorhergesehenen Fällen das Buch, das Kapitel, die Seite und die Worte ihrer Werke mit solcher Genauigkeit und Leichtigkeit anzugeben wußte, als ob er sie erst am verflossenen Morgen gelesen hätte.“

Diese Liebe zum Studium bewahrte ihn vor dem Schicksale, unter den Bauern selber zu verbauern, erfrischte, erholte und sammelte seinen Geist von den Anstrengungen der Amtspflichten und gab ihm stets neue Lust, wachsenden Eifer und höhere Befähigung zu ihrer Übernahme. Der Mensch lernt nie aus, so lang er lebt, und im priesterlichen Leben wechseln die Erfahrungen wie die Bewegungen des Menschenherzens. Daselbe hat bis jetzt noch niemand vollständig ergründet, seine Kenntnis aber bildet einen Hauptteil des priesterlichen Studiums. Nichts Menschliches soll dem Priester fremd sein. Dafür reicht nicht der nach Umfang und Zeit immerhin begrenzte Kreis seiner Erfahrungen aus: er muß sich auch die Erfahrungen anderer nutzbar machen. Denn es mögen sich Völker und Sitten ändern, die Thorheiten des Menschen sind schon so alt wie die Menschheit selbst: sie sind bloß in andern Verkleidungen aufgetreten. Welche Männer aber könnten den Priester mehr belehren, als diejenigen, die ihm im Amte ruhmvoll vorgegangen sind, die wie helle Sterne an seiner Bahn strahlen, die durch ihre Schriften noch wirken, nachdem sie längst zur ewigen Ruhe eingegangen sind? Der Finger Gottes hat durch sie geschrieben, mag er sich offenbaren in der Blut eines Augustinus, in der Kraft eines Chrysostomus oder in dem durchdringenden Blicke eines Climacus,

jenes wunderbaren Abtes vom Berge Sinai, der wie nur wenige die Rätsel in der Menschenbrust zu deuten und für jede Krankheit der Seele die Diagnose zu stellen wußte. Aus den Werken solcher Geistesheroen schöpfte Fourier seine reichen pastoralen Kenntnisse und versenkte sich dann in Betrachtung und Gebet, um die Gnaden zu erflehen, daß sein Wissen auch fruchtbringend werde für die ihm anvertrauten Seelen. Auf diese Weise verbrachte er sehr oft die Nacht, bis die lichte Morgensonne ihn zur Tagesarbeit rief.

„Audiens sapiens sapientior erit.“ „Durch Hören wird der Weise weiser.“

II. Nota „Meas“. Zwei Trauungen.

Tages über konnte Fourier nicht ans Studium denken, dann lebte er nur ganz für seine Pfarrkinder. Alle sonstigen Tugenden eines Seelsorgers wurden unbeachtet und vergessen sein, wenn er nicht leutfelig und zugänglich für seine Untergebenen wäre, wenn er nur sich, seinem Studium und seinen Neigungen leben wollte. Läßt er auch nur einen kleinen Widerwillen, eine geringe Unlust an den Tag treten, sofern man ihn zum Beichtstuhl, zu einem Kranken oder zu irgend einem andern Werke des Seeleneifers ruft, so hat er gleich einen großen Teil seines Vertrauens eingebüßt. Die Leute sagen: „Der trägt keine wahrhafte Liebe zu uns, mit dem kann man nicht sprechen“, und sie kommen nur dann zu ihm, wenn sie nicht umhin können, im Drange größter Notwendigkeit. Manchmal trägt auch die Haushälterin daran die meiste Schuld. Wie oft weist sie nicht Leute ab mit dem Bescheide: „Der Herr ist nicht zu Hause“. Sie will ihren Herrn, vielleicht weil dieser selbst einen derartigen Wunsch durchblicken ließ, nicht stören lassen, wenigstens zu gewissen Zeiten nicht. Sie erlaubt sich womöglich, die Besucher auszufragen, so daß dieselben erst der Haushälterin ihr Anliegen vortragen müssen, und diese

dann vom geistlichen Herrn den Bescheid holt. Solche Übelstände können sich zum größten Arger und Schaden der Gemeindeglieder im Laufe der Jahre einstellen.

Bei unserm Heiligen war an dergleichen nicht zu denken; denn er liebte seine Pfarrkinder zu sehr. Ihm war es, als ob Christus zu ihm wie zu Petrus, seinem Namenspatrone, spräche: „Wenn du mich liebst, so weide meine Schafe.“ An einem Seitenrande der Werke des hl Augustinus, wo selbst er diese Worte einmal fand, schrieb er wohl zehnmal hintereinander: Nota „Meas“! (Merke dir: die „Meinen“.) Seine Schafe waren die Schafe Jesu Christi, für welche er, als sein Stellvertreter, einstens strenge Rechenschaft ablegen sollte.

Er liebte sie aber aus innigster Neigung. „Ihr könnt gar nicht begreifen,“ sagte er eines Tages zu seinen geistlichen Töchtern in Mirecourt, „wie ein Pfarrer seine Pfarrkinder liebt. Alle Gleichnisse, die man anführt, von der Henne für ihre Küchlein, von einer Mutter für ihr Kind, erklären nicht genugsam, und alle die Bücher, welche davon handeln, sagen nicht die Hälfte. Nur durch die eigene Erfahrung könntet ihr diese Wahrheit begreifen, anders nicht.“

Folgendes ist ein Zug, welcher zeigt, bis wohin seine Anhänglichkeit an seine Pfarrkinder ging. Da sein jüngster und liebster Bruder Johannes von ihm getraut zu werden wünschte, begab dieser sich mit seiner Braut und allen Gästen nach Mattaincourt. An diesem Tage gerade sollte auch ein Paar aus der Pfarre getraut werden. Bauend auf sein Verwandtschaftsrecht wollte Johannes, überzeugt, daß man ihm den Vorrang nicht streitig machen würde, zuerst an den Altar treten. Aber er hatte die Rechnung ohne den Pfarrer gemacht, welcher vor allem seinen Pfarrkindern angehören wollte. „Es ist wahr,“ sagte er zu seinem Bruder, „daß du mein nächster Blutsverwandter bist; aber siehe da, eines meiner Pfarrkinder, mein geistiges Kind, welches mich vor Gott der Ungerechtigkeit anklagen würde, wenn ich demselben nicht mehr Liebe entgegenbrächte und ihm nicht den Vorrang gäbe.“

Auch sonst stand er jedem auf die erste Aufforderung hin zu Diensten. Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen zeigte er dasselbe freundliche und gütige Antlitz ohne eine Spur von Überdruß oder Mißmut. Sehr oft hat er seinen Religiosen späterhin gesagt, daß er noch niemand mißvergnügt von sich weggeschickt habe. Wenn er über die Straße ging, hatte er immer sein Chorchemd über der Schulter und sein Brevier in der Hand; „denn,“ meinte er, „man kann nicht wissen, was für ein dringender Fall in einer großen Pfarrei vorkommen kann.“

So gewährte er in Wirklichkeit das Bild des guten Hirten, welches immer vor seiner Seele schwebte. Voller Sorge umschritt er stets die Grenzen seiner Weide, damit ihm keines seiner Pflegbefohlenen verloren gehe. Und weil sein Herz frei war von irdischen Neigungen, deshalb hatte sich in ihm eine Liebe zu seinen geistigen Kindern entwickelt, die jede natürliche Neigung durch ihre Glut und Tiefe in Schatten stellte. Das kann aber nach seinen eigenen Worten nur der begreifen, der selber ein guter Seelenhirt ist.

„Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.“ (Joh. 10, 14.)

12. Fourier als Dorfrichter.

Viel mehr Rechte wie heutigen Tages hatte der Pfarrer zu jener Zeit. Es heißt in einer Bestimmung des Kapitels von Gauffonville über die Rechte des Pfarrers von Mattaincourt:

„In seine Hand war auch die weltliche Gerichtsbarkeit gelegt, und an ihn wendeten sich die Bewohner in ihren Streitigkeiten. Vor dem Pfarrhause saß er mit seinen Schöffen und Ältesten zu Gericht, und man zahlte ihm mäßige Geldstrafen; so herrschte er in der Gemeinde als weltlicher und geistlicher Richter“. Folgende Erläuterung fügt P. Bedel hier hinzu: „Damit diejenigen, die seiner bedurften, ihn leicht trafen, hielt Fourier sich alle Morgen

vor der Hausthüre auf und verweilte dort mitunter zwei Stunden lang, selbst mitten im Winter. Der eine befragte ihn über einen Prozeß, der andere über eine Reise, die er zu machen hatte, und so jeder über seine Anliegen. Während er sie zufrieden stellte, ertrug er die rauheste Winterkälte, so daß ihm die Füße vollständig erfroren und ihn an seinem Lebensabende kaum mehr tragen konnten.“

Vor allem suchte er aber die Prozesse zu verhindern. Sind sie doch oft genug die Ursache des Unterganges für viele Familien und eine Quelle von Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Familienangehörigen. „Da er das bürgerliche Recht studiert hatte,“ sagt P. Bedel, „so suchte er sich jetzt als Richter ganz besonders über die hergebrachten Gewohnheiten der Landvogtei zu unterrichten und die Mißlichkeiten kennen zu lernen, welche unter seinen Pfarrangehörigen entstanden. Darauf lud er alle ein, ihm ihre Beschwerdepunkte zu unterbreiten, und bat sie, lieber seinen Entscheid anzurufen, als sich in unentwirrbare und immer sehr kostspielige Prozesse einzulassen. Da sie seine Fähigkeiten anerkannten und ihm wegen seiner Unparteilichkeit volles Zutrauen schenkten, hörten die meisten auf ihn. Den einen zeigte er nun auf kluge Weise, wie manche ihrer Klagen unbegründet seien und hielt sie an, von denselben abzustehen. Jene, deren Unrecht offenbar war, bewog er zu einem gütlichen Vergleiche und empfahl denen, welche auf ihrer Seite das gute Recht hatten, Mäßigung, indem er sie ermahnte, ein wenig von ihrem Vortheile dem Frieden und der Eintracht zu opfern.“

Man braucht aber durchaus nicht zu glauben, daß es ihm gelang, jeden Zulauf zu den Gerichten zu verhindern. Zu oft ist blinde Leidenschaft taub gegen guten Rat. In diesem Fall hielt er es für seine Pflicht, alle von der Gerechtigkeit gestatteten Mittel anzuwenden, um die Rechte der übervorteilten Partei in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, namentlich wenn es sich um Unterdrückte handelte, um Wittwen und Waisen. Der erste Brief seiner langen Korrespondenz, welcher bis zum Anfange seines

Pastoralamtes zu Mattaincourt hinaufreicht, hat gerade die Verteidigung einer armen Frau gegen die Forderungen eines zu strengen Gläubigers zum Gegenstande. Sorgen, vermittelnde Schritte, Fürbitten, inständige Ansuchen, wiederholte Bittgesuche: nichts unterließ er. Trotz der Kenntnis, welche er von den Gesetzen hatte, traute er seinem eigenen Urtheile nicht, wenigstens nicht in wichtigen Angelegenheiten. Er holte sich Rat, ließ von anderen Rat erteilen, versuchte einen Einblick aus der Vergleichung mit ähnlichen Fällen zu gewinnen und ergriff alle denkbar möglichen Vorsichtsmaßregeln. Da er außerdem ein großes Vertrauen genoß, war es selten, daß er nicht als Sieger aus dem Kampfe hervorging.

Da er sich erinnerte, in der Jugend gesehen zu haben, wie in den Vogesen einst ein Advokat allein an einem Tage unter dem Säulengange einer Halle mehr Geschäfte erledigte, als die richterlichen Förmlichkeiten in einem Jahre abzumachen im Stande waren, kam ihm der Gedanke, etwas Ähnliches zu versuchen. Von dem Grundsätze des heiligen Augustinus geleitet: „Entweder führet keine Prozesse, oder beendigt sie möglichst früh“, faßte er den Plan, einen Verein zu gründen, zwecks Beseitigung der vielen eingeschlichenen Mißbräuche. Aus vornehmen und einflußreichen Personen sollte der Verein gebildet werden. Zwei unter ihnen, von Rechtsanwältinnen und von Experten unterstützt, welche aus rechtskundigen Männern gewählt würden, sollten einen Gerichtshof bilden und jede Woche gern und möglichst schnell alle neu entstandenen Streitigkeiten erledigen. Hatte das Friedensgericht das Urtheil gefällt und weigerte sich eine der Parteien, sich dem Urtheilspruche zu fügen, dann sollte die Gemeindefasse, welche durch freiwillige Gaben unterstützt würde, die zur Weiterführung des Prozesses gegen den Halsstarrigen nötigen Gelder vor dem ordentlichen Gerichte liefern, ohne daß dadurch der andern Partei Kosten entstanden. Schon hatte Fourier die Anordnungen für die Wahl der Schiedsrichter getroffen und die Statuten für diesen Verein aufgestellt. Auch ließen der Ruf, dessen er

sich erfreute und das Ansehen, welches ihm seine außergewöhnliche Heiligkeit verlieh, hoffen, daß er alle Hindernisse glücklich überwinden würde. Zweifelsohne hätte er überdies und mit noch größerer Leichtigkeit die lothringischen Herzoge gewonnen, welche ihn hochschätzten und liebten; alles ließ darauf schließen, daß sein Unternehmen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt würde: da vereitelte der Krieg alle schönen Hoffnungen und beschwor doppeltes Elend über sein Heimatland herauf.

So wurde sein menschenfreundlicher Plan zu nichte, zeigte aber, wie klar sein Geist die damalige Sachlage der Dinge erkannte. Es war eine Frucht seiner früheren ausgezeichneten Studien, die seinen Blick erweitert hatten, und eines praktischen Sinnes, der sein Auge geschärft hatte. Wie ein Bischof der ersten christlichen Jahrhunderte hätte er für das zeitliche und ewige Wohl seiner Herde sorgen können, hätten nicht das Elend und die Wirren des dreißigjährigen Krieges ihre zerstörenden Wogen auch nach Lothringen gewälzt. So that er, was er als einfacher Pfarrer thun konnte. Als Hirte suchte er alle Streitigkeiten zu verhüten, als Richter war er ein unbeugsamer Verteidiger des Rechtes, ohne Leidenschaft, unzugänglich für bestimmende Einflüsse: für Verwandtschaft, Freundschaft, Empfehlung, Schmeichelei, wie für unzeitiges und ungerechtfertigtes Mitleid. Als Hirte zeigte er sich aber liebevoller wie ein Vater, voll der Zärtlichkeit einer Mutter, war er ganz Herz und Liebe. Man hat ihn die Barmherzigkeit, Güte und Liebe selbst genannt.

Ein Beispiel für viele. Von einer Nachbarin scheinbar beeinträchtigt, machte eine Frau seiner Pfarrei einen Prozeß anhängig. Frau Hoyotte war so fest überzeugt, das Recht auf ihrer Seite zu haben, daß sie trotz des Zuredens ihres Pfarrers keinen Vergleich annehmen wollte. Da Fourier, der selbst Richter sein mußte, einsah, daß mit der erbitterten Person nichts anzufangen sei, entschied er, und zwar seiner Einsicht und seinem Gewissen gemäß gegen sie. Das Urtheil aber fiel so milde als möglich aus. Die Gerichtskosten wur-

den der Verurtheilten erlassen; auf Zureden Fouriers erließ ihr die Gegnerin auch noch die Zinsen von dem strittigen Kapital.

Das bösertige Weib konnte sich aber mit ihrer Verurteilung nicht zufrieden geben. Sie geriet über ihren Richter in solchen Wut, daß sie in Schmähungen gegen ihn ausbrach und Verläumdungen über ihn austreute, wie sie nur eine niedrige Seele erfinden konnte. Sie fiel ihn auf der Straße an, beschimpfte ihn auf dem Wege bis zur Kirche, ja selbst bis zum Beichtstuhl. Fourier bewahrte die ganze Scene hindurch seine Gelassenheit; er hielt sich das Taschentuch vor den Mund, um ein Lächeln zu verbergen. Ja, als die keifende Megäre ihm ein anderes Mal einen Korb voll Kehricht ins Gesicht geworfen hatte, gab er ihr, weil sie arm war, ein Almosen. Das Weib nahm es wirklich an, aber ohne allen Dank, behauptete vielmehr, dies sei nur eine Abchlagszahlung auf die ihr unrechtmäßig abgesprochene Summe. Nichtsdestoweniger reichte Fourier ihr jedes Mal ein Almosen, um indes nur stets neue Beschimpfungen zu ernten.

Als er eines Tages von einer Reise zurückkehrte und hörte, daß Frau Hoyotte gestorben und er jetzt von ihren Insulten befreit sei, entfuhr ihm statt des Ausdruckes der Zufriedenheit ein schwerer Seufzer: „Wie leid thut mir ihr Tod! Gott sei ihr gnädig! Mein Gott, was bin ich betrübt! Nun habe ich ja niemand mehr, der mir die Wahrheit sagt!“

Handelte er auf diese Weise so sehr verschieden als Hirte und als Richter, so wußte er die beiden Ämter noch besser zu trennen, wenn ihm schiedsrichterliche Fälle vorgelegt wurden, in denen das Geistliche mit dem Weltlichen eng verknüpft war.

Jemand fragte ihn eines Tages, was er denn demjenigen sagen würde, der Geld zu dem damals gesetzlich erlaubten Prozentsatz, sieben von hundert ausgeliehen habe. Da gab er zu Antwort: „Vor dem Richterstuhl des Gesetzes würde ich ihm kein Wort bemerken; aber im Richterstuhl

der Buße würde ich ihn fragen, für wen denn jenes Wort gesagt sei: „„Leihet ohne Bucher,““ ob für Christen oder für Türken.“

In dem vorstehend Erzählten sind einige Bildchen aus dem Seelsorgerleben, die jeder Pfarrer in mehr oder minder starker Schattierung nachzeichnen könnte. Ist er auch kein weltlicher Richter mehr, so wird ihm doch manches zu einer billigen Entscheidung vorgelegt. Mütter führen Klagen über ihre Kinder, Frauen über ihre Männer und umgekehrt; auf dem Wege der Milde erwartet man vom Seelenhirten manchen Ausgleich, der vor dem weltlichen Gerichte nur mit Schaden und Schande ausgetragen werden könnte. Der Lohn für die Mühe ist oft genug schwarzer Undank. Wenn jemals, so ist hier die Forderung von Pastoral-Wissenschaft und Klugheit, Frömmigkeit und veröhnender, alles ertragender Liebe am Platze, die mit Sailer sagt: „Leide und schweige, arbeite und bete, baue und zerstöre, predige und handle, leb' und stirb' — wie Jesus.“

„Ich bin allen alles geworden, damit ich alle für Christus gewinne.“ (Kor. 2, 10.)

13. Seine Armen-Verwaltung und Krankenpflege.

 In stetiger Regen erweicht die starre Erde und der stete Tropfen höhlt sogar den harten Stein: so rührt auch eine unausgesetzte mildthätige Barmherzigkeit die verstocktesten Gemüther und macht sie edleren Regungen geneigt. Der Selige arbeitete durch Beispiel, Lehre und Fürsorge an dem Heile seiner Pfarrkinder; aber daß sie auf ihn hörten, das verdankte er einer jahrelang fortgesetzten, selbstlosen Mildthätigkeit. Als Seelenhirte vertrat er die Stelle der göttlichen Vorsehung; und wie diese sowohl für das leibliche als auch für das geistige Wohl der Menschen sorgt, so suchte er es auch zu thun. Darum sagte er gleich

von vornherein den Armen: „Mein Vermögen ist auch das eurige. Kommet also zu mir in euren Nöten, kommet so kühn und ungeniert, als wenn bei mir eure vollen Truben und Schränke ständen, aus denen ihr nach Belieben nehmen könnt.“

Man wird gerne glauben, daß diese nicht die fruchtlosesten seiner Worte waren. „Jedermann kam zu ihm,“ sagt eine alte, bereits erwähnte Denkschrift. „Es kamen Frauen; die eine bat um Mehl für ihr Kind, die andere um Butter, eine andere um Salz und Holz, wieder eine andere um ein Hemd und Schuhe; man bat ihn um Kleidung, Brot und Geld. Er befriedigte alle mit einem unbegreiflichen und unbegrenzten Wohlwollen.“

Außer den gewöhnlichen Almosen, welche er denen gab, die ihn zur Zeit der Not um Hülfe baten, setzte er noch zwei Tage in der Woche fest, an denen alle Armen seiner Pfarrei sich im Pfarrhofe versammeln sollten. Auch am Sonntag ließ er Spenden austheilen, um jeden Vorwand zur Fernhaltung vom Gottesdienst abzuschneiden. An diesem Tage verteilte er vom besten Brote, wozu er noch Käse und für die Greise zuweilen Wein beigab. An hohen Festtagen begnügte sich seine Liebe nicht mit diesen gewöhnlichen Almosen. Er verteilte große Vorräte, welche er schon mehrere Tage vorher gesammelt hatte, hoch erfreut, den Armen eine sonn- oder festtägige Mahlzeit verschaffen zu können.

Fremde waren von seiner Freigebigkeit nicht ausgeschlossen. Man erzählt von einem Soldaten, welcher nach Mattaincourt kam. Es war am Ostersonntage. Der Pfarrer hatte eben Almosen für das Fest ausgeteilt, als der Soldat sich ihm vorstellte. „Was möchtet ihr haben, Freund?“ redete Fourier ihn an. „Es ist Ostern, Herr,“ sagte dieser, „und um es gut zu feiern, möchte ich einige Eier haben.“ Der Pfarrer gab ihm zwei. Der Soldat war enttäuscht und sprach: „Ich glaube, daß ein Mann wie Ihr mir mindestens ein halbes Duzend gegeben hätte.“ Der Pfarrer gestand, daß er unrecht gethan und gab ihm noch vier, indem er fragte, ob er jetzt zufrieden sei. „Ich habe wohl

noch ein Stück Brot nötig, um sie dabei zu essen," meinte der Soldat. „Es ist wahr, Ihr habt recht," und Fourier gab ihm vom besten Brote. „Fehlt Euch noch etwas?" Der Mann wurde nun jetzt erst recht dreist und sprach: „Für ein so hohes Fest dürfte ein Glas Wein gewiß nicht schaden." Flink holte der Pfarrer selbst Wein, reichte ihn dem Soldaten und hörte nicht auf einzuschlenken, bis der Soldat rief: „Ich bin's zufrieden und bitte Gott, daß Er zu Ehren seiner hl. Kirche alle Pfarrer Euch, geistlicher Herr, ähnlich machen möge."

Über die Bedürfnisse seiner Pfarrkinder wollte Fourier immer auf dem Laufenden erhalten bleiben. Er wollte darüber unterrichtet sein, was für Mittel jedermann habe, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und richtete auch besonders sein Augenmerk auf die verschämten Hausarmen. Hatte er einen solchen entdeckt, so ließ er ihm abends bei eingetretener Finsternis Getreide, Geld, Holz und sonstige Vorräte zutragen. Der Knabe, welchen er zur Bedienung bei sich hatte, mußte dann alles besorgen. Waren demselben die Lasten zu schwer, so durfte er noch einen Kameraden unter dem Siegel größter Verschwiegenheit zur Hülfeleistung mitnehmen. Auch suchte Fourier wohl einen Vorwand, um die Armen selbst zu besuchen, sprach mit ihnen über dies und jenes und versteckte dann irgendwo Geld, so daß die Leute es nachher leicht finden konnten.

Zu Zeiten allgemeiner Teuerung ließ er in einem eigenen Hause jeden Tag Fleischsuppen kochen für die Armen und dazu das beste Fleisch aus dem Schlachthause kaufen. Seine Sorge verdoppelte sich aber, wenn irgend eine arme Familie mit Krankheit heimgesucht wurde. Dann bemühte er sich nicht nur, das Notwendige für sie zu erhalten, sondern ließ sich auch von allen Seiten, bei Kindstaufen und Hochzeiten, Leckerbissen, Eingemachtes, Braten zc. schenken. Damit ging er dann zu seinen Kranken und verteilte alles mit innigem Vergnügen. „O was für ein gutes Stück!" schmunzelte er einmal, indem er ein Stück saftigen Bratens abschnitt. Seinen Religiosen

schrieb er später ebenfalls vor: „sie sollen den Kranken Fleischbrühe und Braten und alle Arten von Fleisch, Kalb-, Schaf-, Hammelfleisch, gebratene Tauben, Hühner, Lerchen, Schnepfen und andere delikate Gerichte verschaffen, je nach dem Zustande derselben und der Gelegenheit.“

Er besuchte die Kranken sehr häufig, tröstete und bediente sie, gab ihnen zu trinken, stützte sie und hielt ihnen das Haupt, ordnete ihre Betten, hob die Kranken heraus und legte sie wieder hinein. Das that den Leuten wohl, als alle sonstige materielle Hülfe; denn hieraus leuchtete die wahre Liebe hervor, und mit feuchtem Auge schauten sie ihrem guten Pfarrer nach, wenn er die Stube verließ. Manchmal kam dann noch ein Geschenk nach; Fourier hatte nämlich gefunden, daß ihr Bett elend und zerfetzt sei. Darum sandte er ihnen von seinem eigenen Bette, was sie gerade gebrauchen konnten. Und so kam es oft vor, daß seine Matratze bei diesem, seine Decke und Leintücher bei einem anderen waren, und er selbst nichts mehr hatte.

Gar zu gerne hätte er die Krankheit von seinen Pfleglingen genommen, aber er fürchtete sich auch wieder, in dieser Absicht etwas zu thun, um nicht nachher vor Ehrenbezeugungen erröthen zu müssen. Kam etwa ein fremder Priester zu ihm, so nahm er diesen mit sich und bat ihn, diesem oder jenem Kranken die Hände aufzulegen oder irgend einen in ihrem Gebrauche befindlichen Gegenstand zu segnen. Willfahrte der Mitbruder ihm nun, um ihn nicht zu betrüben, und der Kranke wurde besser, so schrieb Fourier dies dem Gebete des Fremden zu. Die öffentliche Meinung ließ sich jedoch nicht beirren. Ein bekannter Jesuit, P. J. Gueret, sprach es aus, niemand habe seine Wunder besser zu verheimlichen gewußt, wie unser Heiliger.

Wenn wichtige Geschäfte für einige Zeit seine Abwesenheit von Mattaincourt erforderten, so trug er Sorge, daß seine Armen und Kranken darunter nichts zu leiden hatten. Die gewöhnlichen Spenden legte er schon zurecht und beauftragte eine Person von anerkannter Redlichkeit, die

Verteilung vorzunehmen. Mußte er sich, nach Gründung seiner Genossenschaft, oft längere Zeit aus der Pfarrei entfernen und einen Stellvertreter besorgen, so unterließ er es nicht, diesem Priester recht dringend die Bedürftigen zu empfehlen und erbat sich bei seiner Rückkunft stets genaue Mitteilungen über deren Verhältnisse. Darauf versäumte er nicht, ihnen gleich einen Besuch abzustatten und sie mit dem zu beschenken, was er wieder unterwegs für sie erbettelt hatte. Vor solchen Reisen machte er gewöhnlich eine Art von Testament, indem er dem Dorfschulzen mündlich erklärte: „Wenn ich sterbe, so verteilt alle Wertgegenstände aus dem Pastorat an die Armen, denn diesen gehört alles nach kirchlichem Recht, und niemand anders darf davon etwas beanspruchen. Und das sag ich Euch, thut Ihr es nicht, so wird Gott der Herr es Euch als ein Verbrechen, ja als ein Sakrileg anrechnen.“

Man wußte nun wohl im Dorfe teilweise um die Abtötungen, welche er sich auferlegte, um den Löwenanteil seines Einkommens den Armen zuwenden zu können. Man kannte und bewunderte auch die Kunstgriffe, die sein Liebeseifer anwendete, um aus den Taschen anderer manche Almosen zu erhalten. „Aber,“ sagt unsere Denkschrift, „viele konnten doch gar nicht begreifen, woher er alles das nahm, was er verausgabte.“

Die göttliche Vorsehung selbst half ihm manchmal aus der Not.

Eines Tages, es war zur Zeit einer schweren Dürre, kam ein armes Weib und bat ihn flehentlich, ihr ein Maß Korn zu geben, ansonst müßte sie mit ihren Kindern verhungern. Der Pfarrer schickte zum Speicher, um ihrem Begehren willfahren zu lassen. „Aber Herr Pfarrer“, wurde ihm geantwortet, „es ist ja gar nichts mehr oben!“ „Geh nur nachsehen.“ „Nein, es ist ganz sicher,“ sprach sein kleiner Diener, „ich habe den Speicher erst gestern noch ausgekehrt.“ „Thut nichts, geh' nur hinauf.“ Es fand sich daraufhin mehr Getreide vor, als die Frau

verlangt hatte. So kam der Herr seinem Vertrauen mit einem Wunder zu Hülfe.

Weit entfernt, sich dadurch zu einer gewissen Sorglosigkeit oder einem vermessenlichen Vertrauen verleiten zu lassen, hütete unser Heiliger mit ängstlicher Sorge jeden Pfennig für seine Armen.

Eines Tages hatten ihm mehrere seiner Bettern und Nichten einen Besuch abgestattet. Er seinerseits hatte sie zuvorkommend und mit aller Freundlichkeit empfangen und gab ihnen beim Abschied einige Pfennige mit auf den Weg. Sie waren noch nicht lange weg, da überkamen ihn Gewissensängsten wegen des Geldes. Er seufzte tief auf und rief unter hervorbrechenden Thränen: „Ach, ich bin ein Dieb an meinen Armen gewesen.“ Und er hatte wirklich keine Ruhe, bis sein Bruder ihm alles erstattet hatte.

Ein anderes Mal ließ er seiner Schwägerin nur gegen eine förmliche Schuldverschreibung zu Gunsten seiner Armen das Getreide, um welches sie ihn wiederholentlich gebeten hatte.

Mit solch gewissenhafter Strenge verwaltete er das Gut, dessen Überschüsse die Kirche selbst stets für fromme Zwecke bestimmt hat. In unserer Zeit, welche das soziale Elend erst recht gezeitigt hat, werden diese Überschüsse mehr denn je in Anspruch genommen, und die Geistlichkeit folgt vielerorts mit aner kennenswerter Opferwilligkeit den an sie ergehenden Aufforderungen zu Beiträgen für eine große Menge frommer Zwecke. Jener Pfarrer sorgt für den Neubau einer Kirche, auf diesem ruht die Last des Unterhaltes eines Waisenhauses, ein anderer läßt einen Knaben studieren 2c. Dabei kann und soll ein jeder seinem Stande gemäß leben und braucht sich nicht nach dem Vorgange Fouriers wie ein Anachoret oder Kartäuser einzuschränken. Jeder mag auch seine Wohlthätigkeit seinen frommen Neigungen entsprechend einrichten und seiner Vorliebe für dieses oder jenes Werk folgen. Der mit pfarramtlichen Pflichten betraute Priester muß jedoch zuerst für die

Bedürfnisse seiner Schäflein sorgen. Er thut nicht genug, wenn er für diesen oder jenen Verein seinen Beitrag zahlt, sich aber sonst nicht eingehend um das Wohl und Wehe seiner Pfarrkinder kümmert, wenn er nicht zu dem Elend, zu der Armut des gemeinen Volkes herabsteigt, sondern sich sorglich durch seine Haushälterin alle diese betrübenden Dinge vom Leibe halten läßt, so daß er nicht aus seiner behaglichen Stimmung herauskommt und bloß von der Kanzel herab mit salbungsreichen Worten seine Herde speist. Solchen Priestern würde der Richter einst das Wort zurufen:

„Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich war krank und im Gefängnisse, und ihr habt mich nicht besucht. Wahrlich ich sage euch, was ihr einem dieser Geringsten meines Vaters nicht gethan habt, das habt ihr mir nicht gethan.“
(Matth. 25, 42—45).

14. Das Festmahl. Der Armentisch. Der gute Vater. Die Unterstützungskasse.

Mit der Wirksamkeit eines seeleneifrigen, gottbegeisterten Priesters des Herrn geht es, wie mit der Regenwolke des Propheten Elias. Dieser lag mit dem Angesichte zur Erde und flehte um den erlösenden Regen für das verschmachtete Land. Seinen Diener aber sandte er siebenmal auf die Spitze des Berges, um nach dem Meere auszuschaun. Endlich kam derselbe und meldete, es steige eine kleine Wolke wie die Fußspur eines Menschen vom Meere auf. Und ehe er sich noch umwenden konnte, war das Wölklein gewachsen und warf finstere Schatten über die Erde, und aus der Wolkenfülle strömte ein erquickender Regen.

So läßt der liebe Gott auch einen Menschen, unscheinbar und klein, aus dem Meere der Zeit hervorgehen, vermehrt und vergrößert aber unter dem Wehen seines heiligen Geistes die geringe Kraft ins Ungemessene, ins Große und Erhabene, so daß von ihr eine wunderbare Fülle über die Menschheit ausgeht. Wie ein Magnet zieht sie alles an sich, wie ein werdender Strom nimmt sie Helfer und Nührer von allen Seiten auf, mit der Gewalt einer Lamine reißt sie alles mit sich fort und macht es ihrem Zwecke dienstbar. So weckt der mit hl. Geisteskraft ausgerüstete Diener Gottes überall die schlummernden Kräfte und läßt sie an seiner Thätigkeit mit teilnehmen, erfüllt auch die Mitmenschen mit seiner Begeisterung und verschafft sich mit vereinten Kräften hundertfachen Erfolg.

Es war auch dem Pfarrer von Mattaincourt nicht bloß darum zu thun, selbst zu opfern, selbst zu verteilen, was er hatte; er suchte auch, diejenigen seiner Pfarrkinder, welche vom Himmel mit Glücksgütern gesegnet waren, zu werththätiger Theilnahme zu bewegen. Jede Gelegenheit benutzte er, um ihnen dies als eine Pflicht ans Herz zu legen und sie auf die mit ihrer Erfüllung verknüpften Vorteile hinzuweisen. Wenn die Vorbereitung zu einer Hochzeit gemacht wurde, so war er rasch bei der Hand, um nicht nur immer und immer wieder vor den mit den Festlichkeiten und Vergnügungen verbundenen Mißbräuchen und Sündengefahren zu warnen, sondern auch um lebhaft geltend zu machen, daß man solche Tage durch Werke der Barmherzigkeit heiligen könne und solle. Er bat die Veranstalter solcher Feste, auch die Armen an denselben teilnehmen zu lassen. Gar manches Mal willfahrte man seinem Wunsche, und dann fühlte er eine lebhaftere Freude als die Armen selbst.

Einmal, am Patronatsfeste der Kirche, verfiel er auf ein noch drastischeres Mittel. In der Predigt erklärte er seinen Pfarrkindern, es würde sie ein Unglück treffen, wenn sie nicht Jesus zu Tische laden würden; er wisse aus guter Quelle, daß der Heiland sich gerne bei ihnen ein-

finden möchte. Wenn sie ihn nun aufnehmen wollten — und er glaube nicht, daß sie ihn von ihrer Gesellschaft ausschließen würden — so möchten sie nach dem Hochamte ein wenig warten, er wolle sie dann an einen Ort führen, wo sie den göttlichen Gast sicher finden würden. Als die hl. Messe zu Ende war und Fourier aus der Sakristei heraustrat, schauten alle in gespanntester Erwartung auf ihn. Er aber winkte und sprach: „Folget mir!“ Darauf führte er die neugierig nachdrängende Menge auf den Kirchhof, wohin er alle Armen des Dorfes bestellt hatte, und sprach: „Da seht ihr Jesus, der euch erwartet! Nehmet ihn mit, führet ihn an euren Tisch und behandelt ihn, wie es sich gebührt. Hat er nicht gesagt: „„Was ihr dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan?“““ Erst schauten die Leute ihn und dann sich einander verdutzt an; dann aber thaten die Worte des verehrten Pfarrers ihre Wirkung. Man stritt sich förmlich um die Armen, und Fourier mußte dazwischen treten, um sie in die einzelnen Häuser zu verteilen.

Eine andere Gelegenheit, seinen Armen eine Hilfsquelle zu eröffnen, bot ihm der bei den Totenämtern herrschende Brauch, Wachskerzen zu opfern. In einer Predigt stellte er den Anwesenden vor, wie es weit besser wäre, statt der nutzlosen Kerzen Gaben in Geld oder Naturalien für die Armen zu opfern.

Der erste, welcher nach dieser Predigt starb, war der Vater eines Priesters, der Fourier sehr achtete und liebte und ihm vieles brachte. Diesen bestimmte er nun, mit der Neuerung den Anfang zu machen. Er ließ einen großen Tisch nahe beim Altare aufstellen, und nun legten beim gebräuchlichen Umgange um den Altar die einen Brot hin, die andern Wein, ein dritter Fleisch, ein vierter sogar Braten. Die Schulkinder trugen jedes ein Weißbrot und das letzte einen Krug Wein hinzu. Der Kirchenverwalter nahm schließlich dann alles und verteilte es unter die Armen.

Wieder ein andermal bemerkte er in der Predigt, er habe in mehreren großen Städten Kirchen besucht, in denen ein Altar bestimmt gewesen sei, um Brot, Wein und Fleisch für die Armen zu empfangen. Dies sei ein nachahmenswerthes Beispiel. Um seinen Pfarrkindern nun diese Nachahmung leicht zu machen, ließ er selbst ein großes, zwanzigpfündiges Weißbrot backen und auf den Muttergottesaltar legen. Bald folgte einer nach dem andern diesem Beispiele, und der Altar wurde selten leer von Liebesgaben.

Auf solche Weise brachte er es zuwege, daß dem Betzel in seiner Pfarrei jeglicher Grund und Boden entzogen wurde. Wer in Not war, brauchte nur an einen einzigen sich zu wenden, an den Pfarrer, und der ließ ihn nie im Stich. Dadurch erwarb sich dieser aber auch eine Liebe ohne Grenzen; man nannte ihn stets nur: „Le bon père, den guten Vater.“

Auch die Kauf- und Handelsleute des Ortes waren ihm wohl gewogen; mancher verdankte seinem weit ausschauenden Blicke und seiner nie ermüdenden Liebe die Rettung von dem Ruin. Um die Wechselfälle und das schwankende Glück des Handels, den sie, wie schon früher bemerkt, im Aus- und Inlande trieben, zu parieren, errichtete er eine gegenseitige Unterstützungskasse, aus welcher der vom Unglück Betroffene jederzeit Geld leihen konnte, zu dessen Rückzahlung er erst dann verpflichtet war, wenn er in bessere Umstände gelangte. Fourier selbst zahlte natürlich den ersten Beitrag. Ein Verwandter von ihm war gestorben und hatte ihm fünfhundert Francs vermacht. „Gott sei Dank“, sagte er in der nächsten Predigt, „jemand hat uns schon fünfhundert Francs gesandt.“ Zahlreiche Geschenke reicherer Bürger folgten, und die Kasse hielt sich durch alle Kriegswirren bis zur französischen Revolution. Da wurde sie natürlich von unberufenen Händen eingezwiffelt, nachdem man zuerst die Pfarrgeistlichkeit verjagt hatte.

Schon längst ist an Stelle des Herrscherstabes des milden „Paffenregimentes“ die eiserne Hand des weltlichen

Gesetzes getreten, und die Bauern haben unter den glorreichen Königen in Frankreichs klassischer Periode oft des alten Spruches gedacht, daß unterm Krummstab gut leben gewesen. Noch keiner aber hatte in Mattaincourt die Milde des Krummstabes von Hauffonville so zum Bewußtsein gebracht, als Fourier, nachdem er von dem Konvente diese Stelle erhalten. Es ist wahr, daß die Kirchen damals reich an Einkünften und arm an guten Priestern waren; bei unserm Heiligen war es gerade umgekehrt. Davon zeugt der Name, durch welchen ihn die Mit- und Nachwelt ausgezeichnet hat und unter welchem er schließlich, besonders unter den Landleuten und Pilgern, nur mehr allein bekannt war. Mit Recht wurde er nur mehr „der gute Vater“ genannt; denn er that für seine Pfarrkinder alles, was ein Vater für sein eigen Fleisch und Blut gethan hätte. Seine Stellung als Seelsorger, Hirt und Richter gab ihm Mittel genug an die Hand, und seine Liebe war recht erfindend und wenig ängstlich in der Wahl derselben.

Er konnte damals noch die Kirche im allgemeinen und seine Dorfkirche im speziellen Sinne zum Mittel- und Ausgangspunkte des religiösen und vielfach des geistigen Lebens überhaupt in seiner Gemeinde machen. Von der Kanzel herab erscholl sein feuriges Wort und zwang die Zuhörer nieder an den Fuß der Altäre, und als der Stellvertreter des auf dem Altare thronenden guten Hirten ging er vor- und nachher in eigener Person aus, um seinen Worten durch eigenes Beispiel und selbstlose Thätigkeit die notwendige Anerkennung und Gewalt zu verschaffen. Dadurch gewann er über das ganze öffentliche Leben eine Gewalt, die ihm ermöglichte, aus dem verrufenen „kleinen Genf“ eine Musterpfarre zu machen, an deren Beispiel sich die Umgegend weit und breit erbaute. Entwürdigende Verbrechen wurden immer seltener, der Bettel hörte gänzlich auf, Werke der Nächstenliebe verdrängten eine kaltherzige Handelsgesinnung, und ein frischer religiöser Hauch zog besonders an Feiertagen durch das Dorf, wie der Duft eines Frühlingsmorgens.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ (Matth. 5, 7.)

15. Der Pfarrer im Sakristandienste.

Als unser schwer geprüfter und wunderbar geretteter Altvater Noe mit seinem schwimmenden Hause auf dem Gipfel des Ararat gelandet war, sandte er unter anderem Geflügel eine Taube aus, um aus ihrem Gebahren zu merken, wie es auf der Erde nach der so grauenhaften Überschwemmung aussähe. Die Taube aber kehrte bald zurück, denn sie hatte keinen Ort gefunden, wo sie sich hätte niederlassen können, ohne ihre Füße zu beschmutzen. Die ihr angeborene Reinlichkeitsliebe trieb sie von der wirren und verwahrlosten Wohnstätte der Menschen wieder auf den reinen Berggipfel zurück.

Ähnlich möchte es auch oft wohl jener Geist machen, der sich die reine Taube zum Symbol genommen, jener Geist der Reinigkeit und Heiligkeit, der das menschengewordene Wort Gottes auf Erden geführt und geleitet, der dasselbe jetzt noch immer in der Brotesgestalt durchgeistigt und durchglüht: der Hl. Geist mit dem Vater und dem Sohne im Tabernakel unserer Kirchen.

Wie sieht es oft in solchen Kirchen aus! Wo hat diese unbefleckte Taube einen Ort, darauf sie sich würdig niederlassen könnte? Von den schmutzigen Wänden fällt der Verputz herunter, die Bilder sind verblaßt oder unedle Karrikaturen idealer Gestalten und Szenen, schmutzige Leinwand klebt auf jämmerlichen Altären, Holzleuchter prangen mit abgegriffenem Razengold, das Tabernakel sticht hervor durch seine Ode, die hl. Gefäße widern an durch ihre Unsauberkeit, und der reichste Herr Himmels und der Erde, der Gott der Götter, läßt sich herab, unter solchem Gerümpel zu thronen. Wahrlich, da kann bloß die äußerste Armut einige Entschuldigung finden für

ihre Dürftigkeit, aber nicht für ihre Verwahrlosung und Unsauberkeit.

Unserem Heiligen war eine solche Kirche zugefallen; aber unmöglich würde es ihm gewesen sein, einen solchen Zustand lange anzusehen. Es war ihm nicht bloß darum zu thun, seinem Gott und Herrn einen seiner Majestät einigermaßen würdigen Tempel auszukürieren, sondern er wollte auch den Gläubigen ein Gotteshaus bieten, dessen Anblick und Ausstattung allein sie schon erbauen konnte. Es sollte nicht eine frostige Ungemütlichkeit ihre Sinne in kalte Fesseln legen, wenn sie pflichtgemäß aus ihren behaglichen, gut ausgestatteten Wohnungen in das Haus des himmlischen Königs eintraten. Wenn sie dort am himmlischen Gastmahl teilnahmen, sollte auch der äußere Glanz des Ortes harmonieren mit dem Glanze unschuldiger Herzen und der Herrlichkeit ihres Gastgebers. Er selbst wollte endlich nicht ein solcher Pfarrer sein, der sich möglichst schnell aus seiner kalten, kahlen Kirche in sein luxuriöses Heim rettet, aus dem er sich nur ungern, wie der Vogel vom warmen Neste, verschrecken läßt.

Deshalb schaffte er, der die meiste Zeit in der Kirche weilte, während sein Wohnhaus ganz verödete, lauter neue Altäre an und ließ die Kirche — sie hatte die Form eines lateinischen Kreuzes, war dreißig Meter lang und zehn breit — von dem Rost langer Jahre säubern und ihre Wände neu verputzen. Die Hälfte der Gemeindesteuern gehörte der Kirchenfabrik. Durch kluge Verwaltung verdoppelte er die einlaufenden Gelder und schaffte dafür gebiegene Messgewänder, Kelche und Monstranz, Statuen und dergleichen an. In einem seiner Briefe spricht er von künstlichen Blumen und anderen Schmuckstücken. Man mag wohl vermuten, daß alles dem herrschenden, und am Ende auch einem bauerlichen Geschmacke angepaßt war, aber das Gotteshaus ragte schließlich durch eine gewisse Pracht unter allen Kirchen der Umgegend hervor. Nun gingen die Leute auch gerne in ihre schmucke Kirche hinein, zeigten sie mit Stolz ihren Familien und Freun-

den aus den umliegenden Dörfern und erzählten begeistert: „Das hat unser neuer Pfarrer gethan.“ Und wenn auch die Dorfkirchenpracht nicht in allem und jedem kunstgerecht war, so haben das doch nur wenige Besucher herausgefunden, denn es war keine Kathedrale, in der die Kunstkenner kritisieren und schließlich gelangweilt umhergaffen, sondern ein Haus des Gebetes, dessen Stille und heilige Ruhe die Besucher auf die Kniee zog. Das hatte der fromme Pfarrer beabsichtigt; das leibliche Auge sollte ein Spiegel sein, von dem ein frommes Bild in das geistige Auge der Seele hineinstrahle, diese anrege zu himmlischen Empfindungen, vorbereite und empfänglich mache für das Wirken der unsichtbaren Gnade. Der freundliche Schmuck der Kirche sollte die Gemüther froh und wohl stimmen, wie der Sonnenschein an einem Junimorgen.

Leider lese ich in den französischen Lebensbeschreibungen unsers Heiligen nichts von einem Sakristan. Und doch wird vielleicht schon ein norddeutscher Küster oder ein süddeutscher Mesner bis hierher gelesen und gedacht haben, nun käme sein Amt auch an die Reihe. Nichts von alledem. Soviel scheint mir aber sicher: hat Peter Fourier einen Sakristan gehabt, so hat er sicher Sorge getragen, ihn zu einem ganz exemplarischen Diener des Altars zu machen. Waren doch in alter Zeit für den Sakristan eigene Weihen vorgeschrieben, und gelangte ein Laie gar nicht zu diesem Amte; der Geweihte gehörte ganz der Kirche an und hatte nur ihr zu dienen. Das ist wohl anders geworden, aber die Pflichten sind dieselben geblieben. Die gewöhnlichen Leute verlangten in richtigem Gefühle deshalb auch, daß der Sakristan, den sie viel am Altare beschäftigt sehen, auch demgemäß sein Leben einrichte, und würden über sittliche Fehler an ihm sehr geärgert sein. Sein Stolz muß es sein, die kirchlichen Geräte in bestem Zustande zu erhalten, und der sonntägliche Schmuck des Gotteshauses muß das Sinnen und Trachten einer ganzen Woche sein. Viele heilige Männer und Frauen hat es gegeben, welche es sich zur Ehre anrechneten, für den

Schmuck der Altäre zu sorgen; der hl. König Wenzeslaus von Böhmen bereitete selber die Hostien und den Wein; was zum hl. Opfer gebraucht wurde, galt ihm des Dienstes und der Handarbeit eines Königs würdig. Freilich wird mancher Rüster klagen: „Wer dem Altare dient, soll auch vom Altare leben, und ich vermag kaum mich selbst, geschweige Frau und Kinder zu ernähren.“ Mit dem besten Wunsche, daß es besser sein möge, ist doch darauf zu antworten, daß die Liebe vieles vermag; und dann, gerade herausgesagt, und nichts für ungut, paßt ein Junggeselle besser zum Rüster, denn ein Ehemann.

„Ich habe geliebt, o Herr, den Schmuck deines Hauses, den Ort, wo Du wohnest.“ (Ps. 25, 8.)

16. Musica sacra.

Da der heilige Peter Fourier wollte, daß es seinen Pfarrkindern in ihrem Gotteshause wohl gefalle, so mußte er neben einer entsprechenden Ausschmückung auch für eine würdige Kirchenmusik Sorge tragen.

Mit dem Worte „Kirchenmusik“ soll nicht etwa instrumentale Kunst allein, sondern vorzugsweise Kirchengesang, Vokalmusik bezeichnet werden, wenngleich die Instrumentalmusik nicht prinzipiell ausgeschlossen werden soll.

An sie, die letztere, dachte aber der Heilige erstlich wohl kaum; denn wo hätte er die Kräfte dazu hernehmen sollen? Aber es gab eine Vokalmusik, welche schon Jahrhunderte lang im Schoße der Kirche gepflegt worden war, und welche mit verhältnismäßig geringer Mühe wieder zu beleben war, auch in dem kleinsten Dorfe, und das war der uralte, ehrwürdige Choralgesang der römischen Kirche.

Den Text dieser Gesänge hatten schon David und Salomon durch ihre Priester und Sängerschöre im Tempel des Herrn singen lassen, und vielleicht ist auch noch manche Melodie aus jenen Zeiten mit hinübergerettet wor-

den in die Tempel des neuen Bundes; denn die Hebräer hatten wohl mit den mächtigsten und verbreitetsten Völkern der Welt die nämlichen Tonarten zur Grundlage und Bildung ihrer Gesangsformen.

Die größten Lehrer der Kirche machten sich um ihre Pflege verdient, wie der hl. Papst Sylvester, welcher Gesangschulen in Rom errichtete, der hl. Bischof Ambrosius in Mailand, der das Volk mit heranzog zum gemeinsamen Gesange, und der hl. Papst Gregor, welcher selbst die Knaben im Gesange unterrichtete.

Der mächtige Frankenkaiser Karl der Große ließ von Rom aus Sänger kommen, und diese gründeten Gesangschulen an mehreren Orten, vornehmlich in Metz und in St. Gallen. Durch diese und ähnliche Anstalten wurden auch die fränkischen und deutschen Stämme mit dem Kirchengesange vertraut. Trennten sich auch im Verlaufe der Zeiten ihre Sprachen immer scharfer von einander, so daß zuletzt der Franke dem Deutschen ein Fremder und auch ein Feind war, so sang doch jeder in seiner Kirche den einen Gesang in der Sprache der gemeinsamen Mutter, der hl. Kirche, den lateinischen Choralgesang. Und der ist ihnen so lieb und ehrwürdig geworden, daß man späterhin, am Rhein zum Beispiel, hat Soldaten kommen lassen müssen, um die Leute zu zwingen, statt der lateinischen Meßgesänge deutsche Lieder zu singen, wie das eine kurz-sichtige Regierung vorgeschrieben hatte.

Zu Lebzeiten unseres Heiligen war man noch nicht so weit gekommen, aber die rauhen Kehlen seiner Bauern waren nicht recht für den schönen, kunstvollen Gesang der Kirche zu gebrauchen. Deshalb, und alter Sprichwörter eingedenk, als wie: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr,“ ging Jourrier zur Schule und fragte den Lehrer, welche von seinen Schülern am besten singen könnten. Der dachte nun wohl an die besten, kräftigsten Lungen und schlug diesen oder jenen vor; der Pfarrer aber wählte etwas sanftere Kehlen und stillere Charaktere aus, Knaben, die etwas eingezogen, die fromm und rein waren, aber ein

phantasiereiches Köpfchen und Feuer und Lust genug in Herz und Augen hatten. Die setzte er in den Feierstunden um sich herum und lehrte sie feine, klare Töne und Tonreihen singen, und nicht schreien und jodeln wie draußen auf der Gasse beim Schneeballwerfen und Hundejagen. Dann holte er das große Choralbuch mit den dickköpfigen Noten und lehrte die Knaben buchstabieren und lateinisch lesen, erklärte ihnen, was die Worte in der Muttersprache bedeuteten und wie diese und jene darum mit Jubel, andere mit stiller Andacht oder heiliger Trauer zu singen seien. Dann lehrte er sie, wie man es durch Gelenkigkeit der Kehle in steter Übung dahin zu bringen habe, daß die starren, schweren Notenreihen nicht mehr wie Sklavenketten erschienen, sondern wie blühende Guirlanden, die voll der duftigsten Blüten hingen, und daß die Seele des Sängers wie eine Lerche sein könne, die sich aus ihnen gleichwie aus einem tauigen Blumenfelde jubilierend emporschwinke zum Himmel.

Als Knabe hatte er ja auch den Kirchengesang geliebt und hatte jedenfalls als Student an der Universität Gelegenheit gehabt, sich darin die notwendigen Fertigkeiten und Kenntnisse anzueignen; diese verwertete er jetzt als Pfarrer zu Mattaincourt bei den Kindern. Denn als Pfarrer hatte er ja die Pflicht, sowohl für die Zierde des steinernen Gotteshauses, als auch die genaue Innehaltung der kirchlichen Zeremonien und des notwendigen Bestandtheiles derselben, des liturgischen Gesanges, zu sorgen.

Das war nun eine Herzensfreude, wenn er inmitten der Kleinen saß und sie lehrte, wenn ihre jungen Augen aufleuchteten vor Begeisterung und vor Freude strahlten, und wenn sie dann an Sonn- und Festtagen andächtig, rein und hell die Messgesänge ausführten, daß es den Alten der Gemeinde ganz eng und eigen um das Herz wurde, und die Väter und Mütter vor Seligkeit fast außer sich gerieten.

Die Kinder aber wuchsen und wurden groß; den Kirchengesang, der ihnen so viele schöne Stunden bereitet

hatte, konnten sie nicht vergessen. Sie wurden fast neidisch, wenn sie die hellen Stimmen ihrer Nachfolger auf dem Chore hörten, und darum gingen sie zum Herrn Pfarrer und fragten, ob er ihre Stimme denn nicht mehr gebrauchen könne. Der nahm sie freundlich auf und dankte für ihren guten Willen; wenn sie sich aber rechtschaffen und ordentlich aufführen wollten, so möchte er wohl aus ihnen einen Gesangchor bilden. Das geschah denn auch, und von da an sangen Männer- und Knabenstimmen vereint das Lob des Herrn, und für einen steten würdigen Gesang bei dem Gottesdienste war hinfüro gesorgt.

Der Pfarrer aber wachte als Herr seiner Kirche darüber, daß alles so geschehe, wie es der Gehorsam gegen die Gebote der hl. Kirche erheischte. Diese Gebote waren neu eingeschränkt worden durch die Kirchenversammlung zu Trient; denn es waren viele Klagen über die Kirchenmusik laut geworden, daß sie zwar Musik in der Kirche sei, aber nicht Kirchenmusik, daß die Worte durch Künsteleien der Sänger unverständlich, die Melodien gemein, sinnlich geworden seien, und daß eine Rückkehr zu der alten Einfachheit notwendig geworden sei. Der Pfarrer von Mattaincourt richtete sich darnach.

Es ist nun schon lange her seit der Kirchenversammlung von Trient, und es ist schon danach selbst eine neue gehalten worden; aber die Trienter Dekrete bezüglich der Kirchenmusik sind niemals so zur Geltung gekommen, wie erst in unserer Zeit.

Was wollen denn diese Dekrete? Sie wollen, daß die kirchliche Musik der Heiligkeit des Ortes und der Handlung, dem hl. Opfer angemessen sei, daß sie nicht lasciv und weltlich sei.

Welche Musik ist denn dem hl. Opfer angemessen, welche ist denn die Kirchenmusik?

Vor allem der Choral; denn er ist von der Kirche als ihr Eigentum sanktioniert worden. Ferner hat die hl. Kirche jene Art von mehrstimmigen Gesängen approbiert welche nach Art und Weise Palestrinas und seiner Zeitge-

nossen komponiert sind. Auch duldet sie die begleitende Instrumentalmusik mit Ausschluß einiger Zeiten und dem Vorbehalt, daß sie den Gesang nicht übertöne und verdecke. Ihr eigentliches kirchliche Instrument aber ist die Orgel.

Ist nun diese Musik die einzige kirchliche? Das nicht; jede Musik ist kirchlich, auch die modernste, welche weder lasciv noch weltlich ist.

Und wann ist sie am sichersten kirchlich? Wenn sie die Formen vermeidet, in denen die weltliche Musik meistens auftritt, und je mehr sie sich der Grundstimmung des Chorals und des Palestrinagesanges nähert; denn diese beiden Musikarten sind von der Kirche ausdrücklich gut geheißten.

Derjenige also, dem der Choral nicht behagt — denn er ist unserer Generation faktisch fremd geworden, weil die weltliche Musik schon ein paar hundert Jahre lang die alten Tonarten verlassen hat — der erbaue sich an moderner Kirchenmusik, welche die angegebenen Eigenschaften besitzt. Aber eine Scheidewand muß sein zwischen weltlicher und kirchlicher Musik; der gläubige Beter darf in der Kirche nicht an Konzert und Theater erinnert werden.

Die Sorge aber dafür liegt den Rektoren der einzelnen Kirchen ob, und sie müssen sich die nötige Theorie des Kirchengesanges aneignen, gerade so, wie sie nicht totale Ignoranten sein dürfen auf den übrigen Gebieten der kirchlichen Kunst, welche die Zierde des Gotteshauses zum Zwecke haben. Und wenn sie selbst nicht Sachverständige sind oder sein können, so müssen sie sich des Rates und Beistandes anderer bedienen, d. h. in Bezug auf Kirchenmusik sich gewissenhafte und leistungsfähige Organisten und Chorleiter verschaffen; das fordert ihr Amt und wird ihnen, ebenso wie für die anderen Kunstzweige, welche der Kirche dienen, nahegelegt durch das Wort der hl. Schrift:

„Zelus domus tuae comedit me“. „Der Eifer für dein Haus verzehret mich.“ (Joh. 2, 17.)

17. Prediger und Katedhet. Schauspiel in der Kirche. Von Haus zu Haus.

Der hl. Peter Fourier ist als Prediger ein Trost für solche Pfarrgeistliche, welche mit bekümmertem Herzen dem Propheten Moses nachsprechen: „Herr, ich habe eine schwere Zunge“; denn er war trotz seiner Gelehrsamkeit in seinen Vorträgen die Einfachheit selbst. Seine Predigten bereitete er am Fuße des Kreuzes oder vor dem Tabernakel gut vor; dann ging er auf die Kanzel und begann durch eine einfache und rührende Redeweise die Zuhörer zu fesseln. Merkte er, daß eine Stelle besonderen Eindruck machte, so erwähnte er gleich den Autor oder das Werk, dem er dieselbe entnommen, um ja die Meinung fern zu halten, als kämen aus seinem Geiste solch' gute Gedanken.

Da er beständig in Furcht war, die Zuhörer möchten mehr auf den Redner, als auf die Worte selbst achten, so nahm er manchmal ein Buch mit auf die Kanzel und hielt aus demselben eine geistliche Lesung.

Durch solche Demut erreichte er mehr, als durch glanzvolle Vorträge. Vor allem machte Eindruck der überzeugende Ton, mit dem er die Glaubens- und Sittengesetze darlegte. Man fühlte, daß er unerschütterlich selbst glaubte, was er lehrte, und diese Überzeugung erweckte einen starken Glauben und eine neue, nie gekannte Hoffnung unter den Zuhörern. Sein Wort vermied alles, was das Zartgefühl der Pfarrkinder hätte verletzen können. Schonend rügte er nach und nach die Fehler und Laster, zeigte aber die denselben entgegenstehenden Tugenden in ihrem hellsten Glanze.

Der Ausdruck seines Angesichtes wurde dabei zu einer ergreifenden Lebhaftigkeit gesteigert; es erschien oft hell und leuchtend wie von überfinnlichem Feuer durchglüht. Diese Erscheinung und die offenbare Heiligkeit seines Lebens gaben

seinen Worten Kraft und Nachdruck, so daß sie sich tief in die Herzen senkten.

Als er später öfter Stellvertreter für sich nehmen mußte, zeigten sich seine Pfarrkinder wenig erbaut; „denn“, sagten sie, „wir wissen ja nicht, was wir an ihnen haben; wir wissen aber, daß unser Pfarrer immer noch mehr thut, als er redet.“

Indessen wäre der unermüdliche Pfarrer seiner verwilderten Gemeinde gerne noch nachdrücklicher beigekommen, um sie eingehender unterrichten und erschüttern zu können; er versuchte dies durch die Katechese.

Sonntags nach der Vesper hielt er nach einem Vorbereitungsgliede eine kurze Ansprache, in welcher er eine summarische Übersicht von diesem oder jenem Glaubensartikel gab. Dann stellte er an die Kinder, denen er wöchentlich zwei Katechismusstunden gab, einige Fragen, deren Antworten er vorher hatte gut auswendig lernen lassen. Die klaren, raschen Antworten entzückten das Gemüt der anwesenden Eltern, und Fourier konnte darauf den befriedigten Leuten, welche gespannt lauschten, sehr wohl noch eine längere Auseinandersetzung bringen.

Diese Katechese ist in unserer Zeit nichts Neues mehr; aber damals stand Fourier mit seiner Methode so ziemlich allein da. Auch für die Predigt war gerade dieses Jahrhundert eine Zeit des Verfalles.

Sein erfinderischer Geist verfügte jedoch über ein noch originelleres Mittel, um die Aufmerksamkeit und Teilnahme seiner Zuhörer zu erregen. Schon früher zu Pont-a-Mousson und wahrscheinlich auch zu Chaumousey hatte er Wahrheiten aus dem christlichen Unterricht in Dialog-Form gebracht und leitete nun Kinder an, diese Dialoge auswendig zu lernen und mit Ausdruck vorzutragen. Dann ließ er in der Kirche eine Bühne aufschlagen und lud das Volk zu einem religiösen Schauspiel ein.

Alle Welt strömte herbei, um das Neue zu sehen und zu hören. Nun traten die kleinen Schauspieler auf die

Bühne und begannen ihre Vorstellung mit einer Auseinandersetzung über irgend einen Punkt der Christenlehre.

Es möge hier eines dieser dramatischen Gespräche folgen, welches für Pont-a-Mousson geschrieben war und auf uns gekommen ist. Die allegorischen Personen stellen diejenigen Teile dar, welche zum Bußsakrament gehören: Reue, Beichte und Genugthuung.

Die „Buße“ tritt auf und wird angerufen: „Wer bist du?“

„Ich bin die Buße.“

„Was willst du?“

„Ich will die Menschen von dem Wege zur Hölle auf den Weg zum Paradiese zurückführen.“

„Vermagst du dies?“

„Ja, durch das kostbare Blut Jesu Christi.“

„Hast du je von welche zurückgeführt?“

„Ja, schon mehrere, und sie sind große Heilige geworden; unter ihnen ist der hl. König David, der hl. Petrus, der hl. Matthäus, die hl. Magdalena, die hl. Maria von Egypten und noch viele andere.“

„Wenn du eine solche Macht besitzest, warum hast du denn nicht den reichen Prasser und andere Unglückliche, die in der Hölle sind, zurückgebracht?“

„Weil sie mich nicht gesucht, nicht verlangt, nicht aufgenommen und nicht geübt haben. Ich ziehe die Sünder nicht mit Gewalt und gegen ihren Willen zurück.“

„Aber man sagt, daß du vorschreibst, Bußkleider zu tragen, zu fasten und ein strenges Leben zu führen, und was das Schlimmste ist, du sollst, wie andere behaupten, der Gram und die Mühsal selbst sein. Das sind aber unmögliche und unerträgliche Dinge, und sie bewirken, daß die meisten sich vor dir fürchten.“

„Es ist wahr, daß ich dergleichen thue, aber ich zwingen keinen, es mir nachzumachen, der das nicht kann. Ja, ich zwingen gar niemand; aber solche, die mich sehr lieben, nehmen mir die Bußwerkzeuge wohl bisweilen mit Gewalt und wollen sie haben trotz meines Widerstrebens.“

„Findet man denn nicht in ihrer Übernahme große Schwierigkeiten?“

„Keineswegs. Alles was von meiner Hand kommt, ist süß wie Manna; man findet darin mehr Zufriedenheit als in den Vergnügen der Welt.“

„Es scheint mir, als ob ich glücklich sein würde, wenn ich von diesem Manna hätte, aber ich fürchte mich und habe nicht den Mut, dich darum zu bitten.“

„Sprich mit meinen Schwestern, der Reue, Beicht und Genugthuung. Höre, was diese sagen und glaube ihnen, und du wirst bald sehen, wie dein Mut entflammt wird, um alles das zu übernehmen, was du jetzt fürchtest, und zu allem Guten.“

Die „Reue“ tritt auf.

„Reue, was sagst du?“

„Du mußt deine Sünden beweinen und von Herzen bereuen; sie müssen dir mehr leid thun, als der Verlust deines Vaters, deiner Mutter, deiner Kinder, deiner Güter, deiner Gesundheit und aller zeitlichen Dinge.“

„Muß ich denn weinen?“

„Ja, denn ich habe zum Weinen bewogen den König David, den hl. Petrus, die hl. Magdalena und andere, welche besser waren wie du, und Gott nicht so oft beleidigt haben wie du.“

„Wenn ich nun aber nicht weinen kann und keine Thränen meinen Augen zu erpressen vermag, wirst du mich dann verlassen?“

„Zum mindesten mußt du versuchen, innerlich, im Herzen zu weinen, d. h. die Sünden müssen dir leid sein, du mußt über dieselben betrübt sein“

„Wenn ich nun aber nicht einmal diesen Schmerz im Herzen empfinden kann?“

„Dann sollst du betrübt sein, daß du ihn nicht hast, und sollst Gott um denselben bitten.“

„Ich bitte dich, erlebe du ihn mir.“

„Gib, o Herr, diesem Menschen und diesem ganzen Volke Reueschmerz über die begangenen Sünden und die Gnade der Besserung.“

Diese letzte Bitte wurde dreimal in gesteigertem Tone wiederholt.

Der Dialog verbreitete sich darauf über die Beweggründe zur Reue, über die Größe und Güte Gottes, über seinen Haß gegen die Sünde 2c.; dann brach der Fragende in den Ruf aus:

„O Jesus, ich sollte wohl weinen, ich habe niemals an all dieses gedacht. Ich müßte in Thränen zerfließen, aber ich empfinde kaum den Schmerz, den ich haben müßte. Hast du mir noch etwas zu sagen?“

„O ja, du mußt noch beichten, und durch die Beichte wird sich deine Reue vermehren, und sie wird zu Gott dringen.“

„Und wie muß man beichten?“

„Frage meine Schwester, „die Beichte“, sie wird es dich lehren.“

Die „Beichte“ tritt auf.

„Beichte, lehre mich, wie ich beichten muß.“

„Du mußt alle Sünden, welche du nicht gebeichtet hast, und deren du dich erinnerst, einem Priester offenbaren.“

„Wie muß ich es aber anstellen, um mich ihrer zu erinnern?“

„Erforsche dein Gewissen; erforsche dich über die Gebote Gottes und der Kirche, die Hauptsünden und die Standespflichten.“

„Wenn mir aber nicht alle begangenen Sünden einfallen, werden mir dann doch jene Sünden vergeben werden, die ich aus Vergesslichkeit nicht gebeichtet habe?“

„Wenn dies der Fall ist, so werden dir alle Sünden, die gebeichteten und die vergessenen, nachgelassen, unter der Bedingung, daß du die letzteren in der nächsten Beichte, wo du dich ihrer wieder erinnerst, nachholst.“

„Ist sonst nichts notwendig?“

„Nein, nur die Reue und der feste Vorsatz, dich zu bessern.“

Nun wurde die Gnade des Sacramentes noch näher erklärt und zum Schlusse wieder für das anwesende Volk gebetet.

Die kleinen Deklamatoren beteuerten dann in Gegenwart aller, daß sie bereit seien, eher zu sterben, als jemals eine Sünde zu begehen, sich einem Laster hinzugeben, sich einer solchen Treulosigkeit gegen den Heiland schuldig zu machen. Sie wiederholten diese Beteuerungen mehrmals mit immer höherer Stimme. Darnach ergriff der Pfarrer das Wort und ermahnte die Zuhörer, besonders die Eltern, sich nicht durch ihre Kinder beschämen zu lassen und ebenso wie diese Fehler und Sünden zu verabscheuen und zu fliehen.

Der Heilige hatte sich nicht verrechnet, wenn er annahm, daß eine von Kinderlippen gepredigte Moral nicht ohne Eindruck auf die Erwachsenen bleiben werde. Das Herz einer Mutter wird ja schon leicht ergriffen, wenn des Kindes Stimme am heiligen Orte sich in bevorzugter Weise erhebt und ihr zuspricht, aber selbst harten Grauköpfen rannen Thränen in den struppigen Bart, als sie ihr eigen Fleisch und Blut so lebhaft gegen ihrer Eltern Gewohnheitsünden und Laster protestieren hörten, und es überkam gar manchen eine tiefe Beschämung.

Die ganze Versammlung lauschte in atemloser Stille und ging nachdenklich zur Kirche hinaus. Zu Hause wurde auch denjenigen die Sache erzählt, welche nicht zugegen gewesen; und wenn die Familien abends um den Herd saßen, machten die Aussprüche der Kinder den Gegenstand der Unterhaltung aus.

Der Heilige wurde aber von seinem Eifer noch weiter getrieben. Er ließ drei bis vier Familien zu bestimmten Stunden in einem Hause zusammen kommen. Dann ging auch er hin, wandte sich wieder zuerst den Kindern zu und suchte sich deren Zutrauen zu sichern. Indem er nun begann, diesen den Katechismus zu erklären, redete er auch

unmerklich zu den Alten und gab ihnen Erklärungen solcher Wahrheiten und Gebote, welche er für besonders nötig oder wichtig hielt.

Die Kinder, Mädchen und Frauen ließ er niederknien, das „Vaterunser“ und „Ave Maria“ beten und das Kreuzzeichen machen; denn von religiöser Bildung war in der Pfarrei anfangs blutwenig vor auszusehen.

Nachdem er auf diese Weise in der ganzen Pfarrei die Runde gemacht hatte, fing er an, jede Familie einzeln zu besuchen, damit dieselben um so freier und von Fremden unbehindert mit ihm sprechen konnten. Doch gelang es ihm nicht, diesen Plan durchzuführen, weil im Verlaufe der Zeit viele Reisen ihn oft Tage und Wochen lang vom Dorfe ferne hielten.

Überall, wo er mit Leuten seiner Pfarrei eine Unterhaltung anknüpfte, brachte er das Gespräch auf religiöse Dinge. Die Bettler mußten das Kreuzzeichen machen, das „Vaterunser“ und „Ave Maria“ beten, ehe sie etwas erhielten; demjenigen, der am besten im Katechismus Weisheit wußte, gab er das reichste Almosen. Andere Male versammelte er sie auch in den Gassen und erklärte ihnen den Katechismus.

Sah er Gruppen auf der Straße versammelt, so stellte er sich oft zu ihnen und brachte bald einen religiösen Diskurs zu stande, las auch die eine oder andere Seite aus einem Erbauungsbuche vor und fügte seine Erklärungen und Nutzenwendungen bei. Nicht alle waren mit diesem heiligen Eifer ihres Pfarrers zufrieden, aber schließlich konnte sich doch kaum einer dem Einflusse seiner herzgewinnenden Güte entziehen. Sein Eifer war unwiderstehlich. „Charitas Christi urget nos“, jagt der Apostel und hebt damit die Wurzel des echten Seeleneifers hervor. Der heilige Peter Fourier konnte dasselbe sagen: „Die Liebe zu Jesus Christus drängt mich.“ Sie machte ihn auch so erfunderisch in seinen Befehrungs- und Belehrungsversuchen.

Die Erfindungsgabe unserer heutigen Katecheten muß sich schon, dank der Um- und Aufsicht der Staatsgewalt

in Schule und Kirche, innerhalb bescheidener Grenzen halten; sucht man ja doch den Einfluß des Priesters auf die Schule immer mehr zu hindern oder unmöglich zu machen. Immerhin bleibt ihm jedoch die Möglichkeit, durch gute Vereine und Bruderschaften ähnliches zu erstreben und zu wirken wie Fourier mit seinen, heutzutage mit Recht unmöglichen theatralischen Produktionen in der Kirche. Auch kann die Pfarrgeistlichkeit nicht mehr Haus für Haus besuchen und mit der christlichen Lehre bekannt machen; dazu stehen ihr außer der Predigt und Christenlehre wiederum die Vereinsversammlungen zu Gebote, in welchen sie auch denen Belehrung bringen kann, welche in der Predigt nicht zu fassen sind. Es ändern sich die Menschen und ihre Einrichtungen, ihnen müssen sich die Verkündiger der Heilswahrheiten anbequemen. Die Wahrheiten bleiben stets dieselben; nur muß für sie oft eine andere Form der Mitteilung gesucht werden, damit sie klar dargelegt werden, damit sie angenehm und gefällig in gewinnender Weise vorgetragen werden, und damit sie auch die Gemüter und den Willen bewegen zur Ausübung guter Werke.

„Gehet hin und lehret alle Völker.“ (Matth. 28, 19.)

18. Feuereifer.



Im allgemeinen begannen nun die Bewohner von Mattaincourt ihrem geistlichen Vater zu folgen, wie die Schafe dem Hirten; denn sie hatten sich überzeugt, daß er frei von Selbstsucht und ganz erfüllt von der Liebe Gottes war. Auch die Rohesten merkten, daß er seine Schäfchen nicht scheren, sondern auf gute Weide führen wollte. Doch gab es hier wie überall in der Welt solche, die einen Ruhm darin suchten, mit beinahe diabolischer Hartnäckigkeit Opposition zu machen; sie suchten noch eine Galgenfrist für ihr Treiben zu gewinnen, ehe das Dorf mit Fingern auf sie weisen könnte. Es waren ausgelassene Burschen, Wüstlinge, Spieler, Poffenreißer, Wirtshausfiker

und dergleichen Volk, dem es vor dem Weihwasserwedel fröstelte und dem beim Anblicke eines Priesters oder eines Beichtstuhles hänglich zu Mute ward.

Unserm Heiligen waren diese verstockten Sünder nicht unbekannt, und er versäumte nichts, um sie zu gewinnen; oft und oft warf er sich vor dem Tabernakel nieder und flehte für ihr Seelenheil mit inständigen Worten.

„Herr, mein Gott,“ rief er aus, „du bist ihr oberster Hirte, du bist ihr eigentlicher Pfarrer und ich bin nur einer deiner Vikare! Du mußt meiner Schwäche helfen, und da ich die Seelen, die sich im Bösen gänzlich verhärten wollen, nicht zurückführen kann, so zeige du, daß du der Herr aller Herzen bist, und daß du vermagst, wenn es Dir gefällt, einen noch so widerspenstigen Willen zur Umkehr zu bringen und selbst aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken.“

Flammend von Sehnsucht erhob er sich vom Gebete und mühte sich ab in Bußübungen. Dann aber ging er aus, um thatkräftig einzugreifen. Besonders hatte er es auf Gotteslästerung, Tanz, Trunkenheit und Sonntagschändung abgesehen.

Kurz vor der Sonntagsmesse ging er oft den verschiedenen Herbergen und Wirtshäusern einen Besuch zu machen und suchte die jungen Burschen auf den Kirchgang zu bringen. Zum andern Male sandte er die Messdiener aus, um nachzusehen und die allenfalls Säumigen in seinem Namen an ihre Pflicht zu erinnern. Wenn man auf diese nicht hörte, ging er selbst hin.

Einmal vernahm er am Tage nach dem Patrozinium der Pfarre, gerade vor der hl. Messe, daß eine Gesellschaft junger Leute einen Ball arrangieren wollte. Flugs ging er aus, hielt ihnen eine eindringliche Ermahnung und brachte alle mit in die Kirche.

Andere waren verschiedene Male, statt zur Vesper zu kommen, im Wirtshause beim Spiele sitzen geblieben. Zu ihrem Schrecken sahen sie auf einmal den Pfarrer aus der Vesper stracks auf das Haus zuschreiten. Da sprang die

ganze Bande auf, und jeder eilte, was er konnte, von dannen. Fourier nahm die Karten und das Geld, befahl den Ministranten, erstere in den Fluß zu werfen, und verteilte das Geld unter die Armen. Den Eltern aber hielt er nachher eine strenge Predigt und forderte sie auf, ihre Söhne bei ähnlichen Vorkommnissen zu strafen.

Ins Gesicht wagte ihm niemand zu widerstehen, denn seine strenge Tugend hatte ihm eine hohe Achtung verschafft, und keiner hätte ungestraft die öffentliche Meinung unbeachtet lassen können. Es gab damals noch keine schlechte Presse, welche den eifrigen Seelsorgern entgegenarbeitete, zudem war der Pfarrer, wie schon gesagt, nicht bloß geistlicher, sondern auch weltlicher Richter, und machte auch zuweilen Gebrauch davon; denn ihm war die Rettung der unsterblichen Seelen weit wichtiger als der Verlust einiger Geldstücke.

Er versuchte alles mögliche. Schien eines seiner Pfarrkinder ganz und gar verhärtet bleiben zu wollen, so überkam ihn eine unbezwingbare Unruhe; er vermeinte stets die schreckliche Drohung zu vernehmen:

„Ich habe dich zum Hüter über das Haus Israel gesetzt; wenn du nicht redest . . . und es stirbt der Gottlose in seiner Ungerechtigkeit, so werde ich von dir Rechenschaft für sein Blut fordern.“ (Ezech. 33, 7 f.)

Er ging zuletzt heimlich in das Haus eines solchen Sünders, warf sich ihm zu Füßen, benetzte diese mit seinen Thränen und beschwor ihn bei allem, was ihm heilig und teuer sei, ihm selbst nicht den unaussprechlichen Schmerz zu bereiten, sich als den Vater eines Verdammten einstens betrachten zu müssen. Meistens stürzte ihm ein solcher Sünder reumütig zu Füßen und bekehrte sich aufrichtig.

Bei einem gewissen Franz Kaufmann war ihm jedoch ein ähnlicher Versuch mißglückt. Was that er? Als er eines Tages mit dem Sanktissimum von einem Verzehrgang heimkehrte und wußte, daß jener verkommene Mensch zu Hause sei, trat er in dessen Haus und hielt dem Ahnungslosen des Sanktissimum vor Augen, während er mit flam-

mendem Antlitze und erschütternder Stimme, gleichsam als Mund des Herrn sprach: „Ich suche mein verirrtes Schaf.“ Wie vom Blitze getroffen, stürzte der Sünder nieder, gelobte Besserung und hielt auch Wort. Der Name: „Verirrtes Schaf“ blieb ihm jedoch zeitlebens, wenn auch ohne die gehässige Deutung.

Wenn der Heilige übrigens zu einem Kranken mit dem Viaticum gerufen wurde, so ließ er fünfmal die Glocke anschlagen, dreimal, wenn er dem Kranken die hl. Ölung erteilen sollte, zehnmal, wenn es mit dem Kranken zu Ende ging. Er wollte, daß bei diesen Gelegenheiten jeder aufmerksam würde und womöglich ein Gebet für den Leidenden spräche.

Der Feuereifer des Heiligen brannte auf solche Weise einen ganzen Urwald von Sünde, Aberglauben, Bosheit und Verstocktheit nieder. Nichts konnte dieser glühenden Flamme widerstehen. Sie machte selbst das scheinbar Unmögliche zur Wirklichkeit, wie das himmlische Feuer auf dem Altare des Elias auch das Wasser ringsumher verzehrte. Diese Flamme fachte er aber auch immer wieder sowohl durch die Erinnerung und stete Erneuerung der Liebe zu Gott im Herzen, als auch durch die Furcht vor der schweren Verantwortung, welche das ihm übertragene Amt auf seine Schultern legte. Immer tönten ihm die Worte im Ohre:

„Ich habe dich zum Hüter über das Haus Israel gesetzt; wenn du nicht redest . . . und es stirbt der Gottlose in seiner Ungerechtigkeit, so werde ich von dir Rechenschaft für sein Blut fordern.“ (Ezech. 33, 7 f.)

19. Im Beichtstuhle.



anz verschieden von der beinahe gewalthätigen Art, wie sich Fouriers Seeleneifer draußen auf den Gassen und in den Häusern äußerte, offenbarte sich

derselbe im Beichtstuhle; da war die stürmende Energie in ermunternde Liebe verwandelt.

Sehr viel lag ihm daran, daß alle einmal eine Generalbeicht ablegten; deswegen ermahnte er unablässig dazu von von der Kanzel herab. Um die Furchtsamen zu ermutigen, sprach er dann wohl im herzlichen Tone:

„Fürchtet euch nicht, daß ich euch schelte; ihr habt ja wohl gesündigt, aber mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit. Ich werde doch auch nicht so thöricht sein, diejenigen zu schelten, die in dem nächsten Augenblick in der Gnade Gottes sind, der doch eigentlich von ihnen beleidigt worden ist; da würde ich wohl nicht klug sein. Nein, nein, meine Freunde, habt keine Furcht! Wir wollen die Arznei nach bestem Vermögen versüßen. Da wir aber unseres Lebens nicht sicher sind, so bitte ich euch, nur gleich zu kommen.“

Von Tagesanbruch an war er seinerseits im Beichtstuhle zu finden und er verließ ihn bloß, um die hl. Messe zu lesen oder sonstige Verrichtungen seines Amtes zu erfüllen. Oft blieb er fast den ganzen Tag bis zum Abende ohne Speise und Trank sitzen, damit nur ja niemand einwenden könne, er habe keine gute Gelegenheit zur Beichte gehabt. Gott der Herr schenkte ihm dafür aber auch eine besondere Gnade, das Innerste der Herzen zu erforschen und die Sünder zur einer wahren Reue und Besserung zu bewegen. Im Beichtstuhle konnte er weit mehr als auf der Kanzel oder bei sonstigen Ermahnungen wirken, und darum lag ihm die gute Verwaltung des Bußsakramentes zumeist am Herzen. Er ist darin ein Muster für alle Seelsorger geworden.

Der hl. Papst Pius der Fünfte hat einmal gesagt: „Hätten wir nur gute, taugliche Beichtväter, so würden wir eine allgemeine Besserung, eine wahre Reformation der Christenheit sehen.“

Es ist nun, Gott sei gedankt, seit der Zeit dieses betrübten Ausrufes in diesem Punkte sehr viel besser geworden, und das Konzil von Trient, welches vor Lebzeiten unseres Heiligen eben beendet worden, hat durch seine weisen Ber-

ordnungen für die Verwaltung des Beichtstuhles unendlich viel Segen gestiftet. Ja, nachdem die flaue, rationalistische Doktrin, welche zu Beginn unseres Jahrhunderts den Beichtstuhl als ein überflüssiges Möbel in die dunkelsten Winkel der Kirche gedrückt, glücklich an ihrer eigenen Halt- und Kraftlosigkeit verblühen ist, hat ein neues, glaubensstarkes Leben die Gewissen wieder geschärft und die irregeleiteten Gemüther wieder demüthig genug gemacht, um für ihre Schwächen und Gebrechen Heilung und Trost im hl. Bußsakramente zu suchen, um für ihre Bosheit auch mannhafte Buße zu thun.

Die Pflicht des Seelsorgers ist es, diesen neuen Lebenshauch des Glaubens gut zu benutzen und ihn auch dahin zu leiten, wohin er noch nicht gedrungen ist. Das Wort auf der Kanzel macht in unserer leichtlebigen, aufgeklärt sein wollenden Zeit nicht mehr so leicht den Eindruck wie früher; die Worte fallen sehr oft, wie der Same im Evangelium, abseits vom Wege oder unter Disteln und Dornen, und ein fröhlicher Sonntag-Nachmittag löscht alle Eindrücke der Predigt im Hochamte aus. Im Beichtstuhle aber, unter vier Augen, wenn der Sünder auch — wie es oft geschieht — eben nur durch die äußerste Nothwendigkeit getrieben, kommt, weil er doch noch Katholik sein will, oder wenn ihn ein außergewöhnliches Ereignis hinführt, fast immer findet der Beichtvater, mag nun des Sünders Herz schon vorbereitet und erschüttert, oder kalt und hart wie Marmorstein sein, irgend eine Stelle, wo er mit seinem Zuspruche, seiner Liebe oder Autorität ansetzen kann, um die Seele entweder aus den Angeln ihres Sündenlebens zu heben, oder aus den Schrecken des bösen Gewissens, der Unruhe und Verzweiflung zu retten und sie zu führen in das Paradies der wiedergewonnenen Unschuld und des himmlischen Friedens.

Um dieses aber leisten zu können, muß der Priester, unterstützt von der Gnade, ein guter, ein sich seiner Pflichten vollkommen bewußter Beichtvater sein. Er muß nicht bloß im Stande der Gnade sein, sondern muß auch eine gewisse innere Tüchtigkeit und Festigkeit besitzen, um nicht selbst zu

Gr
dar
St
re
Gi
nid
ruf
Mi
Un
in
Sa
lige
wa
ger
jein
zu
fön
joni
den
scha
Sch
ten
den
tige
er
alle
sünd
Tag
lich
der
so
teste
wer
The
Zwe
and

Grunde zu gehen, während er andern helfen möchte; er darf sich nicht, selber des Schwimmens unfundig, in den Strom stürzen, um andere zu retten. Sein Charakter muß reiche Liebe, überfließende Sanftmut und kluger Ernst sein. Gütig soll er jeden empfangen, wie der Heiland, welcher nicht gekommen war, die Gerechten, sondern „die Sünder zu rufen“; gütig jeden anhören, ohne irgend ein Zeichen von Mißmut, Ärger, Erstaunen u. zu geben; gütig soll er die Unwissenden belehren, die Verblendeten ermahnen und alle in die rechte Stimmung zu bringen suchen, auf daß sie das Sakrament auch mit Nutzen empfangen; er soll sein heiliges Amt endlich als Lehrer, Arzt und Richter verwalten und in letzterer Eigenschaft auch ernst, strenge und gerecht sein können, ohne Ansehen der Person und ohne seiner und des Sakramentes Würde unbilligerweise etwas zu vergeben. Er muß mit Auktorität und Macht sprechen können, und bedarf dazu nicht bloß eines tadellosen Wandels, sondern auch, und besonders in unserer Zeit vor allem in den Städten, einer umfassenden, allgemeinen und wissenschaftlichen Bildung, um die vorlauten Halbwisser zum Schweigen zu bringen, die durch moderne Lektüre verwirrten Köpfe zurecht zu setzen, die zweifelnden und verneinenden Geister zu stärken und in die richtigen Geleise vernünftigen und christlichen Denkens zu leiten. Deshalb bedarf er eines fortwährenden Studiums, und darf er sich mit den allernotwendigsten Kenntnissen, ohne welche er ja schwer sündigen würde bei Verwaltung des Sakramentes, heutigen Tages an manchen Orten nicht mehr zufrieden geben. Freilich ist damit noch kein besserer Erfolg garantiert; dessen ist der einfache Landseelsorger, dem allgemeinere Bildung nicht so notwendig ist, durchaus sicherer, während der gewandteste Beichtwater in einer Stadt manchmal kaum Kennenswertes leisten kann. Aber gerüstet muß er sein gegen die Theorien des modernen Unglaubens, des Spottes und des Zweifels, „damit nicht sein Amt verlästert werde.“

Mit Freude soll er aber auch in den Beichtstuhl gehen und den Gläubigen den Empfang des Sakramentes mög-

licht erleichtern. Läßt er es hierin an der notwendigen Selbstüberwindung fehlen, so fügt er seinen Untergebenen und sich selbst weit größeren Schaden zu, als bei anderen Verrichtungen seines Amtes. Auch mag für manche Gegenden noch nicht überflüssig sein, zu erinnern, daß nach Vorschrift des Konzils von Trient der Beichtstuhl nicht in der Sakristei, sondern in der Kirche sein soll, allen Gläubigen sichtbar und leicht zugänglich.

„Noli negligere gratiam, quae in te est, quae data est tibi.“ „Wolle nicht die Gnade unbenützt lassen, die in dir ist, welche dir ist verliehen worden.“ (1 Tim. 4, 14.)

20. Frühlingszeiten.

Nicht vergebens strahlt die goldene Sonne immer und immer wieder Licht und Wärme über die Erde, sie sprengt schließlich auch die härteste Schneedecke, lockt Veilchen, Maiglöckchen und Rosen hervor, läßt den jungfräichen Frühling als fröhlichen Sieger durch die lachenden Auen ziehen und erfüllt die Lüfte mit duftendem Hauche und die Wälder mit schallenden Liedern.

So leuchteten auch die großen Geistes- und Herzensgaben unseres Heiligen nicht vergeblich inmitten der verwilderten Bevölkerung von Mattaincourt. Seine Liebe erwärmte, sein Eifer entflammte alle, sein Gebet zog den Segen von oben herab. Man erkannte den von ihm bebauten Weinberg im Verlaufe der Jahre bald nicht mehr wieder. Derselbe lag nicht mehr da verwüstet und zertreten, jedermann offen und zugänglich, voller Disteln und Dornen zwischen verdorrten Rebstöcken: nein, er schien gänzlich umgeschaffen und erneut, trefflich geschützt, gehegt und gepflegt: eine vielversprechende Ernte vor dem Herrn.

Das „kleine Genf“ war ein kleines Sion geworden, wiederhallend von hl. Liedern und Gesängen. Verschwunden waren Sittenlosigkeit und Unglaube, und hatten der Gottesfurcht und Frömmigkeit Platz gemacht. Hatten die

Bewohner bis dahin selbst des Heiligsten gespottet, sich den größten Ausschweifungen ergeben, so waren sie jetzt kaum mehr zu erkennen, so eingezogen, sittsam und bescheiden waren sie geworden. Die Wirtshäuser waren mit Ausnahme einiger für die Reisenden bestimmten Herbergen geschlossen, Spielteufel, Karten und Würfel waren verschwunden. Jünglinge und Jungfrauen hüteten sorgfältiger ihre Unschuld, und das Ehrgefühl war wieder so weit gekräftigt, daß nur schwere Versuchung es überwinden konnte. Wenn auch hin und wieder noch ein trauriger Fall vorkam, so diente derselbe allen zur Beherzigung des Wortes: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle.“

An die Stelle der Vergnügungssucht war ein eifriger Geist der Abtötung getreten. Viele fasteten am Freitage zu Ehren des leidenden Erlösers, noch mehr aber geschah dies an Samstagen zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau. Andere gaben sich ohne Vorwissen ihrer nächsten Angehörigen strengen Bußübungen hin, manche geißelten sich oder trugen bei ihrer schweren Feldarbeit ein härtenes Bußhemd. Das innerliche Leben wurde von solchen Frommen wie in einem Kloster gepflegt. Im gesellschaftlichen Verkehr herrschte Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, zuvorkommende Höflichkeit, Gastfreundlichkeit und Mitleiden den Armen gegenüber.

An Sonn- und Festtagen war die Kirche nie geräumig und groß genug; selbst in den Stunden zwischen den einzelnen Andachten wurde sie nicht ganz leer. An Wochentagen war sie kaum weniger besucht; fast jeder kam dahin, um sein Morgen- und Abendgebet zu verrichten. Wer vorüberging und eben Zeit erübrigte, trat ein zu einer Besuchung des allerheiligsten Sakramentes. Viele, deren Arbeit es erlaubte, wohnten täglich dem hl. Messopfer bei. Man empfing sehr oft die hl. Sakramente, an bestimmten Tagen sah man den Beichtstuhl von morgens in der Frühe bis abends spät umlagert. Die meisten gingen jeden Monat einmal beichten und öfter kommunizieren, andere thaten dies wenigstens an den hohen Festen. Viele hatten

sich den wöchentlichen Empfang der hl. Sacramente zur frommen Gewohnheit gemacht.

Allen schritt natürlich voran der heiligmäßige Pfarrer. Hätten sie ihn nicht fortwährend in der Kirche gesehen, so wäre es ihnen nicht beigekommen, oft so lange in derselben zu verweilen; hätte er nicht solch glühende Andacht und Frömmigkeit gezeigt, so wäre bei ihnen das Eis nie zum Schmelzen gekommen. Mit der milden Glut des Sonnenstrahles hatte sein Wirken einen wunderbaren Frühling im Garten der Kirche hervorgezaubert. Das war geschehen nach vier Jahren eifriger Arbeit und opfermutiger Ausdauer, ungefähr gegen Schluß des allgemeinen Jubiläums, mit welchem das siebzehnte Jahrhundert seinen Anfang genommen hatte.

Wenn trotz alldem einzelne verstockte Sünder sich nicht bekehren wollten, so ließ Gott der Herr dies bei unserm wie bei vielen Pfarrgeistlichen wohl zu, um den Hirten in der Demut zu erhalten und ihm immer noch Arbeit zur Bethätigung des Eifers zu lassen, oder auch, wie der hl. Augustinus sagt, „damit die Hartnäckigkeit der Bösen ein Prüfstein sei für die beharrliche Geduld der Guten und ihnen Gelegenheit gebe, sich Verdienste zu erwerben und eine schöne Krone zu verdienen.“

War nun auch noch nicht alles gethan, so schätzte sich doch der gute Pfarrer glücklich, seine Gemeinde so wohlgeordnet zu sehen. Die Leute ehrten ihn aber auch wie einen echten Stellvertreter Gottes und einen wahren Heiligen; seine Aussprüche und Ratschläge galten ihnen als unanfechtbare Drakel. In allen Vorkommnissen, auch rein materiellen, wandten sie sich an seine Barmherzigkeit, Klugheit, Erfahrung und Heiligkeit. Da sie ihn auf diese Weise meist rein ausplünderten, so hatte er oft selber nichts, womit er unerwarteten Gästen dienen konnte. In solchen Fällen waren aber die Nachbarn gleich bei der Hand und versorgten ihn so reichlich mit allem Notwendigen, daß die Gäste gemeiniglich sagten, man werde nirgendwo so gut bedient, als beim Pfarrer von Mattainourt.

kehrte er von allenfallsigen Reisen — und er mußte deren später noch zum Leidwesen seiner Pfarrkinder recht viele machen — zurück, so eilten ihm die Leute oft weit entgegen und erhoben laute Jubelrufe bei seinem Anblicke. Mit zahlreicher Begleitung zog er dann ins Dorf ein, umringt von seinen fröhlichen Kindern, zunächst von den Armen; denn diese genossen das Vorrecht, als seine erklärten Lieblinge zu gelten. Dann war sein Herz entzückt vor Freude, sein Auge strahlte vor Glück, seine Lippen umspielte ein freundliches Lächeln, während sie überströmten von liebevollen und tröstenden und aufmunternden Worten. Jeden rief er beim Namen, erkundigte sich nach seinem Wohlergehen und nach dem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Gleich legte er dann Hand an, um zu sichten und zu ordnen, was not schien, und suchte durch doppelten Eifer seine Abwesenheit wieder in Vergessenheit zu bringen. Natürlich war ihm vor allem daran gelegen, das einmal Errungene fest zu halten, daß nicht die rasche glückliche Strömung noch rascher im Sande verlaufe.

Zu diesem Zwecke suchte er den Gottesdienst immer würdiger und feierlicher zu gestalten. An Sonntagen dauerte das Hochamt von acht bis elf Uhr, die Nachmittagsandacht fand statt von eins bis vier Uhr. Im Sommer hielt er noch einen dritten Gottesdienst gegen sechs Uhr, so daß er die meiste Zeit des Tages in der Kirche zubrachte. Bei jeder Andacht hielt er zudem eine Ansprache, predigte des Morgens und katechisierte des Nachmittags. Von verschiedenen Wohlthätern, auch aus der Herrscherfamilie Lothringens, von Heinrich II., Margarete von Gonzaga und Karl IV., erhielt er manches zum Schmuck seiner Kirche und machte dadurch, sowie durch eine würdige und andächtige Ausführung des Choralgesanges, für den später an den hohen Festtagen auch mehr festliche Kirchenmusik eintrat, und endlich durch die Schönheit und Anmut der Zeremonien, wobei gut eingeübte und mit Chorröcken bekleidete Kinder mitwirkten, allen Pfarrangehörigen den Aufenthalt im Gotteshause angenehm und lieblich. In

einem seiner späteren Briefe an die Religiösen in Pont-a-Mousson findet sich folgende auf kirchliche Musik bezügliche Stelle:

„Ihr könnt mir ein einziges Vergnügen machen, wenn ihr gleich nach Empfang dieser Zeilen das beiliegende Briefchen — es ist die Weihnachtshymne — an unsern guten Bruder Demange Clerc befördert, mit der demütigen Bitte meiner- und Euererseits, dieselbe von dem hochw. Herrn Lambert, oder wenn der gute Herr nicht mag, von einem andern tüchtigen Musiker für vier oder fünf Stimmen in Musik setzen zu lassen. Und wenn ihr noch etwelche Musikstücke für dieses Fest finden könnt, so schickt sie mir bei erster bester Gelegenheit, damit wir sie noch frühzeitig vor Weihnachten einstudieren können.“

Ein anderes und kräftiges Mittel war ihm die Wiederbelebung der alten Bruderschaften. Es hatten deren schon seit langem drei in seiner Pfarrei bestanden: eine Rosenfranzbruderschaft, eine von der seligsten Jungfrau und noch eine von der Unbefleckten Empfängnis; letztere ein Beweis, daß diese Andacht schon lange vor dem dogmatischen Lehrlage bestand. Alle drei wurden durch Peter Jourrier zu neuem Leben erweckt; es wurden ihnen neue Mitglieder gewonnen und alle mit neuem Eifer erfüllt; schlechte Ausführung, ja ein geringes Ärgernis genügte, um den Schuldigen auszuschließen.

Um sich genauer über den Stand der Pfarrei orientieren zu können, hatte sich der Heilige seine Pfarrkinder in vier Klassen geteilt. Ob er allen zu wissen that, zu welcher Klasse er sie rechnete, ist wohl zweifelhaft, er sagte es aber solchen, denen es nach seiner Meinung nur zum Nutzen gereichen konnte.

Zur ersten Klasse der Vollkommensten zählte er nur die geringste Zahl, und zwar diejenigen, welche die evangelischen Räte beobachteten und auf alle Weise nach Vollkommenheit strebten.

Der zweiten gehörten jene an, welche zwar minder vollkommen und abgetötet lebten, sich aber doch bestrebten,

ein recht christliches Leben zu führen. Zu ihnen zählte ein junger Mensch von etwa neunzehn Jahren, dem Fourier einst zwei Jesuiten schickte, die sich zufällig in Mattaincourt aufhielten, um ihn während einer schweren Krankheit zu trösten. Die Priester ermahnten ihn zur Geduld und Ergebung und wiesen ihn auf ein Kruzifix, das über dem Bette hing, erstaunten aber, als der Kranke mit Thränen in den Augen ausrief:

„O ja, niemals werde ich so viel für meinen Jesus leiden können, als er für mich gelitten hat!“

Als sie darauf nachforschten, auf welche Weise er Gott dem Herrn diene, gab er zur Antwort:

„Ach, ich gehöre erst noch zur zweiten Klasse, aber nach meiner Genesung hoffe ich in die folgende zu kommen.“

Solche, die sich erst bekehrt hatten, sowie die Kinder, machten die dritte Klasse aus. Es waren die Anfänger im geistlichen Leben, welche erst lernen mußten, die Gebote Gottes zu halten. Sie sollten treue Abbilder ihres Meisters werden und ließen auch bereits in den groben Strichen und Umrissen die bildende Meisterhand erkennen.

Zur vierten Klasse gehörten endlich die verstockten, boshaften Sünder, welche nichts von Bekehrung, nichts von ihrem Seelenhirten wissen wollten. Er ging ihnen aber immer nach, mochten ihm auch noch so viele Ungelegenheiten aus seinem Eifer erwachsen.

Derlei Vorkommnisse waren die Wolken, welche aus den alten bösen Wintertagen her zuweilen noch durch den sonnigen Frühling des geistlichen Lebens zu Mattaincourt zogen. Der Pfarrer konnte ihr Erscheinen nicht hindern, wohl aber ihre nachtheiligen Wirkungen abschwächen oder gänzlich unschädlich machen. Dies erreichte er durch seine persönliche Heiligkeit, welche sich bei jedem solchen Anlasse von einer neuen Seite zeigte. Auf diese Art befolgte er die Mahnung des Apostels Paulus (1 Tim. 4, 12.):

„Zum Beispiel sollst du den Gläubigen dienen im Worte, in der Liebe, im Glauben und in der Keuschheit.“

21. Die vierte Klasse. Das Hexengericht. Moderner Aberglauben.

Die Wirksamkeit des heiligen Fourier fällt in jene Zeit, da aus dem Verfall des wahren Glaubenslebens ein gräßlicher Wahn entstand, der mehr an den Teufel als an Gott glaubte, überall unmittelbare Beeinflussung des Satans spürte, wo sich etwas Auffälliges kundthat, sei es im sittlichen oder auch nur im gesellschaftlichen Verhalten. Unzählige Menschen, Männer, Weiber und Kinder fielen diesem Aberglauben zum Opfer und endeten ihr Leben am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen. Alle sollten sie im Bündnis mit dem bösen Geiste gestanden haben; es gibt nichts Widersinniges, was man ihnen nicht angedichtet hätte, und das sie auch auf der Folter, wenn sie ihrer Sinne und der gesunden Vernunft nicht mehr mächtig waren, nicht bekannt hätten. Es war diese fast unbegreifliche Verwirrung des Menschenwizes wohl eine Folge der fortwährenden Kriege und der daraus entstandenen Verwilderung des Volkes, der Roheit der Sitten und der ins Ungeheuerliche gehenden Lasterhaftigkeit. Denn der Mensch strebt nach Erkenntnis, Licht und Offenbarung, und sucht diesen Drang, wenn er seine Augen dem Lichte des Glaubens verschließt und von der Erleuchtung des Hl. Geistes nichts wissen mag, in dem trüben Widerschein der unterirdischen Glut zu befriedigen, z. B. in unserer Zeit im Spiritismus.

Auch Lothringen war nicht von dieser Geistesströmung unberührt geblieben; aus Mattaincourt selbst hatte sie sich eines ihrer Opfer erkoren. Dieses Opfer war nun ein schlechter Mensch, mit dem der Teufel jedenfalls zu thun hatte, aber nicht in dem Sinne, wie die Zauberer- und Hexenrichter jener Zeit wähten. Jean Marlier hieß der Mann, war Familienvater und hatte mehrere Kinder; er war ein wilder Flucher und Gotteslästerer. Fourier mußte ihn wohl zu der „vierten Klasse“ seiner Pfarrkinder

rechnen, zu der „bande perdue“, „dem verlorenen Haufen.“ Umsonst ermahnte er ihn unter vier Augen: Spott- und Fluchworte erhielt er zur Antwort. Endlich gab er ihm bei irgend einer Gelegenheit einen öffentlichen Verweis. Der Mensch geriet darüber so in Wut, daß er seinen Pfarrer anfiel und sich thatsächlich an ihm vergriff. Das Volk jedoch, welches Fourier damals schon lange lieb gewonnen hatte, duldete solche Roheit durchaus nicht, sondern lief von allen Seiten herbei und hätte den Glenden fast gesteinigt. Nur mit Mühe konnte der Pfarrer den Übelthäter der Wut der Menge entreißen. Er schaffte ihn beiseite, zog ihn in die Pfarrwohnung hinein und versteckte ihn dort. Dann redete er dem Volke eindringlich zu und ermahnte sie alle so lange zur Ruhe und Versöhnlichkeit, bis sich die Entrüstung legte und einer nach dem andern vom Pfarrhofs abzog. Darauf zog er den wilden Menschen aus seinem Verstecke hervor, redete ihm freundlich zu und ermahnte den Beschämten zur Besserung und Buße. Das gelobte Marlier denn auch und schlich sich nach Hause.

Darüber war nun einige Zeit verflossen, während welcher der alter Flucher und Lästler wohl wenig von seiner Gewohnheit abgegangen sein mochte, als plötzlich Häfcher von Mirecourt erschienen, Marlier packten, schlossen und vor das Gericht zu Mirecourt führten. Er war der Zauberei angeklagt worden. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß er zum Tode verurteilt werden sollte. Seine Kinder eilten jammernd und um Hülfe rufend zu Fourier. Wenn einer noch helfen konnte, so war er es; das schien allen gewiß.

Diesem selbst ging die Sache ohnehin schon sehr nahe; in seiner Vaterstadt sollte ein Kind seiner Pfarrei verurteilt und hingerichtet werden! Das war ihm doch zu hart. Er eilte nach Mirecourt zum Gerichtshofe und ließ sich Tag und Nacht keine Ruhe; bei der Verhandlung warf er sich den Richtern zu Füßen und beschwor sie, ihm sein Pfarrkind zurück zu geben. Der Schuldige, brachte er vor bereue seine Verbrechen; es sei der Strafe genug für ihn

daß er mit Ketten beladen und von Gewissensbissen gefoltert im Kerker liege; seine verlassenen Kinder versprechen, wenn man ihnen den Vater zurückgäbe, wahre Muster des Gegenteils zu werden; das Todesurteil würde aber für ihn, den Pfarrer, den Bürger von Mirecourt, ein Verbannungsdekret sein; denn nimmermehr möchte er jenen Ort noch einmal betreten, wo man ein ihm so theures Leben hingeopfert; könne man jedoch seinen Bitten nicht willfahren, so wolle man doch wenigstens die Sache verschieben, bis er sich um Begnadigung beim Landesherrn habe bemühen können.

Er erlangte nun schließlich Aufschub, Verzögerung und endlich auch vom Herzoge die Begnadigung des Eingekerkerten. Marlier wurde, nachdem er alle Leiden der Todesangst durchkostet, aber auch die Liebe seines Seelenhirten erfahren hatte, wieder auf freien Fuß gestellt. Fourier war kaum in Mattaincourt angelangt, als der Gerettete ebenfalls erschien und weinend und dankend ihm zu Füßen fiel. Freundlich hob ihn der Pfarrer auf: das sei nicht sein Werk, sondern Gott habe dies zu stande gebracht; nun möge er aber auch an seine Besserung denken. Marlier versprach es gerne und hielt auch getreulich sein Wort.

Es war keine Kleinigkeit, zu damaliger Zeit einen der Zauberei Angeklagten aus der Folterkammer des hochnotpeinlichen Halsgerichtes zu befreien; dafür waren die Richter zu fest in ihrem Aberglauben verrannt. Mögen wir den Kopf schütteln über diese Verblendung und mit Recht den Stab brechen über jene Leute, aber vergessen wir nicht, daß der Aberglauben in unseren Tagen kaum weniger ungeheuerlich, jedenfalls aber weit verbreiteter ist wie damals; denn man verurteilt niemand mehr wegen Hexerei und Zauberei, sondern bewundert ihn und drängt sich um ihn. Gibt es ja doch heute nicht wenige, die dem Satan öffentlich huldigen. Und wie hat man sich mit der Dämonen- und Geisterwelt in Verbindung gesetzt und dabei Gott den Herrn mit in diese Sphäre herab-

gezogen! Wie viel gläubige Anhänger zählt dieser Wahn, der Spiritismus! Der Geist aus der Tiefe kann nur überwunden werden durch den Heiligen Geist, welcher die Menschheit aus diesem krassen Aberglauben und Dämonenfult erhebt zum Lichte der ewigen Klarheit und die Würde der ewigen Majestät Gottes wahr. Dem Priester aber, welcher den Heiligen Geist empfangen hat, liegt es vor allem ob, die Gnade den Menschen mitzuteilen und die Verehrung des Hl. Geistes als ein Heilmittel zu verbreiten und zu befördern.

„Du wirst deinen Geist aussenden, und sie werden erschaffen werden, und das Antlitz des Erdfeises wirst du erneuern.“ (Ps. 103, 30.)

22. Ein böses Weib.



In der hl. Schrift steht am Schlusse der Sprüche Salomons eine lange herrliche Stelle, voll von Lob über ein gutes Weib, dafür findet sich aber auch zu Nut und Frommen aller Christen im 24. Kapitel des Buches Sirach ein Passus, der reichlich von dem Charakter des schlechten Weibes handelt. Darin heißt es: „Die Nichtswürdigkeit eines solchen Weibes übersteigt alle Schlechtigkeit . . . und man möchte eher mit Löwen und Drachen, als mit einem solchen Weibe zu thun haben.“ Wer die Wahrheit dieser Worte aus der Erfahrung bestätigen kann, wird seufzend dazu „Amen“ sagen; andere mögen sie aus dem ersehen, was unserm heiligmäßigen Pfarrer mit einem Weibe begegnet ist.

Fourier fand in seiner Pfarrei eine junge Buhlerin vor, die ihre besten Jahre schon in Ausschweifungen zugebracht und ihrem ärgerlichen Lebenswandel ungescheut gefröhnt hatte. Ein reines Weib ist ein Engel auf Erden, fällt aber, wenn es sich einmal der Sünde ergeben hat, immer tiefer und tiefer in einen geradezu bodenlosen Abgrund, aus dem es sich nur mit allergrößter Gewaltanstren-

gung zu erheben vermag. Freilich vermag die Gnade Wunder zu wirken und kann auch ein solches Geschöpf noch in eine hohe Sphäre der Heiligkeit und Gerechtigkeit erheben.

Sie versuchte es auch mit dieser Sünderin, und das Weib folgte der guten Anregung und wollte sich bekehren. Sie ging deshalb zu Fourier. Dieser nahm sie, dem Beispiele des guten Hirten folgend, freundlich auf und bewog sie zu einer vollständigen Beichte. Der Anfang war gut, die Bekehrung schien aufrichtig zu sein. Die Reumütige führte einen ehrbaren, ja erbaulichen Wandel und ging oft zu den hl. Sakramenten. Aber Aufrichtigkeit der Bekehrung ist noch keine Sicherheit für Beharrlichkeit.

Alles ging ein Jahr lang ganz gut; da gewann der Satan, die eigene Begierlichkeit, vielleicht auch äußere Lofung wiederum den Sieg über dieses Weiberherz. Sieben Teufel fuhren statt des einen in dasselbe ein, und die letzten Dinge wurden noch ärger als die ersten.

Fourier war ein schöner, wohlgestalteter Mann und erregte, trotzdem er nie den geringsten Anlaß gegeben, selber die böse Lust des Weibes. Diese versuchte den Heiligen selbst zum Falle zu bringen. Außerlich heuchelte sie eine größere Frömmigkeit denn je, und suchte möglichst oft mit ihm zusammen zu treffen. Dies war aber sehr schwer; denn er empfing nie ein Weib. Im Beichtstuhle wagte sie aber doch noch nicht von dergleichen Dingen zu reden. Da ersah sie einstmal eine günstige Gelegenheit und schlich sich in ihrem besten Puge, bauend auf die verführerische Macht ihrer Reize, in die Pfarrwohnung und in sein Zimmer.

Fourier traute kaum seinen Augen, als er ein frech gekleidetes Weib bei sich eintreten sah, noch weniger aber seinen Ohren, als er ihre schändlichen Anträge vernahm. Voll Entrüstung, mit flammenden Augen sprang er auf, ergriff einen Stock, trieb die Schamlose unter Schlägen aus dem Hause bis auf die offene Straße. Dort versam-

melten sich ob des ungewohnten Ereignisses die Gassenbuben und verfolgten unter Spott und Hohn, mit Pfeifen und Heulen die Buhlerin bis in ihr Heim. Fourier wehrte ihnen nicht und ging, ohne den erstaunten Nachbarn ein Wort der Erklärung zu geben, wieder hinein, um Gott dem Herrn Dank zu sagen, daß er dieser Versuchung entronnen war.

Das Weib aber lebte von jetzt an ärger denn zuvor, kam immer mehr herunter, bis es zuletzt von einer ekelhaften Krankheit befallen wurde. Fäulnis fraß ihren ganzen Körper an; kein Mensch mochte in ihrer Nähe bleiben. Die Unglückliche fiel dem größten Elend anheim und mußte sich ihr Brot erbetteln.

Eines Tages brach sie auf der Landstraße nach Mattaincourt vor Hunger und Schmerzen zusammen, schleppte sich seitwärts und blieb unter einer Hecke liegen. Vorübergehende sahen sie wohl, mochten aber vor Widerwillen und Ekel nicht helfen, sondern erzählten nur im Dorfe, was geschehen sei. Der Pfarrer, welcher sich gerade auf den Gottesdienst vorbereitete, hörte von dem Strafgerichte Gottes, das die Sünderin betroffen hatte, und eilte mit einer Anzahl Leute hinaus. Bei dem Anblicke des elenden Weibes mußte er vor Mitleid weinen; da er aber gleich zu Kirche gehen mußte und keiner der Umstehenden hilfsreiche Hand bieten wollte, so tröstete er die Arme mit liebevollen Worten und entfernte sich, um von der Kanzel herab seine Zuhörer auf rührende Weise um Mitleid für die Unglückliche anzusprechen. Er konnte jedoch trotz seiner Thränen nicht einmal einen Stall oder eine Scheune für die Verworfenen erhalten. Erst in der Abendandacht erwirkte er sich die Erlaubnis, sie in das Beinhaus bringen zu lassen, damit sie wenigstens nicht in der Nacht von den Wölfen gefressen würde. Dann sammelte er Geld und ließ sie nach einem anderen Ort schaffen, um ihre Heilung zu versuchen. Es war jedoch zu spät; das Weib starb bald mit allen Zeichen aufrichtiger Reue.

Die Moral aus dieser Geschichte zu ziehen, ist für jedermann leicht. Sie lautet: Bete mit Andacht stets: „Führe uns nicht in Versuchung,“ d. h. laß, o Herr, keine Versuchung über uns kommen, ohne uns auch reichliche Gnade zu ihrer Überwindung zu verleihen; halte gefährliche Versuchungen wegen unserer Schwachheit fern von uns, stärke uns durch die heldenmütigen Beispiele deiner Heiligen und durch die Gnade, die ihnen den Sieg errungen hat. Für den Priester sind ähnliche Gefahren, wie sie Fourier bestanden hat, auch heute noch lange nicht aus der Welt gerückt, ja, sie haben sich vermehrt.

Glücklicherweise hat der Klerus durch seine geschlossene Stellung, durch die Wachsamkeit der Leiter, durch seine Vorbildung, durch den guten Ruf selbst und die öffentliche Meinung, welche er durch seinen Wandel geschaffen hat, zugleich auch eine kräftige Schutzwehr gegen die Angriffe der Verworfenheit errichtet. Aber seinen Aposteln und in ihnen allen ihren Nachfolgern ruft der erste Hohenpriester, Jesus Christus selbst, warnend zu: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet; denn der Geist ist wohl willig, aber das Fleisch ist schwach“, und er lehrt sie beten:

„Führe uns nicht in Versuchung.“ (Luc. 11, 4.)

23. Ein gesuchter Beichtvater.

Eine Menge von Besuchern aus nah und fern lockte der neue Ruf nach Mattaincourt. An Sonn- und Festtagen waren die Wege oft mit Andächtigen und Neugierigen bedeckt, die der Predigt und Katechese des berühmten Pfarrers beizohnen wollten. An manchen Tagen mußte wohl der vierte Teil der Hinzuströmenden draußen vor der Thüre bleiben. Es herrschte aber unter den Seinen bereits so gute Ordnung, Sammlung und Erbauung, daß auch die Fremden, ja selbst die, welche in nicht stets günstiger Witterung aushielten, in derselben Andacht und Samm-

lung verharreten, wie die meist Begünstigten in der Nähe des Altars und des frommen Seelenhirten. Über letzteren herrschte nur eine Stimme des Lobes, und die Fremden beneideten fast die Einwohner um ihren Heiligen: „Wie glücklich seid ihr doch, einen Heiligen zum Pfarrer zu haben.“

Es versäumten aber auch sehr viele nicht, sich die Bereitwilligkeit und Klugheit desselben zu nütze zu machen. Erhob sich in einer Familie ein Zwist, drohten Feindschaften unter Eheleuten auszubrechen, entspann sich ein verwickelter Prozeß, so hieß es stets:

„Geht doch zum Pfarrer von Mattaincourt, sucht den hl. Vater auf! Der wird durch seine Liebe und Klugheit bald alles wieder in Ordnung haben.“

Und das geschah denn auch; denn er erledigte, wie schon früher gesagt, mehr Geschäfte an einem Tage, als ein Gerichtshof innerhalb eines Jahres.

Vor allem aber strömten viele zu seinem Beichtstuhle; da war das eigentlichsste und von Gott gesegnetste Feld seiner Thätigkeit. Zahlreiche Befehrungen waren die Frucht seiner opferfreudigen Bemühungen.

Man erzählte von einer derselben, welche im ganzen Lande Aufsehen erregte.

Ein Mädchen aus der Umgegend war durch einen jungen Menschen verführt worden und lebte schon längere Zeit mit ihm in sträflichem Verhältnis. Da es fast Mode geworden, nach Mattaincourt zur Beichte zu gehen, so schloß sie sich eines Tages mehreren Freundinnen an und wartete vor dem Beichtstuhle. Die Gnade wartete auch auf sie, bis sie eintrat und, von dem trefflichen Seelenkenner um ihr Leben befragt, nach und nach alles eingestand. Als der Heilige ihr darauf mit Eindringlichkeit die Sündhaftigkeit ihres bisherigen Verhaltens vor Augen stellte, geriet sie erst in Bestürzung und empfand endlich eine so lebhafteste Reue, daß sie mit Thränen in den Augen versprach, von ihrem ärgerlichen Treiben abzulassen und ihren Verführer zu fliehen. Fourier machte sie auf die

Widerwärtigkeiten und Versuchungen aufmerksam, die ihrer warteten und ermunterte sie zur Beharrlichkeit.

Die Versuchungen blieben nicht aus. Ihr Liebhaber geberdete sich wie rasend, als sie nicht mehr mit ihm zu thun haben wollte. Voll Zorn im Herzen und mit Drohworten auf den Lippen, eilte er nach Mattaincourt, traf den Pfarrer auf der Straße und verfolgte ihn mit Faustschlägen und Fußtritten bis zur Pfarrwohnung.

Indessen hatten einige Leute die Scene wahrgenommen, stürzten aus den Häusern und riefen um Hilfe, so daß bald das halbe Dorf auf den Beinen war, und hinter dem Missethäter her, der sich vergeblich durch eilige Flucht der Volksjustiz zu entziehen suchte. Es wäre ihm schlimm ergangen, wenn nicht der sanftmüthige Pfarrer, von einem glücklichen Gedanken ergriffen, zur Kirche geeilt wäre und dort aus allen Kräften geläutet hätte. Stracks ließ jeder von der Verfolgung ab und rannte zur Löschung des vermeintlichen Brandes herbei. Mild lächelnd trat nun der Pfarrer unter sie und lud sie ein, mit ihm auf den Knien für die Rettung einer verirrtten Seele zu beten. Da war freilich weiter nichts mehr zu machen. Der rohe Bursche aber kam andern Tages reuig zum Pfarhose, bat den Heiligen demüthig um Verzeihung und gelobte, von nun an ein besseres Leben führen zu wollen. Und er hielt auch Wort.

Gewann nun auch der Heilige die meisten seiner Verehrer und Beichtfinder unter dem Landvolk, so gab es doch auch nicht wenige von Adel, welche ihn aufsuchten und sich seiner Leitung unterwarfen. Es kamen zu ihm Burgherren, hochstehende Frauen, adelige Ritter oft aus ziemlichen Entfernungen, und was das Merkwürdigste war: gerade seine Strenge zog sie an. Unter ihnen gab es Personen vom höchsten Adel, wie der Graf von Fresnel, welcher einer der ältesten Familien des Landes angehörte, Herr von Galeau, ein berühmter Ingenieur, der an dem Plan der Befestigungswerke von Nancy arbeitete, der Baron von Rosmain, der reiche Grundherr Offroicourt, der Mar-

quis von Ville, Henri de Livrou, welcher später eine bedeutende Rolle in den Angelegenheiten Lothringens spielen sollte, der Graf von Brionne, Grundherr von Gerbevillers, der Marquis von Removille, Amtmann in den Vogesen und Bruder des berühmten Marschalls von Bassompierre, Herr von Haraucourt, Amtmann von Nancy, der Baron von Hagecourt, Besitzer von Darnieulles, und viele andere.

Von den Genannten beichteten auch meistens die Frauen bei dem guten Pfarrer von Mattaincourt, so daß ein guter Teil der höheren Gesellschaft des Landes von dem wohlthätigen Einflusse des eifrigen Gottesmannes berührt wurde.

Es lag ihm aber ferne, der hohen aristokratischen Welt Zugeständnisse zu machen oder ihr zu schmeicheln. Einst kam ein Herr von hohem Range zu ihm, um zu beichten, jedoch auf eine bequeme Art; er sagte mit etlichen Worten das, was ihm gut dünkte, und verlangte darauf die Absolution. Der Beichtvater sah sich seinen Mann an und war gleich überzeugt, daß er hier noch manches nachzuholen habe. Darum ging er ohne Scheu, aber klug auf sein Ziel los und verschaffte durch wohlberrechnete Fragen sich und dem vornehmen Sünder selbst einen solchen Einblick in dessen Gewissen, daß dieser Edelmann beschämt den stolzen Kopf senkte und nicht eher den Beichtstuhl verließ, bis er mit wahrer Zerknirschung seine Sünden bereit und ernstlich Besserung versprochen hatte.

Ein anderer angesehener Mann hatte sich so sehr einem zügellosen Leben hingegeben, daß er nicht daran denken konnte, ohne zu schaudern. Sein Gewissen war erwacht, aber seit drei Jahren suchte er einen Beichtvater, ohne es je zu wagen, sich einem der ihm bekannten anzuvertrauen. Zufällig traf er irgendwo einmal den Pfarrer von Mattaincourt und fühlte sich sofort zu ihm hingezogen. Nachdem er sich erkundigt, wer dieser Geistliche wäre und wo er angestellt sei, ging er gleich nach Mattaincourt. Dort angekommen eilte er gleich zur Pfarrwohnung und bat den Pfarrer, seine Beichte zu hören; er müsse

sein Gewissen von einer niederdrückenden Last befreien. Fourier suchte die hochgradige Erregung des Mannes zu dämpfen und riet ihm, erst noch sich vorzubereiten und am folgenden Tage zur hl. Beichte zu kommen. So geschah es denn auch, und der Mann erhob sich so zerknirscht und doch wieder so glücklich und selig von seinen Knieen, daß er, der doch Jahre lang das Bekenntnis nicht über seine Lippen zu bringen vermocht hatte, jetzt seinen Beichtvater aufforderte, seine Schandthaten öffentlich bekannt zu machen. Es ist klar, daß dieser auch jetzt dem ungestümen Eifer auswich und den Glücklichen, zu Mäßigung und Dank mahnend, in Frieden entließ.

Seine fast wunderbare Gabe, Seelen zu behandeln, zeigt sich auch in folgendem Ereignis. Ein nichtsnutziger Landjunker war von einer Frau durch zwei Pistolenschüsse tödlich verwundet worden. Voll Wut und Verzweiflung fluchte und lästerte er, daß es seinen Verwandten graute: „Umzukommen durch die Hand einer Frau, die nur mit Spinnrocken und Nadeln umzugehen weiß!“ wütete er; das war ihm das Schimpflichste. Von einem Priester, einer Ausöhnung mit Gott wollte er nichts wissen.

Da dachten seine Freunde an den Pfarrer von Mattaincourt und ließen diesen rufen. Fourier kam, trat ins Zimmer und kniete erst in einem Winkel nieder, um zu beten. Dann wandte er sich zum Sterbenden und grüßte ihn achtungsvoll. Der stutzte ein wenig, als er in das ruhige Gesicht des Heiligen blickte, hielt etwas inne mit seinen fürchterlichen Lästerungen, um dann, von diesem befragt, sein Schicksal zu erzählen. Dieser bezeugte ihm bei jedem Worte sein Beileid, ging in seinen Ideengang ein, gab zu, daß er recht habe, voll bitterm Schmerzes zu sein, und fügte bei, es zerreiße ihm das Herz, ihn so leiden zu sehen; dabei entströmten Thränen seinen Augen. Bewundert blickte der Kranke ihn an: so viel rein christliches Mitleid war ihm noch nicht vorgekommen, und die Thränen spülten den Haß und Zorn von seinem Herzen weg. Schließlich dauerte ihn der gute Priester, und er bat ihn,

aufzuhören mit dem Weinen; es gäbe hier, meinte er dann selbst, wichtigeres zu thun, es handle sich um eine Ewigkeit. Und er verlangte zu beichten. Die Stunden, welche ihm dann noch zu leben vergönnt waren, verwandte er nur darauf, um das Heil seiner unsterblichen Seele zu sichern.

Ganz anders verfuhr der Heilige mit einem Grundherrschaften, der ein anstößiges Verhältniß unterhielt. Diesen redete er eines Tages an:

„Wie lange noch, Herr, wollt Ihr ein solches ungeordnetes Leben führen? Geziemt es sich für einen Mann von Eurem Range, sich so zu erniedrigen und so zu entehren, der feile Sklave einer erbärmlichen Kreatur zu sein? Ist dies das Beispiel, das Ihr Eurer Familie und Euren Untergebenen schuldet? Wo ist die Treue, die Ihr Eurer tugendhaften Gattin geschworen habt?“ In dem Tone ging es noch eine Weile fort. Der Edelmann, welcher durch seine stolze Sinnesart bekannt war, wagte nicht, der Autorität des Heiligen, den er hochachtete, entgegen zu treten und gab ihm zur Antwort:

„Mein Vater, jeder andere würde von meiner Hand sterben, wenn er mir eine solche Predigt zu halten gewagt hätte, aber auf Euer Wort gebe ich zu viel, als daß ich nicht gehorchen sollte. Über mich sollt Ihr Euch nicht mehr zu beklagen haben.“

Und er hielt Wort; der unerschrockene Nachfolger des Apostels hatte ihm imponiert. St. Paulus spricht zu seinem Jünger (2. Timoth. 4, 2):

„Insta opportune, importune, argue, obsecra in omni patientia et doctrina.“

„Halte an, gelegen oder ungelegen, ermahne, beschwöre in aller Geduld und Gelehrsamkeit.“

24. Im Verkehre mit den Konfratres. Auf der Mission. Zwei Reher.

Sehr helles Licht auf die Klugheit und Herzensgüte unseres Heiligen vermag die Erzählung der That-
 sache zu werfen, daß nicht bloß die Laien so eifrig zu ihm
 strömten, sondern daß auch seine Konfratres, die umwoh-
 nende Pfarrgeistlichkeit, oft und gerne zu ihm kamen. Er
 verstand es also in hohem Grade, Regungen von Eifersucht
 zuvor zu kommen oder sie zu beseitigen. Wie er dies an-
 gestellt haben mag, geht zur Genüge aus einem Schreiben
 hervor, das er einmal in seinen spätern Tagen an solche
 Pfarrer gerichtet hat, die aus der von ihm reformierten Kon-
 gregation hervorgegangen.

„Sie werden (nämlich solche, die nach seinen Anwei-
 sungen sich verhalten) von allen Herren Pfarrern in der
 Umgegend geliebt, weil sie bei allen schicklichen Gelegen-
 heiten in Wort und That allen gleiche Liebe und Achtung
 bezeigen. Wenn sie über ihre Mitbrüder sprechen sollen, so
 geschieht es immer in ehrenvollen und so viel als möglich
 lobenden Ausdrücken. Sie verurteilen, tadeln oder mißbilligen
 nie die Handlungen und Worte irgend eines von ihnen in
 Gegenwart eines andern.

„Wenn jemand, wie es vorkommen kann, zu ihnen
 kommt und sagt etwa: „Der oder jener Pfarrer macht es
 nicht wie Ihr, er predigt nicht, hält keine Katechese, duldet
 dies oder das in seinem Hause, er bereichert seine Verwand-
 ten mit Kirchengut, gibt nichts den Armen, Kranken oder
 seinen Pfarrkindern, welche vor Hunger sterben,“ so geben
 sie die bescheidene und wohl überlegte Antwort: sie thäten ja
 lange nicht so viel Gutes als er, der Besucher dünkte, und der
 Pfarrer, von dem die Rede sei, vielleicht weit mehr, wovon
 man nichts wüßte.

„Wenn ferner ein Pfarrer ihnen jemand von den
 Seinigen zur Beicht sendete oder ein solcher selbst ohne

anderweitigen Anlaß käme, so sprächen sie über seinen Pfarrherrn mit großer Achtung, zeigten, wie sehr sie denselben wertschätzten, und gäben dem Pönitenten unter anderm auch als Buße auf, eine bestimmte Zeit hindurch täglich etwas für den Pfarrer zu beten, um ihm Gesundheit, Glück und ein langes Leben und seiner Pfarrei Segen zu erslehen und ließen ihn freundlich grüßen.“

Auf solche Weise wollte er, daß die Geistlichen gegeneinander handelten, um ein gedeihliches Zusammenwirken im Dienste Gottes und der Seelen zu ermöglichen. Er selbst aber gab hievon das beste Beispiel und machte sich auf diese Weise, trotzdem er durch seine Amtsführung sowohl, wie durch sein heiliges Leben alle verdunkelte, dennoch bei allen beliebt. Sie kamen ihn besuchen, um ihn um Rat zu fragen, sich mit ihm zu besprechen. Manche hielten sich auch von Zeit zu Zeit einige Tage bei ihm auf, um unter seiner Leitung die geistlichen Übungen zu machen. Sie wurden geradezu seine Schüler, und aus ihnen wählte er sich seine Stellvertreter auf der Kanzel und im Beichtstuhl, wenn er verreisen mußte. Einer von denselben folgte ihm auch nachher in seine neugegründete Genossenschaft.

Wie sehr der Heilige seine Person immer in den Hintergrund drängte, erhellt aus einem Berichte des P. Bedel, welcher an dieser Stelle seinen Platz haben soll.

Der Diözesanvisitator, welcher ihn nicht kannte, fand die Kirche in so schönem Zustande, die Pfarrei so gut geordnet, die frommen Vereine und Bruderschaften so blühend, die Jugend so gut erzogen, das Volk so eifrig, die hl. Gefäße, Messgewande, Alben und Chorröcke, mit einem Worte alles in solcher Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit, ja in einer solchen Fülle und in solchem Glanze, daß er seinen Augen kaum traute und vor Bewunderung außer sich war. Er fragte den Pfarrer, welche Studien er gemacht habe. Fourier, der Lob wie die Pest haßte, gab zur Antwort, er habe das Quadrivium absolviert.

Der Visitator erstaunte noch mehr und fand nachher beim Bischofe des Rühmens über diese Pfarrei kein Ende;

topfschüttelnd meinte er aber: „Wie ist es doch möglich, daß ein Mann, der bloß das Quadrivium absolviert hat, so große Wunder wirken kann?“ Das „bloß“ hatte er freilich selbst hinzugesetzt und mußte sich deshalb den Spott der anwesenden Herren gefallen lassen, welche wohl wußten, daß Fourier, zwar ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, sagen konnte, was er gesagt, daß er aber noch weit höhere und längere Studien hätte angeben können.

Die geistlichen Obern suchten auch allmählich die großen Vorzüge des Pfarrers von Mattaincourt für weitere Kreise nutzbar machen. Der Erzbischof von Toul berief ihn zu dem Amte eines Missionars und Visitators für einen Teil seiner Diözese. Mit Empfehlungsbriefen des Kardinal-Legaten Karl von Lothringen versehen und begleitet von einigen Patres der Gesellschaft Jesu, deren Hülfe er sich erbeten hatte, machte er sich auf den Weg in die Kantone der Vogesen hinein. Er zog über Berg und Thal, grob gekleidet, einen Stock in der Hand, das Brevier unterm Arm, jederzeit zu Fuß und sorgte selbst für seine und seiner Gefährten Bedürfnisse, ohne von den Gemeinden etwas anzunehmen, ja spendete dort den Armen selbst noch Almosen. Die Ermahnungen und Belehrungen der Missionäre hatten viele Bekehrungen zur Folge.

So hatte ein Greis sich in sehr unziemlichen Ausdrücken gegen die Generalbeicht ausgesprochen, welche die Missionäre allenthalben empfahlen. Während des Schlafes sah nun dieser Alte, dem die ganze Sache doch wohl keine Ruhe gelassen hatte, vor sich einen der Missionäre, welcher ihm mehrere Sünden vorhielt, die ihm noch nicht nachgelassen waren, weil er sie noch nicht gebeichtet hatte. Dieses Traumgesicht brachte ihn erst in Schrecken und dann zur Überzeugung, daß die Generalbeichte doch wohl sehr nützlich und manchmal auch sehr notwendig sei. Nun widersprach er nicht mehr und legte reumütig eine solche ab.

Das Volk strömte den eifrigen Missionaren von allen Seiten zu, die Kirchen vermochten nicht die Menge der Andächtigen, welche bis auf die öffentlichen Plätze hinaus standen,

zu fassen. Die apostolische Strenge und Feuersglut der Prediger riß alle zur Bewunderung hin und zog immer größere Scharen an. Allen voran leuchtete der Vorsteher der Mission, unser hl. Pfarrer. Einer der Patres, mit Namen Beudot, berichtet uns manche Einzelheiten über ihn bei Gelegenheit dieser apostolischen Arbeiten.

„Ich habe ihn immer,“ berichtet er, „für einen großen Diener Gottes gehalten; er war sehr demüthig, ein Liebhaber der Armut, voll Eifer für das Heil der Seelen, hatte ein gesundes Urtheil . . . Vor mehr als zweiunddreißig Jahren hielt ich mit ihm eine Mission ab in den Vogesen . . . Er ging stets zu Fuß, war gekleidet mit einem groben Talar und trug ein großes Brevier unter dem Arm, und obgleich er nur die Einkünfte eines armen Priesters hatte, bestritt er doch während der zweimonatlichen Reise überall die Kosten für mich und meinen Mitbruder. Von den Dorfbewohnern wollte er nichts annehmen; er schlief immer auf dem harten Boden oder auf einer Bank, wie er es in seinem Hause gewohnt war . . . Er litt viel ohne sich zu beklagen, er war nur zufrieden, wenn er arbeiten konnte am Heile der Seelen, und unterwegs besprach er sich immer mit mir über die Mittel, sie für Gott zu gewinnen und die Welt zu bekehren . . . “

Die Missionen waren sehr wichtig damals, um das religiöse Leben zu erneuern und damit zu kräftigen gegen die an den Grenzen Lothringens lauernden Irrlehrer. Zwei häretische Edelleute hatten schon einmal dem Pfarrer von Mattaincourt viele Sorge gemacht. Es waren zwei Brüder, und sie hatten sich in der Nähe der Pfarre angekauft. Fourier, dem alles daran lag, die für den Glauben gefährliche, selbst auch vor Gewaltthaten nicht zurückschreckende Nachbarschaft zu beseitigen oder unschädlich zu machen, machte den beiden Brüdern einen Höflichkeitsbesuch. Das Gespräch kam auch auf die Gründe ihres Übertrittes zum Protestantismus. Durch seine gewinnende Bescheidenheit, Weisheit und die Kraft seiner Gegengründe erwarb er sich die Sympathie der beiden, so daß sie ihm, weil der Abend herankam,

ihre Gastfreundschaft für die Nacht anboten. Er dankte höflich und bat nur um das Vergnügen, am folgenden Tage sich mit ihnen nochmals über die strittigen Punkte besprechen zu dürfen. Sie stimmten gerne bei.

Der Heilige brachte die Nacht in einem alten Gemäuer zu, um bei Zeiten wieder auf dem Kampfplatz erscheinen zu können. Nachdem er inbrünstig gebetet, ging er wieder hin und brachte den einen der Brüder so weit, daß er zur Erkenntnis seines Irrtums kam und der Häresie abschwor. Der andere erbat sich noch Bedenkzeit, mußte aber bald nachher das Land verlassen, und man erfuhr nicht, was aus ihm geworden.

Durch solche Befehrungen und durch die großen Erfolge auf seinen Missionsreisen stieg der Ruf und Ruhm unseres Heiligen im Lande immer höher. Immer aber blieb er der einfache Landpfarrer, der allen zu Diensten stand und sich ganz glücklich innerhalb seines engeren Wirkungskreises fühlte, innerhalb der Grenzen seines Pfarrdorfes. Selbst die von ihm auf jede Art in Schatten gestellten Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, die nähere und entferntere Pfarrgeistlichkeit, stimmten bereitwillig und neidlos in sein Lob ein. Seine dienstwillige Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Klugheit ließ in ihnen keine Gedanken von Mißmut und Neid gegen ihn aufkommen. Niemals ließ er sie seine geistige Überlegenheit fühlen und war doch der Mittelpunkt, um den sich alle sammelten.

„Haben sie dich,“ so heißt es im Buche Ecclesiasticus (32, 1) „zum Führer erkoren, so erhebe dich nicht und sei wie einer aus ihnen.“

Dritter Teil.

Ordensstifter und Reformator.





Die Mutter Gottes erscheint in Ordenstracht
der Schwester Alexia.

ei
ge
pr
br
m
B
B
w
he
tie
di
de



Dritter Teil.

Ordensstifter und Reformator.

1. Entstehung der Genossenschaft Unserer Lieben Frau (Notre Dame).



Stimmungsbild! Noch lagert die dunkle, farblose Nacht über Berg und Thal; es schläft alles auf der Erde und in den Lüften. Droben aber, über dem Gebirge, will es grau werden; es löst sich eine schwere Nebeldecke und taut in den Hochwald hinein. Himmel und Gebirge gewinnen langsam Farbe, ein leichter Schleier flattert empor, purpurne Wölkchen folgen und bald erscheint die rosenfingerige Sos, die in Purpur und Gold gekleidete Morgenröthe. Ihre Herrlichkeit breitet sich wie mit Zaubermacht weit aus über den Himmelsrand und wunderbar glühend über die blauschwarzen Bergeskämme. Mit einem Male flammt es auf wie ein Blitz durch die Glut der Rosenwolken, nun nochmals, und wieder und immer schneller, und es taucht ein silbersprühender Ring empor aus dem Walde und glüht heißer und tiefer, der Ring dehnt sich zur flammenden Sonnenscheibe: die Königin des Tages schwebt über dem leuchtenden Grün der Wälder und Weiden in strahlender Pracht.

Noch ruht jedoch die Welt in lautlosem Schweigen; nur einzelne Sänger des Waldes sind erwacht. ber dem Thale, der Bohnsttte der Menschen, hat die gewaltige Nacht noch ihre breiten Schwingen gelagert. Wer ahnt da unten in den dunklen Spalten der Berge, in den engen Gassen der Dörfer etwas von dem in der Höhe blendenden Flammenmeer? Aus dem einsamen Häuschen an der Halde oben tritt jetzt aber ein Mann hervor. Ihn umfließt das goldene Sonnenlicht und zeichnet seine Gestalt in klaren und scharfen Umrissen. Er sieht, wie der junge Tag anhebt, mit eiligen Schritten nieder zu steigen in das Thal, zu den träumenden Menschen im Thale.

Ähnlich wie dieser Mann im Bilde, stand unser heiliger Peter Fourier auf einer Höhe, von welcher er, den übrigen Menschen voraus, die kommende Zeit heranschreiten sah. Im Lichte der ewigen, göttlichen Sonne sah er sie nahen, sah, was sie vollbringen sollte und was ihr dazu not that. Die Menschen bilden sich gewissermaßen selber ihre Zeit, wenngleich auch, ihnen oft unbewußt, der allmächtige Gott sie selber als die Werkzeuge seiner Pläne, wie Figuren auf dem Schachbrett schiebt und lenkt. Unser Heiliger suchte die Menschen seiner Zeit für die künftige vorzubereiten und wandte deshalb seine besondere Sorgfalt der Jugend, ihrer Erziehung, ihrem Unterrichte zu.

Die katholische Kirche hatte freilich dieses so eminent wichtige Gebiet nie vernachlässigt. Auf dem dritten Konzil im Lateran 1179 war angeordnet worden, „jede Kathedral-kirche solle einen Lehrer unterhalten, welcher die armen Schüler unentgeltlich unterrichte.“

1215 wurde auf dem vierten lateranensischen Konzil geboten, „daß eine jede Kirche, welche dazu die Mittel habe, dies thun solle;“ und 1245 schrfte das Konzil von Lyon diese Verordnungen noch einmal ausdrücklich ein. Aus den genannten Stellungen gingen nachher die Lehrer hervor, welche zugleich Sakristan, Sänger und Orgelspieler bis auf unsere Tage in einer Person waren und sind.

Schon früher ist auch hier bereits auf die Verhältnisse des Schullebens in damaliger Zeit hingewiesen worden. Nun aber waren nach den lauen Jahren der Verweichlichung und Verwilderung die bösen Zeiten der Glaubensspaltung und der Kriege gekommen, und sie hatten, was nicht sehr fest gegründet stand, weggefezt von der Fläche der Erde. Die Jugend empfing durchweg nicht mehr einen geregelten oder auch nur notdürftigen Unterricht. Da entstanden, als die Not am größten wurde, mehrere neue Genossenschaften in der Kirche, welche diesem Übelstande abzuhelpen suchten, so vorzüglich die Gesellschaft Jesu und die Stiftung des hl. Vincenz von Paul, die Seminare für den geistlichen Stand.

Unser Heiliger war nicht der letzte bei diesen Bestrebungen; er dachte an die Gründung einer Gesellschaft von Laienbrüdern, welche die Schulen leiten sollten. Jedoch es mißlang ihm; die Ausführung dieses Planes war dem ehrw. Johann Baptist de la Salle vorbehalten. In seiner Pfarrei hatte er aber einen braven Schullehrer angestellt und sorgte dafür, daß die Knaben in der Schule gut unterrichtet wurden.

Desto überraschender und weit über sein Erwarten gelang ihm eine Stiftung zum Unterrichte der kleinen Mädchen, die Gründung des Institutes Unserer Lieben Frau.

Die Frauenwelt hat keinen geringen Anteil an diesem Plane: sie hat auch nachher ihr gut Teil an Hingebung und Opfer Sinn für die Erziehung geleistet. So stiftete gegen 1608 eine Marquise von Monferrand in dem benachbarten Frankreich zu diesem Zwecke eine Kongregation zu Bordeaux, welche bald siebenundvierzig Häuser zählte, und von Paris aus errichtete die Kongregation der Ursulinerinnen schließlich über dreihundert Häuser durch ganz Frankreich hin. Der hl. Franz von Sales gründete zu demselben Zwecke seinen Orden von der Heimsuchung, und der heilige Vincenz von Paul krönte diese schönen Bestrebungen dadurch, daß er 1630 den Orden der heldenmütigen Töchter der christlichen Liebe ins Leben rief.

Allen aber kam unser Heiliger zuvor schon am Ende des 16. Jahrhunderts, als er in seiner Pfarrei Mattaincourt seine Kongregation Unserer Lieben Frau, „De Notre Dame“, stiftete. Die göttliche Vorsehung stellte ihm die geeigneten Kräfte selbst zur Verfügung im Oktober 1597; er brauchte bloß zuzugreifen und mit seiner Erfahrung alles zu ordnen und zu lenken. Die erste Jungfrau, welche ihm ihre Dienste widmete, war Alexia Le Clerc, die Tochter eines angesehenen Mannes zu Remiremont. Sie fühlte sich nie recht zufrieden im weltlichen Stande und empfand dies noch mehr, als sie mit ihrem Vater nach Hymont bei Mattaincourt kam. Zwar suchte sie Vergnügungen mehr auf, als daß sie dieselben flog, und hätte auch fast geheiratet; doch widerstrebte ihr immer der Gedanke, einem Manne unterworfen zu sein.

Wie so viele andere, ging auch sie nach Mattaincourt zur hl. Beichte, und da wurden ihre alten Kämpfe und Zweifel immer größer. Als sie einmal einer lärmenden Hochzeitsfeier beiwohnen mußte, überkam sie ein solcher Ekstase vor dergleichen, daß sie zur selben Stunde das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ablegte.

Von da an trug sie immer einen weißen Schleier, wie ihn die Mädchen des Dorfes zu tragen pflegten, wenn sie zur hl. Kommunion gingen. Das beunruhigte und verdroß die Eltern, welche von ihrem Gelübde nichts wissen wollten, und erregte Aufsehen in der Nachbarschaft. Alexia teilte nun ihrem Beichtvater mit, was in ihr vorging, und sprach auch schon davon, wie ihr der Gedanke käme, eine neue Genossenschaft von Schwestern zu gründen.

Fourier, welcher den Plan mit seiner Männerkongregation gescheitert sah, war innerlich wohl erfreut, meinte aber, es würden sich keine Gefährtinnen finden.

Diese Ansicht wurde widerlegt durch den Schritt einer anderen Jungfrau aus Mattaincourt selber, Margareta André, welche den Mut hatte, Alexia Le Clerc aufzusuchen, um ihr zu gestehen, daß sie ähnlich wie diese selbst den Drang nach einem vollkommeneren Leben in sich verspüre. Beide gingen zu Fourier, der sie indessen nur im allge-

meinen zur Standhaftigkeit und zum Vertrauen auf die Gnade ermahnte.

Etliche Wochen darauf meldeten sich noch drei junge Mädchen, Johanna von Louvroir aus Mattaincourt, Claudia Chauvenel aus Mirecourt und ein Fräulein Bartholemy. Nun verlangten sie gleich ein gemeinsames Leben zu führen. Fourier traute ihnen noch keine rechte Beharrlichkeit zu, hielt sich vorsichtig zurück, widmete ihrer Seelenleitung aber eine besondere Sorgfalt. Er ließ sie alle eine Generalbeichte über das ganze Leben ablegen, schrieb ihnen eine Lebensregel vor, übte sie so viel als möglich in der Demut, Abtötung und Liebe und versammelte sie hie und da zu gemeinsamen Übungen.

Dies dauerte bis Weihnachten; da schien ihm ihre Beharrlichkeit und ihr Beruf hinlänglich geprüft zu sein, so daß er ihnen erlaubte, zur Weihnachtsmette in einem Anzuge zu kommen, der sie — er bestand aus einem schwarzen Kleide und schwarzem Schleier — von den übrigen Mädchen der Pfarrei unterschied, und in der hl. Kommunion sich gemeinsam Gott dem Herrn als eine religiöse Genossenschaft zu weihen.

Was sie nun aber eigentlich als Genossenschaft anstreben sollten, wußten sie noch gar nicht; bloß von dem Verlangen angetrieben, ein vollkommenes Leben zu führen, hatten sie sich vereinigt. Alexia glaubte in einem Gesichte darüber belehrt zu werden, daß sie die jungen Mädchen, die verlassenen Kinder aus dem Volke, erziehen und unterrichten solle. Fourier trat gerne ihrer Ansicht bei, mußte aber vorerst zulassen, daß Alexias Vater, aufgebracht durch Spott, Tadel und Verläumdung, seine Tochter, die älteste der kleinen Gesellschaft, wegnahm und in ein Kloster der Hospital-schwwestern von der hl. Elisabeth schickte. Diese gab jedoch ihren Gefährtinnen die Versicherung, sie werde wiederkommen, und letztere hielten sich so standhaft, daß Fourier, der sich noch immer sehr zurückhaltend geäußert hatte, endlich nach tagelangem Beten, Fasten und Almosengeben in der Nacht des 20. Januar 1598 den Willen Gottes klar und fest zu

erkennen glaubte, und von einem höheren Lichte erleuchtet und befestigt, nicht mehr zauderte, die junge Vereinigung als neue religiöse Genossenschaft in der Kirche Gottes zu konstituieren.

Das alles geschah, ehe sich noch der erfreuliche Umschwung im religiösen Leben von Mattaincourt vollzogen hatte, und diese Thatsache wirft ein um so glänzenderes Licht auf den heroischen Charakter der Gründerinnen und ersten Aspirantinnen. Mattaincourt war noch weit von pietätvollem Verständnis für die neue Gründung, für das Ideal von Ordensschwestern entfernt. Daher der Spott und Hohn, welcher den Vater Alexias zu Gewaltmaßregeln trieb, daher auch zum Theile die sehr große Vorsicht und lange abwartende Stellungnahme des geistlichen Führers, bis er endlich klar den Willen Gottes erkannte und nun kein Zaudern und noch weniger Furcht oder Kleinmut kannte. Nun bestärkte er sie auch unumwunden in ihrem guten Vorhaben und machte ihnen Mut mit dem Worte des Heilandes: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Es ist ja das Zeichen der Werke Gottes, daß sie viel Widerspruch und Anfeindung finden und daß sie aus unscheinbaren Anfängen zu mächtiger Größe heranwachsen. Denen geht es übel, welche sich ihnen mit bösem Willen oder aus Furcht vor Unruhe, vor Neuheit und Unbequemlichkeiten und Verdrießlichkeiten widersetzen. Wer nicht den Mut oder Beruf hat, mitzuwirken, der möge nicht vorschnell urtheilen und dem Guten entgegenwirken. Er möge wenigstens nach dem Worte Samaiels, dem Worte der Vernunft und Klugheit, warten und sehen, was der Ausgang sein werde; denn

„Wenn dieser Ratschluß oder dieses Werk von Menschen ist, so wird es zerfallen; wenn es aber von Gott ist, so könnet ihr es nicht zerstören, ihr möchtet sonst gar als Widersacher Gottes erfunden werden.“ (Apostelg. 5, 38 f.)

2. Die Exercitien der Postulantinnen.

Beharrlich hielten die Postulantinnen aus, neue kamen aber nicht hinzu; in Mattaincourt war bei der feindseligen Strömung der Geister nichts zu hoffen. Da sendete die Vorsehung Rat und Hülfe.

Nicht weit entfernt lag die alte, von Bischof Berthold von Toul begonnene und von seinem Nachfolger Bruno, dem nachmaligen hl. Papste Leo IX. vollendete Abtei von Portsaiz, Portus suavis, jetzt Poussay, ein kleines Dorf. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war die Abtei säkularisirt und zu einem Stifte umgeschaffen worden für vornehme Damen, welche nur das Chorgebet gemeinsam verrichteten, sonst aber, obschon sie sich zur Regel des hl. Benedikt bekannten, ganz frei lebten.

Von diesen kamen zwei der frömmsten, Katharina von Fresnel und Judith von Apremont, oft zum Heiligen nach Mattaincourt, sei es um seiner Predigt beizuwohnen, sei es um bei ihm zu beichten. Beide hörten von seiner Verlegenheit wegen der neuen Gründung, und sogleich bot ihm die eine ein Haus in Poussay an, während die andere sich bereit erklärte, seine Töchter für ihre spätere Wirksamkeit zu unterrichten. Ueberdies erbot sich auf seine besorgten Einwendungen Frau von Apremont, ihm das notwendige Geld zu schaffen, wenn seine Töchter später etwa das Asyl in Poussay verlassen müßten.

Die Ausichten waren zu günstig, um sie unbenützt zu lassen. Als die junge Gemeinde unter ein solches Protectorat kam, ließen die Eltern ihre Töchter ohne Schwierigkeit ziehen; selbst Alexia Le Clerc durfte sich ihren Genossinnen wieder zugesellen.

Am Fronleichnamsfeste empfingen alle die hl. Communion und verabschiedeten sich von ihren Verwandten, erhielten die letzten Ermahnungen und den Segen ihres geistlichen Vaters und zogen wohlgemut nach Poussay. Dort kamen sie an, als im Chore die Vesper gesungen

wurde. Andächtig wohnten sie derselben bei und wurden darnach von den Stiftsfräulein auf das herzlichste bewillkommenet und aufgenommen.

Ihnen aber weitere Wohlthaten zu erweisen, hatte sich Fourier entschieden verboten; sie sollten niemand zur Last fallen und von ihrer Hände Arbeit leben. Sie gingen bereitwillig auf alles ein, verteilten was sie noch hatten und die Verwandten ihnen mitgegeben; die junge Margareta warf das Geld, welches man ihr aufgedrungen, am Fuße des Altares auf den Boden. Ubrigens hatte er ihnen an und für sich schon schwere Tage zugebracht, die achttägigen Exercitien. Sie versammelten sich während derselben morgens um sechs Uhr in der Kapelle und stellten dann fast den ganzen Tag hindurch an diesem Orte Betrachtungen über einen der folgenden Punkte an:

1. Willst du heiraten?
2. Wenn nicht, willst du dann bei deinen Eltern wohnen?
3. Oder willst du dich in die Einsamkeit zurückziehen?
4. Willst du dort einzeln leben?
5. Oder willst du mit anderen zusammen leben?
6. Soll es geschehen wie bei Religiosen?
7. In einem bereits bestehenden Orden?
8. Oder in einer neuen Kongregation?

Gegen sechs Uhr abends verließen sie die Kapelle, zeichneten sich, ohne mit einander zu sprechen, ihre Antworten auf und nahmen dann ebenso stillschweigend und abge sondert von einander ihre einzige Mahlzeit ein, die aus Brot und Wasser bestand. Aus freien Stücken beteten sie dazu auch noch einen Teil der Nacht hindurch und genossen ihre nächtliche Ruhe auf dem bloßen Boden. Diese heroischen Opfer bildeten das Fundament für ein großes Werk der göttlichen Vorsehung. Peter Fourier las die ihm zugesandten Antworten und fand sie in allem Wesentlichen vollkommen übereinstimmend: „Gemeinsames Haus, gemeinsame Regel, Fortsetzung der strengen Übungen, Arbeit nach Kräf-

ten zur Ehre Gottes, zur eigenen Vervollkommenung und zum Wohle des Nächsten.“

Um sich vollkommen von ihren Gefinnungen zu unterrichten, besuchte er sie selbst und erkundigte sich bis ins einzelste, wie sie die Zeit zugebracht und welche Beweggründe sie bei ihren Entschlüssen geleitet hätten. Was er vernahm, beruhigte und befriedigte ihn sehr; er legte ihnen noch einmal alles klar vor Augen und munterte sie auf.

„Es ist dem lieben Gott wohlgefälliger,“ sprach er, „daß ihr die Welt, welche doch ihm feindlich gegenüber steht, verlasset, als daß ihr derselben dienet. Verlassen müssen wir sie ja so wie so einmal, aber ihr habt ihr jetzt schon den Abschied gegeben und wollt ihren trügerischen Schmeicheleien nicht trauen. Nach den geistlichen Übungen kann jede von euch wieder bei ihren Eltern wohnen und kann dort ihr Seelenheil in Ruhe und Frieden wirken. Wenn ihr aber glaubet, Gott mehr zu gefallen, indem ihr mit andern in Gemeinschaft lebet, wo alle sich gegenseitig helfen und mit gutem Beispiel ermuntern können, so sollet ihr es thun, damit der, welcher gesprochen hat: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen,“ auch wirklich zu euch komme und euch mit seinen Gnaden überhäufe. Ihr könnt auch in Gemeinschaft leben, ohne ein Gelübde zu machen und ohne überhaupt Religiösen werden zu wollen. Aber weil das Opfer eurerer Freiheit in den Augen Gottes weit angenehmer ist und die guten Werke einer gottgeweihten Person von höherem Werte sind, so ist es besser, Gelübde zu machen und in religiöser Gemeinschaft zu leben, und ihr habt wohl daran gethan, daß ihr eine solche Wahl getroffen habt. . . . Wenn ihr dann Religiösen seid, so könntet ihr schon zufrieden damit sein, an eurem Seelenheile zu arbeiten, wie andere auch; da ihr aber auch lieber andere retten möchtet, so müßt ihr euch dies angelegen sein lassen. Und da es kein Mittel gibt, durch welches ihr mehr Seelen retten könnt, als durch den Unterricht der jungen Mädchen, so dünkt es mir gut zu sein, daß ihr beginnt, sie zu unter-

weisen, indem ihr sie nehmt, unschuldig wie sie sind noch von der Taufe her, und diese Unschuld ihnen zu sichern sucht für das ganze Leben. Und weil es Gott dem Herrn mehr gefällt, wenn man sich dazu in einer Weise verpflichtet, daß man nicht mehr zurücktreten kann, nicht heute beginnen und morgen wieder aufhören, so muß eine Art und Weise gefunden werden, sich unwiderruflich zu binden. Da es endlich auch dem lieben Gott weit wohlgefälliger ist, diesen Unterricht zu erteilen ohne Rücksicht auf Lohn, nur aus Liebe zu ihm, so müssen die Kinder, ob von armen oder reichen Eltern, auf gleiche Weise unentgeltlich unterrichtet werden. Seht, das ist es, was Gott der Herr von euch verlangt und wozu er euch verwenden will: sehet zu, ob ihr dazu bereit seid.“

Den Anfang hatte Fourier seinen geistlichen Töchtern, wie man sieht, durchaus nicht leicht gemacht; es gehörte für eine Postulantin schon ein großer Mut dazu, um mit dieser kleinen Schar auch nur die ersten Schritte zu machen. Im Sturmloaf ließ er sie die ersten Anhöhen hinauf eilen; diejenigen welche zu schwach waren, mußten dabei von selbst zurückbleiben — und einer erging es auch so — die andern bildeten dann einen um so kernigeren und gesunderen Grundstock der jungen Gemeinde. Diese ersten Jungfrauen wurden auch die stärksten und tüchtigsten im geistlichen Leben, welche nachher überall, bei der Gründung von neuen Häusern an die Spitze gestellt, den Geist des Stifters unverfälscht der Nachkommenschaft überlieferten.

Die erste Zeit ist die wichtigste bei einer neuen Gründung, und von der Gesinnungstüchtigkeit und Vollkommenheit der ersten Mitglieder hängt für viele Generationen das Gedeihen einer Genossenschaft ab. Folgen wir den eifrigen Töchtern unseres Heiligen auf ihrer Bahn. Sie mußten gut, was sie wollten; für die Beantwortung einer jeden der oben aufgestellten Fragen hatte er ihnen einen ganzen Tag zum Nachdenken vorgeschrieben. Mit voller Erkenntnis und opferfreudigem Mute hatte jede ihren Entschluß gefaßt; die Folgezeit, die eigentliche Probezeit,

mußte noch lehren, ob dem Wollen auch das Können entspräche. In eifrigen, glühenden Gebeten ersuchten sie von Gott dem Herrn die Gnade dazu, eingedenk der Worte des weisen Salomon:

„Da ich wußte, daß ich nicht anders enthaltjam sein könnte, es würde mir denn von Gott gegeben, so trat ich vor den Herrn und bat ihn.“

In fortwährendem Gebete und in steter Betrachtung hatten sie die Tage der geistlichen Übungen zugebracht, in strengem Stillschweigen und in völliger Abgeschlossenheit von allen störenden Einflüssen hatten sie der inneren Stimme, der Stimme des Geistes Gottes gelauscht, der einst durch den Propheten Hoseas gesprochen hat:

„Ich will sie in die Einsamkeit führen und zu ihrem Herzen sprechen.“ (Oj. 2, 14.)

3. Die erste Schule. Breviergebet. Bußübungen. Die erste Regel.

Nach dem Programm, welches der Heilige aufgestellt hatte, gingen seine geistlichen Töchter, die ihm unbedingt vertrauten und alles von ihm annahmen, rasch und mutig an ihre Arbeiten. Ihre Gönnerinnen besorgten ihnen einen passenden Schulsaal und führten ihnen auch Schülerinnen zu, so daß anfangs Juli 1598 die erste Freischule von der jungen Kongregation eröffnet werden konnte.

Aber der Anfang hielt schwer; die Schwestern besaßen keine Erfahrung, hatten keine Ahnung von methodischem Unterricht, konnten ihren Kindern nicht die notwendigen Bücher verschaffen. Da die meisten von ihnen nur eben erträglich lesen und schreiben konnten, so mußten sie in ihren freien Stunden selbst gewaltig studieren und sich gegenseitig helfen, so gut es gehen mochte.

Fourier besuchte sie oft, jede Woche einige Male, half, belehrte und ermutigte. Frau von Apremont unterstützte

ihn dabei und unterwies die Schwestern besonders in den weiblichen Handarbeiten, welche nicht den letzten Platz im Unterrichtsplane einnahmen. Frau von Fresnel suchte sie zu befähigen, das Offizium im Chore mitzubeten. Auch das ging hart; den jungen Schwestern wollten die Rubriken und Zeremonien gar nicht geläufig werden, bis sich einmal, wie die Legende meldet, ein wunderbar schönes Kind in ihre diesbezügliche Unterhaltung im Garten mischte, ihnen alles und jedes derart erklärte, daß sie im Augenblick genau Bescheid wußten und nicht mehr zu fragen brauchten.

Ihre gewohnten Bußübungen unterließen sie trotz der verdoppelten und dreifachen Arbeit nicht. Margareta André zeigte ihrem Gewissensrat einen stachelichten Bußgürtel, den sie sich selbst verfertigt hatte. Fourier, dem der Eifer der ersten Mitglieder der jungen Kongregation als Beispiel für die folgenden nicht zu groß und übermäßig dünkte, hinderte sie nicht; war ihm ja auch dergleichen Strenge fast zur zweiten Natur geworden. Frau von Apremont aber tadelte die bußliebende Novizin, und als dieselbe von inneren Versuchungen sprach, welche durch solch strenge Mittel bekämpft werden mußten, erwiderte sie, die Versuchungen seien ihr sehr gut und lehrreich, denn später mußte sie andere leiten, die ähnliche Versuchungen überstehen sollten. Auch zwei Jesuitenpatres, welche einige Zeit später in Poussay auf Besuch kamen, sprachen sich mißbilligend, auch gegen Fourier, über das Fasten und andere Strenghheiten aus, weil die Schwestern dadurch für ihre Berufsarbeit untauglich würden, richteten aber kaum etwas aus.

Als die guten Schwestern sich nun etwas in ihre neue, ungewohnte Aufgabe eingelebt hatten, hörten urplötzlich die Besuche ihres geistigen Führers auf. Sie glaubten anfangs, das geschehe eingetretener Hindernisse wegen. Als dies jedoch einige Wochen dauerte und sie auf ihre dringendsten Briefe keine Antwort erhielten, bemächigte sich ihrer eine qualvolle Unruhe. Sie hielten zwar tapfer stand, aber die Beschützerinnen, die von Fourier benach-

richtigt waren, hatten Mühe genug, sie einigermaßen zu beruhigen und zum Vertrauen zu ermuntern.

Und ihr geistlicher Vater hatte sie nicht vergessen, sondern absichtlich einer neuen Prüfung unterziehen wollen, währenddessen aber in aller Stille, vierzig Tage hindurch unter Fasten, Beten und Betrachtung die Regeln entworfen und kam nun jede Woche zwei- bis dreimal, um sie ihnen vorzulesen und zu erklären.

Wenn er ankam, war er oft ganz erschöpft und von Staub und Hitze so trocken in Hals und Kehle, daß er zuweilen keinen Laut hervorbringen konnte. Man beeilte sich dann wohl, ihm ein Glas Wasser zu reichen. Eines Tages ahnte er aber das Beispiel Davids und Alexanders nach und schüttete das Wasser weg, indem er meinte: „Was soll es mir nützen!“ Der Demut brachte er damit ein Opfer, um seine Töchter zu ermutigen.

Die provisorischen Regeln, die er entworfen hatte, sind von der Genossenschaft zwanzig Jahre lang befolgt worden, bis er sie im Jahre 1617 durch die kleinen Konstitutionen ersetzte. Diese ergänzte er vor seinem Tode durch die großen Konstitutionen, die Summa seiner Erfahrungen.

Eine Visitationsreise seines Bischofs benutzend, erschien der Heilige nach Fertigstellung der ersten Regel vor demselben in Bazelise, einige Meilen von Mirecourt, wurde freundlich angehört und zur näheren Beratung auf den Sommeritz des Prälaten bei Liverdun beschieden.

Dort fand Fourier eine Versammlung achtbarer und bedeutender Geistlichen vor, denen sein Plan vorgelegt wurde. Man lobte nun wohl seine guten Absichten, wollte aber von Neuerungen nichts wissen und behandelte ihn von oben herab als einen jungen Pfarrer, dessen Einfluß sich in der ganzen Kirche geltend zu machen suche, und den man wieder in sein Dörfchen zurückziehen müsse. Fourier ließ sich den Spott wohl gefallen, war aber durchaus nicht gewillt, ein Werk, das er klar als Gottes Werk erkannt hatte, aufzugeben, und verteidigte deshalb seine

Angelegenheit mit großer Wärme. Schließlich drang er durch. Ein angesehenes Domherr von Metz ergriff seine Partei, und es wurde ihm gestattet, die Genossenschaft weiter auf der betretenen Bahn zu leiten; eine förmliche Bestätigung erhielt er indessen noch nicht. Vorläufig zufrieden, kehrte er heim; er durfte sich seinem Werk ruhig weiter hingeben.

Ganz ruhig ging es aber nicht. Die Schwestern waren natürlich arm; man hatte ihnen einige Kühe geliehen, und die blieben eines Tages aus; drei Stunden lang liefen alle Schwestern die Gegend ab, bis sie die kleine Herde in einem Seitenthale fanden.

Eine von den Schwestern, Fräulein Barthelémy, wurde unzufrieden, beklagte sich, fand sich enttäuscht und murrte über die Regeln, über ihren geistlichen Vater und über ihre Mitschwestern. Die älteste dagegen, Alexia Le Clerc, wurde von Gott dem Herrn mit Gnadenerweisungen übernatürlicher Art gestärkt, und ermutigte ihrerseits den ganzen Konvent.

Es kamen noch mehr Widerwärtigkeiten. Mehrere von den vornehmen Stiftsdamen fühlten sich lebhaft bewegt von dem strengen Leben der Novizinnen und verließen die allzu bequeme Abtei. Die Äbtissin nahm den Grund wahr und sah die Fremdlinge nicht mehr mit den günstigsten Blicken an. Andere Damen folgten langsam ihrem Vorgehen, und so fand sich Frau von Apremont, welche der neuen Genossenschaft zugethan blieb, veranlaßt, ihr bedingungsweise gegebenes Versprechen zu erfüllen und im Einvernehmen und zur große Freude des Stifters ein Haus für sie in Mattaincourt zu kaufen.

Gegen das Fronleichnamsfest schlossen sie nun zum Leidwesen der armen Bevölkerung ihre Schule und siedelten nach Mattaincourt über. Die unzufriedene Barthelémy wurde von der großmütigen Wohlthäterin zurückbehalten, um alles Aufsehen zu vermeiden, kehrte aber doch bald in die Welt zurück. An ihre Stelle traten gleich mehrere neue Postulantinnen ein; Schwester Alexia Le Clerc wurde

die Vorsteherin, die „Mutter“. Diesen Namen allein wollte Fourier gebraucht wissen.

Als die Schule in Mattaincourt eröffnet werden sollte, ersuchte der Pfarrer von der Kanzel herab alle Eltern, ihre kleinen Mädchen nicht mehr in die Knabenschule zu schicken oder bei sich zu Hause zu behalten, sondern den Schwestern zu übergeben. Die meisten hatten wohl nichts dagegen einzuwenden, etliche aber wohl unter dem Vorgeben, man solle nicht die Lehrer wechseln u. dergl. Als diese sich nicht gutwillig fügen wollten, machte der Pfarrer von seinem Rechte Gebrauch und verbot den Mädchen die Knabenschule.

Eine Frau wurde deswegen sehr zornig, lief zum Pfarrhof und überschüttete ihren Hirten mit bitteren Schmähungen. In ihrer Wut erhob sie, da Fourier ihr gar nichts erwiderte, den Schlüsselbund zum Schlagen. Diese Frechheit blieb nicht unbestraft; es ging mit dem Hauswesen der Frau bald so arg rückwärts, daß sie mit ihren Kindern von Thür zu Thür das tägliche Brot betteln mußte. Fourier aber und die guten Schwestern vergaltten ihr das Böse reichlich mit Gutem.

Der Unterricht nahm seinen geregelten Fortgang: Lesen, Schreiben, Rechnen, Handarbeit waren die täglichen Obliegenheiten der Lehrerinnen, und Fourier erteilte jeden Tag Religionsunterricht. Ihr Morgen- und Abendgebet mußten die Kinder französisch und lateinisch lernen; die Schwestern lehrten sie auch die kleinen Dialoge auswendig für die Nachmittagsandachten, von denen früher die Rede war.

Der Heilige aber sah ein, daß die Lehrerinnen selbst noch mancher Nachhülfe bedurften, und er mußte sich, wie peinlich es ihm auch war, zu häufigen Besuchen entschließen. Niemals betrat er aber ihre Gemächer, sprach sie nie einzeln außer im Beichtstuhle, redete mit allen nur im Schulzimmer oder in der Kirche, hielt sie immer in einer bestimmten Entfernung von sich ab und wendete sich, auch wenn er zu ihnen sprach, etwas seitwärts. Niemals hat auch während mehr als vierzig Jahren ein auch noch so erbit-

terter Feind, eine noch so schmähsüchtige Zunge auch nur ein Wort zu einem ehrenrührigen Verdacht gegen ihn gefunden.

Und das war auch eine große Gnade, zu welcher der liebe Gott schon in der frühesten Jugend unseres Heiligen den Grund gelegt hatte, da er ihm eine so übergroße Vorsicht und Scheu eingeflößt vor allem, was gegen die heilige Reinigkeit hätte sein können. So litt das Werk Gottes, die segensreiche Stiftung zur Erziehung der Jugend, durch den Stifter nicht den geringsten Schaden, sondern es konnten die Schulschwestern zu ihm stets aufblicken wie zu einem Höhemesser der eigenen Heiligkeit und Vollkommenheit in dieser wie in allen andern Tugenden. Sie übertrugen aber auch hinwiederum diesen Geist strengster Zucht und Sitte auf die ihnen anvertrauten Kinder, fürwahr das segensreichste Erbteil christlicher Erziehung. Wie freudig mag das Auge Gottes auf die Häuser niedergeschaut haben, in denen Engel im Fleische, Jungfrauen, welche Kinder an Reinheit, Demut, Gehorsam und Vertrauen waren, kleine Engel, Kinder dem Alter nach, aus übernatürlichen Beweggründen unterrichteten und erzogen! Gottes Sohn, der himmlische Kinderfreund, sprach ja die süßen Worte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“ (Luc. 18, 16.)

4. Prüfungszeit. Armut. Demütigungen. Verscheudte Berufszweifel.

Unter der Leitung des Heiligen bildete sich in dem neuen Institut ein wahrhaft klösterlicher Geist. Die Bewohnerinnen lebten ganz arm und einfach. Fourier hatte ihnen untersagt, Geld oder Geschenke von ihren Verwandten anzunehmen, um den Mißgünstigen jeden Vorwand zu Angriffen zu nehmen. Deshalb lebten sie nur von ihrer Hände Arbeit; ihre gewöhnliche Kost bestand aus Brot, ihr Getränke war einzig Wasser. Wollten sie

sich etwas Delikates gönnen, so setzten sie Milch, Gemüse und Obst auf den Tisch. Ein anderes Bett als einige Bund Stroh kannten sie nicht; sie schliefen darauf in einem rauhen, härenen Gewande, welches sie sich selbst zurecht machten. Aus alten Ketten und Nägeln verfertigten sie sich auch Gürtel, welche sie auf dem bloßen Leibe trugen.

Dabei wurden sie von ihrem geistlichen Leiter unablässig in den inneren Tugenden, Demut, Gehorsam 2c. geübt. Zum Gebete und Betrachtung forderte er von ihnen die einfachste Art und Weise, weil sie die sicherste sei, keinen Selbsttäuschungen und Gefahren zur Selbstüberhebung und geistlichem Hochmut unterworfen sei. Bei solchen Ermahnungen hatte er vorzüglich die fromme Vorsteherin, Schwester Alexia im Auge, welche von Gott besonderer Gnadenbezeugungen höherer Art gewürdigt, und deshalb von ihm um so empfindlicher und unbarmherziger in der Demut geübt wurde. Obgleich er sich selbst von keiner der Schwestern je in der äußern Bußübung übertreffen ließ, so hielt er doch weit mehr auf die inneren Abtötungen, und suchte ihnen durch unablässige Brechung des Eigenwillens und durch Nichtbeachtung ihrer Neigungen und liebgewordenen Gewohnheiten eine wahre Gewandtheit darin zu verschaffen. Um sie zu einer möglichst hohen Stufe der Vollkommenheit zu erheben, scheute er auch nicht, trotz seiner gütigen Natur und seines mitleidigen Gemüthes, sehr harte Mittel.

„Eines Tages,“ so erzählt P. Bedel, „ließ er Schwester Ziabella wie eine Bettlerin kleiden: einen umgekehrten Pelzmantel über die Schultern und alte Lumpen um den Kopf. In diesem lächerlichen Aufzuge mußte Schwester Margareta sie von Haus zu Haus führen, um Almosen für ein armes Weib zu erbitten; es wurden ihr auch nicht die Häuser ihrer nächsten Verwandten und ihrer Eltern erspart.“

Ein anderes Mal mußte dieselbe Schwester Ziabella nun ihrerseits einen blinden Bettler geleiten und für ihn das zugeworfene Almosen in Empfang nehmen.

Kämpfte Fourier so ganz unbarmherzig den Stolz nieder, so suchte er auch den Eigenwillen bis in seine letzten Schlupfwinkel auf. Zuweilen schickte er ihnen gegen das Ende der hl. Messe den Befehl zu, gleich zur hl. Kommunion zu gehen, und wollte von ihren Bitten um vorherige Beichte nichts wissen, und umgekehrt, wenn sie sich zur hl. Kommunion ohne vorhergehende Beichte vorbereiteten, ließ er sie plötzlich zum Beichtstuhle rufen. Schließlich thaten die demüthig allen Eigenwillens entäußerten Seelen nichts mehr, ohne ihn vorher zu befragen, wenn es eben möglich war. Geschriebene Briefe legten sie ihm zur Durchsicht vor; kamen welche für sie an, so mußte er sie öffnen; ohne seine Genehmigung wagte keine das Haus zu verlassen oder mit einer anderen Person zu sprechen.

Leicht wurde ihnen auf diese Weise freilich der Weg zur Vollkommenheit nicht; um so eher schieden aber auch diejenigen aus, welche nicht den rechten Geist mitgebracht hatten. Sobald Fourier sich von der Unzulänglichkeit oder Nichtigkeit ihres Berufes überzeugt hatte, öffnete er ihnen weit die Thüre, unterschied aber gut bloße Versuchung von Untauglichkeit.

Eine von den Kandidatinnen, die sich in immer größerer Anzahl meldeten, wurde fast erdrückt von Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit; Fourier wußte nicht mehr, wie er sie aufrichten sollte. Es kam so weit, daß sie nach Hause zu gehen verlangte.

„In Gottes Namen,“ sagte er ihr endlich, „wenn ihr durchaus gehen wollt, Schwester, so wartet ein wenig.“

Er ging fort und kam bald mit einem beschriebenen Zettel zurück.

„So,“ sagte er und händigte ihr den Zettel ein, „geht zur Kirche und sagt der lieben Muttergottes Lebewohl, wie ich es hier aufgeschrieben habe.“

Ganz glücklich über die erlangte Freiheit eilte die Schwester zum Altare der allerseligsten Jungfrau und begann den ihr befohlenen Abschiedsgruß zu lesen:

„Maria, ich bin hier, um dir zu danken für die Ehre, daß du mich hast unter deine Töchter aufnehmen wollen; ich bin dieser Gunst müde und halte dafür, daß die Welt meiner Liebe würdiger ist, als du oder dein Sohn; deshalb kehre ich wieder zu ihr zurück und verlasse euch beide; mag euch dienen wer da will, ich habe keine Lust mehr dazu.“

Vor Scham und Schrecken kam sie nicht bis zum Schluße, sondern weinte heftig und bat reuevoll Jesus und seine heiligste Mutter um Verzeihung; dann eilte sie zu den Schwestern und versprach, sie nicht mehr verlassen zu wollen, was sie auch treu hielt.

Ein schlimmeres Unheil drohte dem Kloster der Ruf der Frömmigkeit und des Eifers selbst zu bringen. Ein P. Fleurant Boulanger, der die Klarißen zu Verdun glücklich reformiert hatte, hörte von den neuen eifrigen Klosterfrauen und gedachte nun zu ernten, was er nicht gesät. Er versuchte, sie für sein Kloster zur Stärkung und Befestigung der Reform zu gewinnen, und wandte sich an die höchststehenden und einflußreichsten Personen, an seinen Bischof und an den Rektor des Kollegs von Pont-a-Mousson. Fourier empfing darauf hin besonders den Brief des Rektors der Jesuiten mit Befremden; denn von diesem hatte er am ehesten Unterstützung gehofft. Statt dessen wurde ihm geraten, die vorteilhafte Gelegenheit zu ergreifen und sein aussichtsloses Unternehmen aufzugeben.

Was that er hierauf? Als ein Mann von heroischer Tugend, glaubensstark wie Abraham, um auch sein Liebstes zu opfern, versammelte er die Schwestern und las ihnen den Brief vor. Dann legte er ihnen mit so beredten und eindringlichen Worten, als spräche er für seine Sache, die Motive dar, welche sie bewegen konnten, auf den Plan von P. Fleurant einzugehen.

„Sehet,“ sprach er, „wie gut auch eure Absichten sind, eure Gründung hat nicht Festigkeit und Bestand, ihr seid im Hause Gottes wie arme Handlanger, die in einem verborgenen Winkel arbeiten. Es bedarf nur eines mißgün-

stigen schlechten Berichtes an den hochwürdigsten Herrn Bischof, so können in einem Augenblick alle eure Pläne zu Schanden gemacht werden. Wenn ihr aber das vorgeschlagene Anerbieten annehmt, so tretet ihr gleich in einen von der Kirche approbierten Orden, und nach der feierlichen Profess, die ihr dort ablegen werdet, seid ihr eures Berufes versichert."

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; die Schwestern erklärten energisch, daß sie von dergleichen nichts wissen wollten.

Fourier gab ihnen zu zwei Malen sechs Wochen Bedenkzeit; als die Antwort dennoch dieselbe blieb, bat er sie, einzeln brieflich ihren Entschluß zu äußern, und sandte die Briefe an P. Fleurant.

Dieser hatte auch auf die Eltern der Schwestern einzuwirken gesucht, und es wurde infolgedessen besonders Mutter Alexia wieder von ihrem Vater hart bedrängt. Allein sie blieb standhaft. Man meinte nun, die Klosterfrauen hingen zu sehr an ihrem geistlichen Führer, und wenn derselbe ein Jahr lang nicht mehr ihnen zuredete, so würden sie sich schon eines andern besinnen.

Auf diese Äußerung hin enthielt sich der Heilige ein volles Jahr lang jeden Umganges mit ihnen, außer daß er ihre Beicht hörte. Er theilte ihnen nicht einmal den Beweggrund seiner zum mindesten sehr auffälligen Handlungsweise mit. Wenn eine sich ihm nahen wollte, um mit ihm zu sprechen, rief er ihr schon von weitem zu:

„Geht fort, geht weg; ich will euch weder sehen noch sprechen; schreibt mir das Allernotwendigste mit zwei Worten.“

Man kann sich die Unruhe und Bestürzung der also gequälten Genossenschaft denken. Allein das Jahr ging herum; jede Schwester blieb standhaft, wo sie war, und Fourier übernahm wieder ihre Leitung, ohne jedoch auch jetzt noch sich zu erklären. Den Grund seiner Zurückhaltung erfuhren sie erst zwei Jahre nachher.

In welchem einem schönen Lichte erstrahlt hier die reine Absicht, die heroische Tugend unseres Heiligen! Nicht zum geringsten Teile muß man solchen heldenmütigen Tugendakten das rasche Wachstum der Genossenschaft zuschreiben, von dem nachher die Rede sein wird.

Wie viele gute Unternehmungen sind nicht schon aus Mangel gerade an solcher uneigennütziger Gesinnung zu Grunde gegangen oder schleppen nur ein mühseliges Dasein weiter! „Non quaero gloriam meam!“ sagte der göttliche Stifter der hl. Kirche; „Ich suche nicht meine Ehre.“ Wie vielen Schaden bringt es frommen und wichtigen Werken, wenn dieser Geist der Selbstlosigkeit und der Verzichtleistung auf persönliche Wünsche fehlt! Denn es fließt dann der Gnadenstrom spärlicher, sowohl die innere als die äußere Leitung ist weniger erleuchtet und begeht Mißgriffe aller Art, der Dünkelgeist des Menschen hindert die Wirksamkeit des Geistes Gottes, und es ist noch ein großes Glück, wenn durch lange Prüfungen eine Läuterung der Absichten bewirkt wird, ehe die Erreichung des Zieles eine Unmöglichkeit geworden ist.

„Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre.“ (Ps. 113, 1.)

5. Wallfahrt. Haus in St. Michel, Nancy, Pont-a-Mousson. Demut des Heiligen.

Wenn Gott der Herr seine Werke durch Menschen ausführen läßt, so hindert er nicht Menschlichkeiten und Armseligkeiten. Den Arbeitenden selbst dienen dergleichen zur Übung in der Tugend, den später Lebenden zum Troste und zur Stärkung bei ähnlichen Vorkommnissen. So geschah es auch bei dem großen Werke unseres Heiligen.

Während der Zeit, da sich die letzten Vorgänge, von denen die Rede war, abspielten, waren die Schwestern nicht fortwährend in ihrem Hause zu Mattaincourt. Fourier ließ sich nämlich öfter von der größten Wohltäterin der Kon-

gregation, Frau von Apremont, zu Schritten bestimmen, die er sonst wohl nicht gethan haben würde, welche indessen schließlich zur Ausbreitung der Stiftung beitrugen.

Frau von Apremont wünschte das etwas zu kleine Haus gegen die geräumige Pfarrwohnung zu vertauschen. Als aber die Gemeindevertretung darauf nicht einging, forderte sie unwillig, daß die Schule geschlossen würde und die Schwestern wieder nach Poussay zurückkehren sollten.

Fourier glaubte ihr willfahren zu müssen. Die Schule wurde geschlossen; die Schwestern aber machten, da sie jetzt hinreichend Muße hatten, von Poussay aus eine Wallfahrt nach St. Nikolas de Port.

Ein Pfarrer dieser Stadt, welcher zugleich geschickter Architekt war, hatte dort eine große und schöne Kirche zu Ehren des hl. Nikolaus, des Bischofs von Myra, gebaut. In ihr wurden Reliquien des Heiligen aufbewahrt, welche viele Wallfahrten veranlaßten. Zu diesem Gnadenorte pilgerten nun auch die neuen Nonnen und folgten darin dem Beispiele vieler französischen Könige, fast aller lothringischen Herzoge, der Gemahlin des hl. Ludwig, Margareta von von Provence und einer Johanna von Arc. Sie machten den langen Weg zu Fuß, schweigend, nüchtern, mit Bußgürtel und härenem Hemd bekleidet, mit kreuzweise über die Schultern gehängten Ketten, verrichteten vor dem Altare des Heiligen ihre Andacht und traten in derselben Weise den Rückweg an.

Der Gemeinderat von Mattaincourt wandte sich jedoch inzwischen an Frau von Apremont mit Entschuldigungen und Versprechungen, und der Pfarrer legte auch Fürbitte ein, um die Schulschwestern wieder zu erhalten. Die Dame wollte nichts davon wissen und gab schließlich nur zu, daß dieselben für das nächste Vierteljahr zurückkehrten, bis nämlich ein Haus, welches sie in St. Michel besaß, für sie eingerichtet wäre. Dorthin wollten sie dann das Institut verpflanzen.

Fourier gab sich seufzend zufrieden, denn er durfte es mit der immerhin großmütigen Wohlthäterin nicht verderben.

Indessen hoffte er, daß die Zeit ihren Groll beschwichtigen würde, und sich noch eine Vereinbarung treffen lassen möchte. Die Sache mit der neuen Niederlassung in St. Michel war ihm freilich ganz recht, nur wollte er auch noch Schwestern in Mattaincourt behalten.

Es fügte sich auch alles gut. Fourier suchte bei der zuständigen geistlichen und weltlichen Behörde die Genehmigung der Niederlassung in St. Michel zu erwirken. Als ihm dieses gelungen war und er nach St. Michel kam, blieb er in einer Straße vor einem schönen großen Hause stehen und sprach unwillkürlich:

„Mein Gott, wenn dieses das Haus wäre, wie passend würde es für uns sein!“

Als er sich näher erkundigte, wurde ihm gerade dieses Gebäude als die Schenkung seiner Wohltäterin bezeichnet.

Frohgemut kehrte er heim, überbrachte Frau von Apremont ein schmeichelhaftes, belobendes Schreiben von der bischöflichen Behörde und kam mit ihr überein, Schwester Isabella von Louvroir nebst einigen andern in seiner Pfarrei zu halten, und Alexia Le Clerc, Margareta Andrè, Claudia Chauvenel und Johanna von Louvroir in das neue Haus zu senden.

Im März zog die kleine Kolonie unter Führung der resoluten Leiterin Margareta Andrè in ihr neues Asyl; Frau von Apremont stellte ihnen einen Wagen zur Verfügung und gab ihnen warme Empfehlungsbriefe mit.

Freudig und zuvorkommend empfangen, richteten sie sich, ohne von den Empfehlungen Gebrauch zu machen, arm und klösterlich wie in Mattaincourt ein und eröffneten möglichst bald die Schule. Der Unterricht dauerte von sechs bis elf Uhr vormittags, und nachmittags von ein bis fünf Uhr. Die übrige Zeit des Tages und einen Teil der Nacht verwendeten sie zum Gebete und zur Arbeit. Sie erwarben sich die größte Hochachtung von seiten der Eltern der ihnen anvertrauten Kinder, und ihr segensreiches Wirken war die Veranlassung, daß die geistliche Obrigkeit sie auch in andern Städten zu haben wünschte.

Der Primas Karl von Lothringen erwirkte für sie bei seinem Vater, dem Herzog Karl III. von Lothringen, eine Niederlassung in Nancy, der Hauptstadt des Herzogthums; Schwester Alexia Le Clerc wurde mit der Gründung be-
traut.

Nicht lange nachher verlangten die Jesuitenpatres von Pont-a-Mousson ebenfalls eine Niederlassung dortselbst. Fouriers alter Studienfreund, Servais de Lairuelz, versprach ein Haus zu verschaffen. Der Stifter sandte Schwester Isabella von Louvroir mit mehreren jüngeren Schwestern, welche sich durch ihre strenge Lebensweise — man sah sie in der Morgenfrühe vor Eröffnung des Unterrichtes mit der Waschbütte zum Bache gehen, um die Wäsche zu besorgen — und durch ihren Feuereifer vollstes Lob erwerben.

Ihren Lebensunterhalt erwerben sie sich wiederum selbst, und dieser war deshalb oft kärglich genug. Es ist rührend, wie diese starkmütigen Seelen sich selbst oft so ganz vergessen konnten; nicht vergebens hatten sie einen heiligen Lehrmeister gehabt.

Eine Dame hatte ihnen einen jungen Truthahn geschenkt. Da sie ihrer Regel gemäß kein Fleisch aßen, ließen sie das Tierchen im Hofe umherlaufen, und die kleinen Schülerinnen fütterten es mit ihrem mitgebrachten Frühstück. Die Lehrerinnen aber waren oft in solcher Armut, daß sie die Brodkrusten, welche die Kinder und das Tier übrig gelassen hatten, nehmen mußten und sie in Wasser sich zum Frühstück einweichten. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Segen des Himmels sich in reichstem Maße über ein Haus ergoß, in welchem so opfermutige Seelen am Heile des Nächsten arbeiteten.

Der fromme Stifter war ihnen während all' dieser Zeit ein leuchtendes Vorbild in Seeleneifer, Entsagung und Selbstüberwindung gewesen. Man berichtet uns außer dem großen Werke der Wiederbelebung des religiösen Geistes und der damit verknüpften Mühen und Kränkungen in seiner Pfarrei noch folgende zwei Thatfachen.

Jedes Jahr besuchte er anfangs wenigstens einmal das Haus in St. Michel. Bei einer dieser Gelegenheiten besuchte er auch den Generalvikar von Verdun. Bei diesem befand sich gerade eine große Gesellschaft. Als man ihm den Pfarrer von Mattaincourt meldete, sprach er zu den Anwesenden:

„Habt Acht! Ihr sollt ein Wunder erleben.“

Fourier trat höflich grüßend ein. Der Generalvikar fragte, was er wolle.

„Monseigneur, ich bitte um die Erlaubnis, Beicht zu hören.“

„Seid Ihr aber auch dazu befähigt? Wie weit habt Ihr studiert?“

Fourier gab eine ähnliche Antwort, wie dem bischöflichen Visitator seiner Zeit.

„Das ist wenig für einen Beichtvater. Könnt Ihr wenigstens das Vaterunser?“

„Ja, Monseigneur.“

„Nun, so betet es einmal in Gegenwart dieser Herren!“

Und der ehrwürdige Pfarrer, Doktor der hl. Theologie, kniete nieder und betete mit der Einfalt eines Kindes das Vaterunser.

Ein anderes Mal gab er dem Pfarrer von St. Michel die nämliche Antwort, und dieser verweigerte ihm wirklich die Vollmacht, um die Beichte der Schwestern zu hören. Demütig und freudig ging er hin, um dies der Vorsteherin zu melden. Diese aber, Margareta André, ließ dergleichen nicht gelten und wandte sich an den Bischof, welcher unsern Heiligen nun ausgedehnte Vollmachten für die ganze Diözese erteilte.

Diese ausgezeichnete Demut des heiligen Stifters ist aller Bewunderung und Nachahmung würdig, und es konnte nicht anders denn gut mit seinem Werke gehen. Er hielt sich wie ein Steuermann stets im Hintergrunde und lenkte doch allein das Schiffelein — nach den Anweisungen Gottes, der ihm in der Betrachtung und beim Gebete den richtigen Weg zeigte. Anstatt ängstlich nach hohen Gönnern und

Freunden auszu schauen, erbaute er alle durch seine grenzenlose Bescheidenheit und Demut.

„Gott,“ heißt es, „widersteht den Stolzen, den Demüthigen aber gibt er seine Gnade.“ (Jac. 4, 6.)

6. Freunde der Kongregation. Schwester Alexias Prüfungen. Fouriers Nachtquartier.



Innerhalb vier Jahre hatte sich im Leben unseres Heiligen vieles geändert. Er war nicht mehr der einfache Pfarrer des kleinen Städtchens, sondern ein Mann, dessen Name durch das ganze Herzogtum einen guten Klang hatte. In diesen vier Jahren war jedes Jahr ein neues Haus gegründet worden — außer den schon erwähnten noch eines zu St. Nikolas, — und da jedes derselben berechtigt war, Novizinnen aufzunehmen, so war das Gedeihen der einzelnen Häuser bei dem hohen Ansehen, welches ihnen der erbauliche Wandel des Stifters und der Gründerinnen erworben hatte, vollständig gesichert. Erst die Revolution vermochte ihnen den Untergang zu bereiten. Auch hatten sich allmählich Pensionärinnen zum Eintritt gemeldet, und so gewannen die Anstalten bei hoch und niedrig, bei reich und arm festen Fuß.

Gott der Herr hatte ihnen für den Anfang tüchtige Freunde und Wohlthäter zugeführt. Jetzt starben ihnen dieselben der Reihe nach weg. Erst segnete das Zeitliche Franz Paticier, der unserm Heiligen allzeit gewogene Abt von Chaumousey, dann Frau von Apremont, welche den Schwestern eine wahre Mutter gewesen und von ihnen auch nach dem Tode immer hoch in Ehren gehalten wurde; endlich starben kurz nacheinander der hochw. Bischof von Toul, Christoph de la Vallée, der Cardinal-Legat und Primas Karl von Lothringen und dessen Vater, der regierende Herzog Karl III. von Lothringen. Dem letzteren folgte Heinrich II., und den Bischofsstuhl von Toul bestieg ein Neffe der verdienten Frau von Apremont, Bischof de Maillane, ein schon

rühmlichst bekannter Prälat, trotzdem er erst achtundzwanzig Jahre zählte. In ihm gewann Fourniers Stiftung einen warmen Freund.

Von dem verstorbenen Kardinal-Legaten des Papstes hatte der Heilige eine günstige Approbation erhalten. Er hatte, bevor er demselben die Regel vorlegte, selbe nochmals genau durchsehen, aus den neunzehn Artikeln derselben siebenundzwanzig geformt und dieselben in drei übersichtliche Gruppen geteilt. Wesentlich unterschied sich diese neue Bearbeitung nicht von der alten.

Der erste Teil handelte von der Leitung im allgemeinen: Jeder Bischof ist der Obere aller Häuser des Ordens in seiner Diözese; die Vorsteherin, Mutter, wird durch Stimmenmehrheit gewählt; jedes Haus hat zwölf Schwestern, die nach genügender Probezeit das Gelübde des beständigen Wohnsitzes ablegen.

Der zweite Teil handelte über die Heiligung der Religiösen durch Übung der Tugenden, welche den Gegenstand der Gelübde bilden, die sie aber noch nicht ablegten, der möglichst strengen Klausur, beständiger Enthaltung von Fleisch und Wein, der Rezitation des Offiziums der allersel. Jungfrau, der hl. Kommunion an den Sonntagen und den höheren Festen 2c.

Der dritte Teil bezog sich auf die Heiligung des Nächsten vermittelt der Schule und des Unterrichtes, der unentgeltlich für Externe, mit entsprechender Kostenberechnung für Pensionärinnen erteilt werden sollte, und endlich durch Gebete und Andachtsübungen für die allgemeinen Anliegen der Kirche und des Staates.

Das ist in großen Umrissen der Inhalt der Konstitutionen, welche er von den Vorsteherinnen der Schwestern dem Kardinal-Legaten vorlegen ließ. Dieser machte wohl anfänglich Schwierigkeiten; unterzeichnete aber schließlich eigenhändig das Approbationsschreiben und versah es mit dem großen Siegel des päpstlichen Gesandten.

Dies war für das Institut eine wichtige Errungenschaft und führte ihm neue Gönner zu.

inbrünstig zur gütigen Mutter, und da man den Hymnus „Ave maris stella“ sang, fühlte sie sich bei den Worten „Virgo singularis“ ganz außer sich und sah erschreckt einen Teufel neben sich, welcher drei andere zu Hülfe rief; alle aber wurden vertrieben. Noch ein Jahr blieb sie in Mat-taincourt nach dieser Befreiung aus ihrer Not, um sich dann wieder ganz dem Werke der Kongregation zu widmen und heilig zu sterben.

Diese dem heiligen Stifter so teure Seele war jetzt gestählt gegen die Versuchungen, der Himmel hatte selbst dafür gesorgt; der hochherzigen Schwester Margareta gegen-über that Fourier dies selbst, wo er konnte.

Sie hatte feierlich die Überreste der verstorbenen Frau von Apremont nach deren Stiftung zu St. Michel bringen und ein prächtiges Grabmal errichten lassen. Fourier kam zur Feierlichkeit herüber, that aber, als wenn er die schöne Gruft, das pietätvolle Werk der Schwestern, gar nicht be-achte, als ob es, Gott weiß wie lange schon, existiert hätte. Der Schwester Margareta ging diese scheinbare Teilnahms-losigkeit tief zu Herzen, und sie klagte ihr Leid unter Thränen einem frommen Abte der reformierten Benediktiner. Die-fer kannte unsern Heiligen besser und scherzte die betrübte Vorsteherin über diese neue Prüfung hinweg.

Zu einer andern Zeit machte Fourier ihr über eine Stunde lang eine Reihe von ganz peinlichen Bemerkungen, und als sie zum Schlusse ganz niedergeschmettert erschien, sprach er zu ihr:

„Schwester, ich mache es wie ein Lautenspieler. Wenn der eine recht gute Saite auf seinem Instrumente sieht, so sagt er bei sich: Welch' einen guten Ton würde diese Saite geben, wenn sie noch eine Drehung um den Wirbel ver-tragen könnte. Wie viel werdet ihr ebenso zu Gottes Ehre und zum Heile des Nächsten wirken können, wenn ihr recht abgetötet seid! Unser Heiland liebte den heiligen Petrus sehr, und dennoch tadelte er ihn mit so großer Strenge, daß er ihn einmal „Satan“ nannte.“

Er selbst gab ihr das herrlichste Beispiel wie immer. Zu derselben Zeit wohnte er nämlich vorübergehend bei den Benediktinern und fand eines Abends, von einem Ausgange heimkehrend, alle Thüren geschlossen. Ohne sich zu getrauen anzuklopfen, setzte er sich auf einen Steinhaufen in der Nähe und verbrachte da die Nacht. Eine alte Dienerin seiner Schwester fand ihn dort. Fourier gelobte ihr drei hl. Messen zu lesen, wenn sie reinen Mund halten wolle; die Alte hätte das jedoch nicht für ein Königreich gethan, und so wurde die Sache ruchbar, und die guten Schwestern hatten ein Beispiel mehr, wie wenig ihr geistlicher Vater, der mit ihnen selbst so streng verfahren konnte, auch sich selbst schonte. Das gab ihnen neue Kraft, auf dem steilen, harten Pfade der Vollkommenheit durch „Feuer und Wasser“ zu gehen und sich prüfen zu lassen „wie das Gold im Schmelzofen.“ Vater und Töchter wandelten den gleichen Weg und wußten, daß er in ein himmlisch schönes Land führt, in welchem sie einst Ruhe haben würden und für alle Mühsal der Erdenpilgerschaft und des harten Kampfes des irdischen Lebens überschwängliche Freude und Seligkeit. Sie wußten, daß einmal die Zeit kommt, welche der Heiland andeutet, wenn er sagt:

„Selig seid ihr, die ihr jetzt weinet; denn ihr werdet lachen.“ (Luc. 6, 21.)

7. Eitle, kranke und arme Schwestern. Ein- kleidung und Klausur zu Nancy.

Auch von geistlichen Häusern, deren Bewohner wirklich nach Vollkommenheit streben, bleiben Fehler und Mißgriffe nicht ausgeschlossen. Die Weltmenschen spüren sie gerne auf und sind unbarmherzige und ungerechte Splitterrichter, während sie den Balken in ihrem eigenen Auge nicht sehen. Dem Teufel aber ist ungemein viel daran gelegen, geistliche Personen an ihrer schwachen Seite zu fassen und sie zu Thorheiten zu verleiten, die sie bei

ruhiger Überlegung verwerfen. Es gelang ihm in Mattaincourt selbst.

Fourier hatte eine der Schwestern, welche die Niederlassung in St. Nikolas mitbegründet hatte, als Vorsteherin des Hauses in seiner Pfarrei berufen. Aber sein gewohnter Scharfblick hatte sich in ihr doch einmal getäuscht, was Frauen gegenüber gerade nicht verwunderlich ist. Unter ihrer Leitung hatten die Schwestern einen Teil der Möbel verkauft, weil sie in Geldverlegenheit waren und schon mehrmals Anleihen gemacht hatten. Dazu kam, daß sie nach Mirecourt gegangen waren, um sich feineres Tuch zu ihren Kleidern zu kaufen, und zwar theils auf Borg, theils als Tausch gegen geringere Stoffe, welche man ihnen von Haraucourt für ihre Bedürfnisse geschickt hatte. Endlich hatten sie den renommiertesten Näherinnen die Anfertigung ihrer Kleidung übertragen. Dem strengen Stifter kam keine Ahnung von derlei Dingen, und er merkte eher nichts, bis man ihn auf seine elegant gekleideten Töchter aufmerksam machte. Da berief er eine Versammlung der ältesten Schwestern nach St. Michel und ließ die eitle Oberin aus der Kongregation ausschließen.

In derselben Versammlung mußte auch über die An gelegenheiten des Hauses von Nancy beraten werden. Der Heilige klagte in einem Briefe sehr, daß dortselbst die Schwestern tief in Geldsorgen und Schulden steckten; von den Gläubigen hart bedrängt, kaum mehr aufatmen könnten, daß alle sieben Schwestern, die dort lebten, krank seien; daß die Oberin und ihre Assistentin in fortwährendem Hader, in Unzufriedenheit, Klagen und Mißverständnissen lebten; daß im Kloster Armut, Elend und Verwirrung herrsche: „es sei kein Friede dort, keine Ruhe, keine Gesundheit, keine Uebereinstimmung, kein Geld, kein Brot, fast gar keine Pensionärinnen und zu guter Letzt auch keine Liebe.“

Fourier mußte den Bedrängten Hilfe schaffen. Das Haus zu Nancy hatte durch Ankauf von Grundstücken seine Schuldenlast von sechstausend auf zwanzigtausend Francs gebracht. Es wurde nun beschlossen, daß nichts mehr neu

erworben werden dürfe, bis die gemachten Schulden abgetragen seien. Dann machte Fourier Anleihen, um die schreiendsten Bedürfnisse befriedigen zu können. Schwester Ziabella und Tante Meline — Tante nannte man fromme Wittwen, welche im Anfange den Schwestern Dienste leisteten und bei ihnen wohnten — mußten viel hin und her laufen, um einiges Geld zu bekommen. Nur langsam trat eine Besserung ein; an die Stelle der bisherigen Oberin kam Schwester Margareta.

Schwester Alexia war ebenfalls wieder in Thätigkeit getreten und hatte die Leitung des Hauses in Verdun übernommen. Sie war es, welche nun auch den Anstoß gab, daß Fourier einen Kanonikus, Namens Xaudrin, welcher nach Rom reisen sollte, bat, die Sache der Kongregation beim hl. Stuhle zu vertreten behufs Approbation der Regel. Der Kanonikus willigte ein und reiste ab. Während die Verhandlungen zu Rom im Gange waren, wurde Fourier durch den Archidiacon von Chalons gebeten, Schwestern seiner Stiftung nach Chalons zu senden. Der früher schon erwähnte Pater Fleurant Boulanger hatte den Prälaten auf die junge Genossenschaft aufmerksam gemacht.

Fourier sendete Schwester Ziabella als Vorsteherin und gab ihr Schwester Alexia als Helferin zur ersten Einrichtung mit. Am 30. Dezember, mitten im Winter, reiste die kleine Kolonie ab. Es herrschte eine solche Kälte, daß eine der Schwestern, Nikola Medreville, fast unterlegen wäre; nur durch Reiben und dadurch, daß man sie in einen Wolfspelz des Kondukteurs einhüllte, rettete man ihr Leben. Scherzend wurde sie später das Schäfchen genannt, „welches sein Heil in einem Wolfspelz gefunden.“

Als sie aber in Chalons ankamen, wurden sie bitter enttäuscht. Man hatte sie noch gar nicht erwartet und noch kein Haus für sie gemietet oder eingerichtet. Eine reiche Wittve führte sie endlich aus der Herberge, wo sie abgestiegen waren, in ihr Haus und stellte ihnen auch gleich einen Saal zur Verfügung, um den Unterricht beginnen zu können. Sie richteten sich ein, so gut es gehen mochte,

und nach Verlauf von vierzehn Tagen kehrte Mutter Alexia in ihr Haus nach Verdun zurück.

Die neue Niederlassung erwarb sich aber bald Feinde, und diese waren hauptsächlich die Lehrer der bis dahin eröffneten Schulen der Stadt, denen der Broterwerb durch den unentgeltlichen Unterricht der Schwestern geschmälert wurde. Gefährlicher noch wurde eine Idee der Oberin. Diese verzweifelte an dem Gelingen der langwierigen Unterhandlungen in Rom und dachte, es sei besser, sich an einen schon bestehenden Orden anzuschließen. Sie vertraute mehrmals diesen Gedanken dem zuständigen Pfarrer von Chalons, einem Manne, der wegen seines noch ziemlich jugendlichen Alters, er zählte noch keine dreißig Jahre, die geistliche Leitung des Hauses abgelehnt hatte. Dieser wurde stützig und ging schließlich zum Archidiafon mit den Worten: „Hochwürden, Sie haben keine Töchter Unserer Lieben Frau mehr in Chalons.“

Dieser begriff bald, wie die Sachen standen und verpflichtete nun den Pfarrer, die Leitung der Schwestern selbst in die Hand zu nehmen. Zu gleicher Zeit aber berief man auch den Stifter selbst zu einem Besuche. Dieser gewann durch sein Auftreten sehr bald die volle Hochachtung des Bischofs, des Archidiafons und des Klerus, besonders aber für das ganze Leben die volle Freundschaft des würdigen Pfarrers. Der Letztere hatte ihm die hochgeschätzte Schwester Jhabella bewahrt.

In Rom hatte die Angelegenheit des Institutes untermessen kaum einen Fortgang genommen. Man wollte wohl die Klausur gestatten, aber ohne den öffentlichen, unentgeltlichen Unterricht für arme Mädchen. Dem Stifter war jedoch dieses die Hauptsache; die Klausur, das Ordensleben sollte bloß ein stärkeres Mittel zum Zweck sein. Kanonikus Kaudrin mußte daher, als seine Zeit abgelaufen war, heimkehren ohne etwas erreicht zu haben.

Fourier sah sich nach einem kräftigeren Fürsprecher um und fand ihn in der Person des neuen Kardinal-Primas von Lothringen, Msr. Anton von Lenoncourt. Der Heilige

hatte eben an einem Wallfahrtsorte, wohin er von Chalons aus gegangen war, die hl. Messe gelesen, als der Primas nach ihm ebenfalls an den Altar trat. Nach der hl. Messe suchte Fourier ihn in der Sakristei auf und bat ihn fußfällig um seine Vermittlung bei der römischen Kurie. Der Prälat sagte bereitwilligst zu und übertrug seinem Prokurator in Rom die Besorgung der Angelegenheit, suchte auch die Stiftung für seine Residenz gleich nutzbar zu machen. Zu dem Ende kaufte er ein hübsches Grundstück im neuen Stadttheile an einer Stelle, auf welche einst hinweisend Schwester Alexia geäußert hatte:

„Sehet ihr dieses große Terrain? Auf diesem werden wir eines Tages ein schönes Kloster haben.“

Diese Prophezeiung begann sich zu erfüllen; der Bau wurde begonnen durch die Fürsorge des Primas, welcher reichlich Geld vorstreckte oder schenkte. Schwester Alexia aber ward mit einer Begleiterin nach Paris zu den Ursulinerinnen gesendet, um dort das klösterliche Leben erst recht kennen zu lernen.

In die Postkutsche, welche die Schwestern besetzt hatten, stiegen unterwegs auch einige junge Calviner ein, die sich fortwährend über sie lustig machten. An einem der Tage, es war ein Sonntag, verlangten die Schwestern vor der Abreise eine hl. Messe hören zu können. Die Calviner behaupteten jedoch, Eile zu haben und nötigten den Kondukteur, noch früher wie gewöhnlich aufzubrechen. Unterwegs machte man in einem Dorfe Halt, da es gerade zur Messe läutete; die Schwestern stiegen aus und versprachen, zu Fuß nachkommen zu wollen. Nun spulteten sich die Keger und fuhren, nachdem man die Pferde rasch gefüttert, ab, um aus dem Dorfe hinauszukommen und so die Schwestern zurück zu lassen. Diese aber fanden den Wagen hart hinter dem Dorfe mitten auf dem Wege; er war mit den schadenfrohen Burschen stecken geblieben, so daß vom Dorfe Hülfe requiriert werden mußte. Die Schwestern suchten ihre Freude, die Calviner dagegen Scham und Ärger zu verbergen.

Ohne weitere Mißhelligkeiten gelangten die Schwestern nach Paris und wurden von den Ursulinerinnen mit offenen Armen aufgenommen. Die letzteren fanden nach längerer Beherbergung der demütig lernenden Novizinnen solches Gefallen an denselben, daß sie ihnen den Vorschlag machten, sich mit ihnen zu einer Genossenschaft zu vereinigen: schon zum dritten Male die nämliche Gefahr. Schwester Alexia befragte den Generalobern des Oratoriums, Kardinal Berulle, um seine Meinung, ob sie diesen Vorschlag ihrem geistlichen Vater unterbreiten solle, erhielt aber von ihm nach einigen Tagen die Antwort: er glaube nicht, daß Gott diese Vereinigung wolle, sie solle nicht mehr daran denken.

Nach zwei Monaten kehrten sie nach Verdun zurück, und von dort mußte Schwester Alexia, dem Wunsche des Primas gemäß, als Vorsteherin nach Nancy kommen. Der Prälat mißte sich, mehr als zuträglich war, in die inneren Angelegenheiten der Genossenschaft, indem er seine Stellung als Protektor und Wohlthäter zum ungebührlichen Vorwand nahm; das Haus in Nancy sollte seine Stiftung, sein Kloster werden. Fourier wagte nicht direkt zu widerstehen, sondern harrete in Geduld, bis die Sache sich ändern lasse.

Es kam unterdessen eine Antwort aus Rom: Paul V. hatte dem Primas die Einführung der klösterlichen Ordnung zugesagt; von Unterricht war keine Rede.

Fourier konnte eine solche Zusage nicht brauchen. Schwester Alexia bat den Primas um abermalige Vermittlung. Dieser brauste erst auf, schrieb aber nach einer zweiten Audienz wiederum nach Rom und erhielt nun im Laufe desselben Jahres die Erlaubnis, Klausur und Erziehung von Pensionärinnen zu vereinigen ohne jede Restriktion, Unterricht für Externe aber nur vorläufig, auf unbestimmte Zeit.

Während der langen Wartezeit wurde jedoch fleißig an dem neuen Kloster gebaut; der Primas kam jeden Tag das eine oder andere Mal zum Bauplatze, Schwester Alexia verweilte fast den ganzen Tag daselbst.

Fourier selbst war indessen auch nicht müßig; der Primas hatte ihn zu sich eingeladen, und er blieb so lange, bis er mit Hülfe von Schwester Alexia und unter Beirat der Jesuitenväter von Nancy die für eine endgültige klösterliche Einrichtung notwendigen Konstitutionen um- und ausgearbeitet hatte.

Oft ging er zu den Jesuiten und erbaute das ganze Kolleg durch seine übergroße Demut. Als man ihn einstmals ins Refektorium führte, benutzte er die Gelegenheit nur dazu, allen Religiosen die Füße zu küssen.

Die Ausarbeitung lag endlich in ihren sechs Theilen fertig vor.

Der erste Theil handelt von dem Hauptzwecke des Ordens, der Erziehung der Jugend; der zweite bezieht sich auf jene Bestimmungen, welche mehr auf die Verherrlichung Gottes hinielen; der dritte setzt näher die Mittel auseinander, durch welche die Religiosen die Vollkommenheit ihres Standes erstreben sollen; im vierten Theile wird von den Mitteln geredet, wodurch sie dem Nächsten sich hülfreich erweisen können; im fünften wird die Regierungsform der Klöster festgesetzt; der sechste handelt von den Novizinnen. Nun war die Regel gründlich durchgearbeitet; 1598 lag sie vor in neunzehn, 1603 in siebenundzwanzig Artikeln; jetzt, 1617 legte Fourier sie in sechs Theilen dem Primas, ferner vier der tüchtigsten Jesuitenpatres vor, nach deren Angaben er einiges korrigierte, vorzüglich die Strenge in der Abstinenz milderte, und dann dem Bischöfe von Toul. Dieser bestätigte sie freudig, und so konnte Fourier mit dankerfülltem Herzen — „Benedictus Deus, Benedictus Deus! wiederholte er stets unter Thränen der Freude, — nach Nancy zurückkehren. Sofort ließ er in der Kirche das „Te Deum“ singen und schrieb auch an die übrigen Häuser, wie gut alles abgelaufen sei.

Die Approbation hatte wohl noch einen Haken. Es war nämlich bloß von dem Kloster zu Nancy die Rede, der Primas aber, sowie drei Doktoren der Universität von Pont-a-Mousson waren der Ansicht, man dürfe die Genehmigung

auch auf die übrigen Häuser ausdehnen und daher alle in Klöster verwandeln. Fourier stimmte gerne bei und mahnte alle, sich würdig darauf vorzubereiten.

Er selbst eilte — es war die Osterzeit vor der Thüre — so rasch als möglich in seine lang verlassene Pfarrei und konnte bis zum Fronleichnamsfeste kaum zu Atem kommen vor Arbeit und Last der aufgehäuften Geschäfte. Dann aber eilte er alles zu ordnen, um das erste Kloster in Nancy zu eröffnen. Dies geschah gegen Ende des Jahres. Der Primas selber nahm die feierliche Handlung vor und celebrierte das Hochamt; die dreizehn Postulantinnen traten voll Demut und Andacht zum Altare und baten mit einmütiger Stimme, zum Noviziate zugelassen zu werden. Der Prälat überreichte ihnen dann mit sichtlicher Freude das Ordenskleid. Dabei geschah, daß der heiligmäßige Stifter aus seiner gewöhnlichen strengen Reserve einmal heraustrat und der Schwester Margareta eigenhändig den Schleier über das Haupt legte. Es war diese Handlung so auffallend von ihm, daß sie unter den geschriebenen Traditionen des Hauses eine Stelle fand. Nach der Einkleidung wurde das „Te Deum“ gesungen; dann führte der Primas die Nonnen zum Kloster und schloß hinter ihnen die Pforte. Schwester Alexia war zur Oberin bestellt worden. Mit dankerfülltem Gemüte kehrte Fourier nach Mattaincourt zurück, um daselbst Weihnachten zu feiern.

Ein wichtiger Schritt vorwärts war geschehen: die Ordensklausur mit dem externen Unterricht vorläufig verbunden. „Benedictus Deus, Benedictus Deus“ kam es immer von neuem über Fouriers Lippen. Seine Töchter waren jetzt feierlich zu Bräuten Christi erklärt worden; jetzt hatte der Herr erst offenbar das Opfer angenommen, an dessen Vorbereitung er so lange mit großer Mühe und noch größerer Sorge gearbeitet hatte. Der Herr hatte sie „geprüft und seiner würdig befunden“. Wie „Gold im Feuer“ hatte er sie erprobt und sie als „Brandopfer“ angenommen. Er selbst aber, dem die Kirche Gottes eine neue Stiftung

verdankte, zog sich still und demüthig in sein armes Pfarrhaus zurück, gedenkend der Worte des Herrn:

„Wenn ihr alles gethan habt, dann sprecht: wir sind unnütze Knechte.“ (Luk. 17, 10.)

8. Fouriers Anfall. Weissagung und Verzückung. Eine Totenerweckung.

Seit die Genossenschaft sich auszubreiten begonnen hatte, mußte unser Heiliger immer häufiger und immer weitere Reisen unternehmen. Bis jetzt hatte er dieselben stets zu Fuß gemacht; als er aber nun aus irgend einem Grunde einmal ein Pferd gebrauchte, hatte er das Unglück, abgeworfen zu werden und sich eine starke Verletzung an einem Beine zuzuziehen. Er achtete des Schadens nicht, kletterte wieder auf seinen Gaul und ritt vorsichtig und mühsam weiter. Erst spät bemerkte seine Umgebung, als er am Ziele seiner Reise angekommen war, das rinnende Blut und nötigte ihn nach der Wunde zu sehen. Der herbeigeholte Arzt machte sogar ein sehr bedenkliches Gesicht, und die lange vernachlässigte Wunde wurde so schlimm, daß sie erst nach Jahresfrist vollständig heilte. Die Fußreisen wurden ihm jetzt zur Unmöglichkeit, und er mußte sich fortan eines Pferdes bedienen.

Nach der Feierlichkeit zu Nancy sollte zuerst das Haus zu Chalons in ein Kloster verwandelt werden. Der dortige Bischof drängte sehr dazu und setzte die Feier auf den Sonntag Septuagesima fest. Fourier fand sich schon früher ein, um die Schwestern gut vorzubereiten; am Tage selbst mußte er trotz seines Sträubens das feierliche Amt zelebrieren, während der Bischof sich selbst die Predigt vorbehalten hatte. Die vornehmsten Damen der Stadt begleiteten unter der Führung des Freundes unseres Heiligen, des Pfarrers Jemin, die Schwestern zum Altare, woselbst diese den Schleier aus

den Händen des Bischofs erhielten. Feierlich wurden sie darauf wie jene zu Nancy in ihre Klausur geführt.

Von Chalons reiste der Stifter nach St. Michel, woselbst im folgenden Monat dieselbe Feier stattfand. Dort nahm ebenfalls der höchste kirchliche Würdenträger, Fürstbischof Karl, die Einkleidung vor. Er zelebrierte das Hochamt, dessen Feierlichkeit durch eine glänzende Kirchenmusik erhöht wurde, predigte und reichte den Postulantinnen den Schleier. Während dessen sah man Fourier betend hinter einem Pfeiler, bis er zuletzt hervortrat und mit freudestrahlendem Angesichte die Kinder ordnete, die Pensionäre, welche den Schleier, das hl. Ordensgewand und das Brevier dem Bischofe zur Benediktion reichen sollten. Als der Fürstbischof endlich, nachdem die Schwestern eingezogen waren, und er das Thor hinter ihnen geschlossen, den Schlüssel der Klosterpforte abgezogen hatte, wandte er sich zu unserm Heiligen und sprach, um ihm seine Hochachtung zu bezeugen, angesichts der versammelten Menge, ihm den Schlüssel überreichend:

„Nehmt ihn hin, mein Vater, und regieret Ihr Eure Töchter!“

Fourier blieb noch eine Woche und reiste dann über Pont-a-Mousson nach Mattaincourt; denn die österliche Zeit, die Zeit der Arbeit und Ernte nahte heran.

Im Juli riefen ihn der Primas und sein Berater, P. Gueret S. J., nach Nancy, damit er die Regeln über der Leitung der Kongregation näher ausarbeite. Er selbst aber traute dergleichen Übereilung nicht, und meinte immer, die Erfahrung müsse vorangehen. Die Arbeit gedieh deswegen nicht; bloß wurde ihm schließlich das Amt eines Visitors aufgedrängt.

Mit Ungeduld drängte der Primas auch darauf, das Kloster zu Nancy als das erste wenigstens dem Range nach betrachtet und anerkannt zu sehen; es sollte seinem Verlangen gemäß anstatt jenes von Mattaincourt das Mutterhaus werden. Es mußte ja schließlich auch eine Zentrali-

ation stattfinden; aber „nichts übereilen“ war des Stifters Maxime.

Es war ihm unterdessen von der Stadt Bar aus die Bitte um Belassung von Schwestern gestellt worden. Die nächsten Monate vergingen in der Arbeit, welche ihm die Erfüllung dieser Bitte aufbürdete. Dann kam die Zeit heran, zu welcher die eingekleideten Novizinnen im Kloster zu Nancy ihre feierliche Profess ablegen sollten. Trotzdem viele derselben in den neugebauten Räumen krank geworden und am Fieber und Blutfluß daniederlagen, wollte keine zurückbleiben. Der Bischof übertrug, da er selbst verhindert war, dem frommen Stifter sein Amt, die Gelübde entgegen zu nehmen.

Dies geschah im ersten Sonntage im Advent. Nun knieten die Schwestern, die so lange geduldig mit ihm auf diesen Tag geharrt hatten, zu seinen Füßen nieder und sprachen laut die Weihformel:

„Ich N. N. gelobe Armut, Keuschheit und Gehorsam nach der Regel des hl. Augustin und den vom hl. Stuhle approbierten Konstitutionen der Kongregation Unserer Lieben Frau 2c.“

Nach diesem feierlichen Akte schritten sie auch erst unter Leitung ihres Stifters zu der kanonischen Wahl einer Oberin und wählten als solche einstimmig die ehrwürdige Mutter Meria.

Der Stifter hatte, nachdem er so das erste vollständig eingerichtete Kloster seiner Gründung zum festen Bestande gebracht, auch die Freude, gleich nachher ein Haus in seiner Vaterstadt Mirecourt errichten zu können. Als die ersten Schwestern dort angekommen, meldeten sich gleich sieben Postulantinnen zum Eintritt.

Bald darauf folgte die feierliche Profess in St. Michel, woselbst Schwester Margareta die Leitung hatte. Prinz Karl von Lothringen, der Bischof von Verdun, hatte sich auch diese Feierlichkeit vorbehalten, während sich der demüthige Begründer des Werkes in eine Ecke gedrückt hatte.

Zum Schlusse aber zog ihn der Prälat hervor und fragte, indem er auf die neuen Professien deutete:

„Nun, mein Vater, seid Ihr nicht stolz auf Eure Schwestern?“ Dann umarmte er ihn und sprach: „Ich gebe Euch alle Macht, welche mir über dieselben zusteht.“

An demselben Tage bat eine angesehenere Frau der Stadt unseren Heiligen, bei dem Bischof einen Antrag auf Scheidung von ihrem Manne, der sie so schlecht behandle, befürworten zu wollen. Fourier antwortete:

„Ein wenig Geduld, nur ein wenig Geduld; ihr sollt bald sehen, welch eine Wendung Eure Angelegenheit nehmen wird.“

Vier und zwanzig Tage nachher, am Gründonnerstage 1608, starb plötzlich der Mann dieser Frau, und letztere widmete ihre Dienste dem Kloster der Schwestern in St. Michel bis an ihr Ende.

Ähnlich sagte er etwas später, als er in Epinal ein Haus eröffnet hatte, zu einigen Mädchen, die aus Neugierde sich eingefunden hatten und zuschauten: „Eine von euch wird einst ebenfalls hier Schwester sein.“ Zwei Jahre nachher trat wirklich eine von denselben ein.

Am Feste Mariä Geburt desselben Jahres wohnte Fourier einer Einkleidung in St. Michel bei und dehnte, wahrscheinlich durch eine lange glühende Ansprache, die Feier von fünf Uhr morgens bis gegen Mittag aus.

Nach Schluß verrichtete er in der Sakristei vor einem kleinen Altar, auf welchem das allerheiligste Sakrament ausgesetzt war, seine Dankagung, während die Kommunität beim Mittagessen saß. Zufällig kam eine der Schwestern in den Kapitelsaal, welcher an die Sakristei stieß, und da der Vorhang an dem vergitterten Thürfenster nicht zugezogen worden, sah sie ihren geistlichen Vater auf den Knien liegend, indes Thränen über sein von göttlichem Feuer flammendes Angesicht rannen. Sie wurde fast krank vor Aufregung und rief ihre Mitschwestern herbei, um das wunderbare Schauspiel mit anzusehen. Es diente ihnen die Erinnerung daran später oft zur Belebung der Andacht.

Ein ganz offenklares Wunder wirkte durch ihn Gott der Herr im Jahre 1620. Er war mit seinem Freunde, dem Pfarrer Jennin aus Chalons, nach Mattaincourt gekommen und wollte mit ihm zu einem Brunnen gehen, der in der Nähe seiner Wohnung lag, um Wasser zu schöpfen. Einige Kinder versuchten eben scherzend und spielend aus dem Schöpfseimer zu trinken, der auf dem Rande des Brunnens stand. Bei dem Anblick der beiden geistlichen Herrn stob der Schwarm auseinander. Ein kleines Mädchen von fünf Jahren verlor aber im Schreck der Überraschung das Gleichgewicht und stürzte in den Brunnen. Eine Stunde verging, ehe man auf Fouriers Hülfseruf die Leiche herausziehen konnte.

Der Heilige warf sich in inbrünstigem Gebete zur Erde nieder und antwortete auch dem Vater des Kindes, der verzweiflungsvoll rief: „Was soll ich nun anfangen?“ „Betet!“

Pfarrer Jennin untersuchte von Zeit zu Zeit die kleine Leiche, und endlich regte sich der Puls, das Herz schlug wieder, die Todesblässe verschwand, und das Kind öffnete die Augen wieder; selbst die Wunden von dem heftigen Sturze verschwanden spurlos. Fourier war glücklich wie nie; unartifulierte Dankeslaute entstrichen sich seinen Lippen, während er nach Hause zurückkehrte und die Vorbereitungen zum Abendbrot traf: „Quam bonus Deus Israel his qui recto sunt corde“ und fügte bald, da er etwas aus seiner überströmenden Ergriffenheit zu sich kam, bei: „et etiam his qui non sunt recto corde!“

„Wie gut ist der Gott Israels denen, die rechten Herzens sind — und auch denen, die nicht rechten Herzens sind!“

Sobald es aber möglich war, reiste er mit seinem Freunde ab nach Chalons, um dem Aufsehen auszuweichen, welches das wunderbare Begebnis in seiner Pfarrei hervorgerufen hatte. Er mußte auch noch mehrere Klöster besuchen, deren Bewohner sich ebenfalls zur Profess rüsteten; überall erwartete man ihn, den gemeinsamen Vater, mit der

größten Freude. Verhindern konnte er ja doch nicht, daß auch zu ihnen der Ruf von den wunderbaren Gnadengaben drang, durch welche Gott ihn auszeichnete. Sie dienten ihnen zur Kräftigung ihres Berufes, indem sie immer deutlicher erkannten, daß Gottes Hand mit ihrem Stifter sei, und daß also auch sein vornehmstes Werk von Gott ausgegangen sein müsse.

Eine außerordentliche Beglaubigung von seiten Gottes war auch wohl zu jener Zeit nötig genug; denn wer eine Neuerung begann, konnte nach dem kurz vorhergehenden Auftreten des unseligen Luther und dessen Nacheiferer und Revolutionsgesellen leicht hin Mißtrauen an seiner guten Gesinnung und Zweifel an seinem Berufe begegnen. Wie tief beim Volke der Glaube und die Achtung vor der Autorität zudem gesunken war hat sattsam das Benehmen mancher Menschen gegen unseren Heiligen an den Tag gelegt. Auch forderte der Aberglaube jener Zeit, welcher übernatürliche Ursachen suchte, wo sie nicht zu finden waren, ein sichtbares und untrügliches Eingreifen Gottes durch seine anerkannt heiligen und getreuen Diener gleichsam heraus. Der spätere Lebenslauf des heiligen Peter Fourier führt uns noch manche Züge vor, in denen sich übernatürliche Erkenntnis und Macht unmöglich verkennen lassen. Dem Wunderthäter selbst mochte der Glaube daran gar nicht in den Sinn kommen. Jedes Wunderwerk schrieb er dem Gebete, dem Glauben oder der Heiligkeit anderer zu, welche in irgend einer Weise dabei beteiligt waren. „Ach,“ sagte er, „was glaubt ihr denn? Würde ich mich nicht selbst heilen, (er erkrankte später mehrfach schwer), wenn ich dergleichen könnte?“ Und so ging er wie ein Kind einfältig an allem Wunderbaren vorüber, nur bemüht, allen zu nützen, niemand zu schädigen. In einfältigem Glauben that er alles, was man von seinem guten Herzen verlangte, von diesem Glauben getragen unternahm er auch die Gründung der Kongregation; jener Glaube wohnte in ihm, welcher nach den Worten des Herrn Berge versetzen kann. In der Festigkeit seines Glaubens, der sich durch nichts, durch keine

Verzögerung oder Vereitlung seiner Hoffnungen und Wünsche, durch keinen Angriff, keine Prüfung irre machen ließ, sondern stetig und beharrlich seine großen, auf Gottes Ehre und der Menschen Heil gerichteten Ziele verfolgte, ist er ein leuchtendes Vorbild geworden für seine Mitbrüder im heiligen Amte, die Priester.

„Wenn ihr glaubt, werdet ihr in unaussprechlicher und ehrenreicher Freude frohlocken, da ihr entgegen nehmet den Preis eures Glaubens, das Heil der Seelen.“

(1 Petr. 1, 8—9.)

9. Krankheit des Heiligen. Ein Bischof und ein Priester. Ein Sakristan.



Infolge der großen Anstrengungen oder einer neuen Verletzung verschlimmerte sich die alte Wunde am Beine Fouriers, und als derselbe nach Epinal kam, mußte er sich zwei Tage zu Bette legen und ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen. In seine Pfarrei zurückgekehrt, vermochte er doch nicht Beichte zu hören oder Messe zu lesen, sondern war noch längere Zeit gezwungen, das Bett zu hüten. „Nun“, meinte er in einem Briefe, „müsse er es büßen, daß er so lange die ärztliche Hülfe hinausgeschoben habe. Dies werde ihn wohl weiser und achtsamer machen, um nicht das, was nach dem Urteile Sachverständiger für die Gesundheit notwendig wäre, zu übersehen.“

Die Ärzte, welche ihn zu Epinal und gegenwärtig zu Mattaincourt behandelten, sprachen ihm davon, daß er sich noch etliche Wochen oder sogar monatelang ihrer Kur unterwerfen und eine vollständige Ruhe beobachten müsse.

Am weißen Sonntage konnte er zum ersten Male wieder heilige Messe lesen, aber erst vierzehn Tage später ausgehen, trotzdem er von allen Seiten gedrängt und um Besuch angegangen wurde.

„Zwei Cyressboten sandten mir,“ so schrieb er, „innerhalb vierzehn Tagen die Schwestern von St. Michel, weil ver-

schiedene Angelegenheiten meine Anwesenheit dort erheischten; drei Briefe erhielt ich von Epinal, drei von Chalons, einen von Pont, einen aus Verdun und einen aus St. Nikola, die alle mein Kommen dringend erbitten. Was soll ich da machen? Ich bin wahrhaftig in Not.“

Wenn man ihn gar zu arg drängte, erhob er sich wohl selbst aus dem Beichtstuhle und schrieb auf einer Kirchenbank mitten unter den ungeduldig wartenden Beichtkindern, um den ebenfalls harrenden Boten abfertigen zu können, die notwendigsten Briefe.

Im Mai 1621 begab sich der Heilige nach Nancy. Während seines Aufenthaltes daselbst lud ihn nun der Bischof Maillane ein, bei einem kirchlichen Exorzismus zu assistieren; derselbe galt einer jungen, mit Mutter Alexia befreundeten Wittve.

Bevor die Beschwörungen begannen, bat der Prälat um einen Beichtvater, und man nötigte Fourier trotz seiner starken Weigerung herbei. Mit dem Bemerken, es bedürfe nur einiger Worte, kniete Bischof Maillane zu den Füßen des Heiligen nieder.

„Aber nun“, erzählt P. Bedel nach dem Geständnis des Prälaten selbst, „machte Fourier diesen auf drei Punkte aufmerksam: Erstens hielt er ihm vor, daß er nicht jedes Jahr in seinem Bistume die Visitationsreise mache, zweitens, daß er den Dekreten des Konzils von Trient entgegen mehrere Benefizien in einer Hand vereinigt lasse; der dritte Punkt betraf einen alten Streit mit einem Edelmann.“

Zwei Stunden lang hiel er seinen Pönitenten fest und wollte ihn nicht absolvieren, bis derselbe versprach, in diesen drei Dingen Wandel zu schaffen.

Nach der Beichte nötigte der Bischof Fourier neben ihm auf einem Sessel Platz zu nehmen. Das verdroß den Teufel gewaltig, der aus dem Besessenen fortwährend schrie:

„Habe ich es dir nicht gesagt, daß du ein Heuchler bist? Einen Stuhl her für den Herrn! O der schöne Heilige! Warum stellt ihr ihn nicht in eine Nische? Warte, warte nur! Du sitzt jetzt auf einem gepolsterten Stuhl, ich sage

dir aber, daß ich dir einen andern in der Hölle verfertigen will, ja, sage ich dir, im tiefsten Abgrund zu den Füßen Lucifers, weil du die Welt täuschest!“

Der Heilige, ganz versenkt in den Abgrund seiner Nichtigkeit, sprach aus tiefstem Herzen:

„Vere mereor, Ich verdiene es wahrhaftig!“

Diese Demut machte den Satan verstummen, und gezwungen gestand er, „daß er schmäzlich geflohen sei, wenn er nicht von höherer Macht zurückgehalten worden; diese zwei Worte genügten, die Hölle selbst in Verwirrung zu setzen.“

Es war ein denkwürdiger Tag für alle Beteiligten, besonders aber für den Bischof, welcher wohl selten einem solchen Beichtvater begegnet war.

Fourier spendete dem Prälaten in einem Briefe drei Monate darauf großes Lob:

„Der hochwürdigste Herr Bischof von Toul ist sehr unzufrieden und böse, wenn man ihn um etwas angeht, das den kanonischen Satzungen, oder der gewöhnlichen Praxis der Kirche, oder auch seiner Meinung, die nur sehr gut ist, zuwider läuft. Einerseits thut es ihm leid, jemand abschlägig zu bescheiden oder zu betrüben; andrerseits kann er auch nichts bewilligen, was gegen sein Gewissen ist.“

Der Bischof sprach aber seinerseits auch nur mit außerordentlicher Hochachtung von seinem außerordentlichen Beichtvater.

„Ich wollte,“ pflegte er öfter zu sagen, „daß ich nur fünf solcher Priester hätte, um das Angesicht meiner Diocese zu erneuern.“

Und zu den Adelligen seiner Bekanntschaft sprach er: „Wenn Ihr gut für Euer Seelenheil wirken wollt, so gehet zum Pfarrer von Mattaincourt beichten.“

Der Heilige aber bewahrte eine ungeheuchelte Demut, und nichts war ihm peinlicher als die Ehrenbezeugungen, welche er sich in der Folge vom Prälaten mußte gefallen lassen. Als ihn derselbe einstmal zwang, bei einem Diner zu erscheinen, sprach er kein einziges Wort, senkte die

Augen wie in tiefster Betrachtung und genoß nur ein wenig Suppe.

Einstmal aber verweigerte ihm in den unruhigen Zeitläufen die Schildwache den Eintritt in die Stadt. Ohne sich zu erkennen zu geben, verharrte Jourier vor dem Thore, bis ein Priester kam, der ihn mitnahm. Er suchte ebenso sehr Hintansetzung und Demüthigung, wie weiland der hl. Franz von Assisi seine Braut, die hl. Armut.

Die Herzogin Margareta von Gonzaga bat ihn eines Tages, in der Kirche des hl. Georg in der Marienkapelle die hl. Messe zu lesen. Der Heilige kam rechtzeitig an und bereitete sich in der Sakristei vor. Nach der Kapitelsmesse aber packte ihn der Küster beim Arm, jagte ihn hinaus und schloß Sakristei und Chor ab. Als die Fürstin nach zwei Stunden auf ihrer Tribüne samt Gefolge erschien und verwundert über das Fehlen jeglicher Vorbereitung und des Paters selbst zum Vorsteher der Kirche schickte, klärte sich freilich die Sache auf. Der Küster wurde verhört und sofort aus dem Dienste gejagt; da kam aber Jourier aus einem stillen Winkel hervor und legte Fürbitte ein. Als der Vorsteher nichts von Verzeihung wissen wollte, warf er sich ihm sogar zu Füßen und sprach:

„Nun gut! dann werde ich auf den Knien liegen bleiben und nicht eher Messe lesen, bis Ihr Gnade für Recht ergehen laßet.“

Um die Herzogin nicht noch länger warten zu lassen, willfahrte man seinem Verlangen; der Küster aber blieb ein roher Mensch, auf den auch die Demut und Liebe eines Heiligen keinen Eindruck machte. Wie hätte er auch weniger vollkommenen Priestern achtungsvoller begegnen sollen, als diesem wahrhaft demüthigen und heiligen Priester, der doch vor allen Ehre und Achtung verdiente!

„Die Priester, welche ihr Amt gut verwalten,“ spricht St. Paulus (1 Tim. 5, 17), „sollen doppelt hoch in Ehren gehalten werden.“

10. Mutter Alexias Tod.

Ein neuer Stern senkte sich zum Horizonte des irdischen Daseins, um drüben desto herrlicher aufzugehen: Mutter Alexias Lebenslauf neigte sich seinem irdischen Ende zu. Schwer hatte sie gelitten, hatte auch viele Gnaden empfangen. In dem Wallfahrtsorte St. Nikolas unter anderm war ihr die hl. Jungfrau, strahlend von Licht und Glorie im Ordenskleide der Kongregation erschienen, hatte sie die Füße des göttlichen Kindes küssen lassen und zu ihr gesprochen:

„Ich bringe dir meinen theuern Sohn, um dich zu versichern, daß er die Bitte erhört, welche ich für dich an ihn gerichtet habe.“

Ein Gemälde stellt noch diese wunderbare Begebenheit dar in demselben Zimmer, in welchem sie stattgefunden (s. S. 186 die Abbildung); es ist dieses Gemach in dem Kloster der Benediktinerinnen vom hl. Sakramente, welche jetzt das ehemalige Kloster der Kongregation bewohnen.

Als Vorsteherin bewährte sich Mutter Alexia ganz musterhaft. Gegen sich übte sie die nämliche Strenge, wie ihr geistlicher Vater; sie trug stets einen Bußgürtel, geißelte sich zwei- bis dreimal täglich, legte sich zuweilen in ein Bassin mit kaltem Wasser oder in den Schnee, bis sie ganz erstarrte, verbrannte sich die Füße, fastete und kasteite sich über die Maßen, alles um eine Schutzwehr gegen die graujamen Versuchungen zu haben. In den Versuchungen betete sie stets, Gott möge sie lieber ewig in der Hölle leiden lassen, als zugeben, daß sie Ihn durch eine einzige Sünde beleidige. Im Kloster nahm sie die niedrigsten Dienste für sich; vor den Schwestern warf sie sich oft nieder, um ihnen die Füße zu küssen. An der Wand ihrer Zelle stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Ein Nichts, Unwissenheit und Sünde.“

Eine opfermutige Liebe trug sie stets zum Nächsten; den Armen galt sie als irdische Vorsehung. In Nancy

besuchte sie vor Einführung der Klausur alle Kranken und leistete ihnen mit himmlischer Freude die widerlichsten Dienste. Vor einem Aussätzigen in Pont-a-Mousson kniete sie einmal nieder, gab ihm ein Almosen und küßte ihm die Hände. Das schwerste Opfer in ihrem Leben brachte sie nach eigenem Geständnis, als sie sich im Gehorsam vom Sterbebette der Mutter losriß, um die Altäre zu schmücken.

Die Kongregation ehrte sie stets als ihre eigentliche Stifterin und brachte ihr reiche Liebe entgegen. Das Volk verehrte sie im Leben schon als eine Heilige.

Als sie zur Oberin gewählt wurde, litt sie schon an einer schleichenden Krankheit, die ihre Kräfte langsam verzehrte. Im Dezember 1621 wählten die Schwestern auf ihr dringliches Zureden und den Rat Fouriers ihre bisherige Assistentin, Schwester Angelika Billy, die erst fünf und zwanzig Jahre alt war, zur Oberin. Ihr gehorchte sie nun mit rührender Demut und that auch nicht das Geringste ohne die ausdrückliche Erlaubnis der neuen Oberin.

Als ihr Zustand schlimmer wurde, kam Fourier nach Nancy; jedoch konnte ihn nur der ausdrückliche Befehl des Bischofs bestimmen, die erste und liebste seiner geistlichen Töchter zu besuchen. Dreimal war er bei ihr; sie beichtete bei ihm und bereitete sich auf den Tod vor. Aber dieser kam nicht rasch und sanft; schreckliche Versuchungen überfielen sie wieder nebst erneuten körperlichen Schmerzen. Ohne Mitleid konnte man die Dulderin nicht ansehen oder hören, wenn sie ausrief:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich verdiene die Hölle, ich weiß es wohl; aber ich habe immer auf Deine Barmherzigkeit gehofft!“ Dann betete sie wieder Miserere und De profundis.

Von diesen schrecklichen Versuchungen berichtet Mutter Angelika: Wir haben nicht alles gesagt, was wir davon erfahren haben. Die Angriffe des Bösen sind so mächtig und ungestüm gewesen, die Versuchungen so schrecklich, manchmal so abscheulich, daß wir glaubten, nicht alles sagen zu dürfen, aus Furcht, die Schwachen zu erschrecken.“

Endlich trat eine große Ruhe ein, die Kranke bat nun, man möge nicht mehr mit ihr reden, damit sie sich gänzlich mit Gott unterhalten könne. Auf die Frage, ob sie den Tod fürchte, antwortete sie:

„Nein; ich habe ihn wohl gefürchtet, aber ich denke nicht mehr daran; ich vertraue, daß Gott mir gnädig sein wird.“

Und da sie gebeten wurde, den Schwestern ein Wort der Erbauung zu sagen, erwiderte sie demüthig, sie wisse nichts anderes zu sagen, als sie um Verzeihung für ihr schlechtes Beispiel und um ihr Gebet für sie zu bitten.

„Wenn seine Güte mir verzeiht, will ich auch euer gedenken.“

Dann empfahl sie ihnen Gehorsam, Einigkeit und Liebe. Den Segen erteilte sie allen hierauf nur, weil sie im Gehorsam darum angegangen wurde.

Als ihre Schwäche nun immer mehr zunahm, erteilte man ihr die letzte Ölung. Darnach begann ein fünftägiger, sehr harter Todeskampf. Die Sterbende bewahrte jedoch ihre Ruhe. Am Dienstag den 9. Januar konnte sie noch einmal beichten und kommunizieren. Als die Schwestern, welche ihre Auflösung herannahen sahen, die hl. Messe verschieben wollten, um bei ihr zu sein, bat sie, nichts ändern zu wollen, sie werde nicht vor Beendigung des hl. Opfers sterben. Kaum waren jedoch alle Schwestern nach der hl. Messe bei ihr, da sprach sie noch die hl. Namen Jesus und Maria aus und verschied sanft mit drei leichten Seufzern. Sie war sechs und vierzig Jahre und einige Tage alt.

Die Leiche wurde im Ordensgewande hinter dem Gitter des Chores ausgestellt. Das Volk verehrte die Verstorbene als eine Heilige und wollte Reliquien von ihr haben. Herzog Heinrich II. kam selber, um an dem Sarge zu beten.

„Ich wundere mich,“ sagte er, „während ich sonst einen natürlichen Abscheu vor Toten habe, kann ich mich doch von dieser Toten kaum trennen. Gewiß ist sie eine Heilige, die jetzt für uns bei Gott betet.“

Er verlangte ihren Rosenkranz als Andenken; am Sterbebette schon hatte er ein Porträt von ihr anfertigen lassen. Die Herzogin bat um ihr Wasserglas, ließ es in Gold fassen und bediente sich desselben in Krankheiten. Der Bischof nahm selbst die Leichenfeierlichkeiten vor und erbat sich als Andenken ihr Diurnale. Viele Priester begleiteten ihn und Fourier bei dem Begräbniß.

Hören wir zum Schlusse noch die begeisterte Schilderung, welche Mutter Angelika der Persönlichkeit der Verstorbenen widmete.

„Mit den Vorzügen des Geistes und des Herzens verband sie ein bezauberndes Äußere. Unbeschreiblich war ihr Eifer für die Erziehung der Kinder. Wie Gott sie in ganz besonderer Weise hierzu berufen, so hatte Er sie auch mit nicht gewöhnlichen Gnaden dafür ausgerüstet. Sanftmut und Milde, freundliche Zuverlässigkeit waren mit einem Ernste und einer Anmut gepaart, die Ehrfurcht und Liebe zugleich einflößten. Sie war groß und wohlgestaltet, ihr Wuchs und ihre Haltung edel, ihr Haar etwas blond, die Hautfarbe weiß und zart, die Augen blau, die Nase ziemlich groß, der Mund schön geformt. Mit gesundem Verstande verband sie ein richtiges Urtheil. In ihrer Rede zeigte sie große Zurückhaltung und Klugheit, ihre Gemüthsstimmung verlor nie die Ruhe und schöne Ebenmäßigkeit. Wer sie sah und sprach, fühlte gewissermaßen die Nähe von etwas Überirdischem.“

„Im Himmelreiche,“ sagt aber die hl. Schrift, „werden die Gerechten glänzen wie die Sonne.“ (Matth. 13,43.)

11. Reform der Augustiner-Chorherren. Heilung des Prinzen Karl.



Fourier befand sich mittlerweile in seinem sieben und fünfzigsten Lebensjahre, einem Alter, in welchem Menschen jeden Standes darnach verlangen, sich zur Ruhe

zu setzen. Ihm war aber inzwischen noch eine neue große Arbeit aufgebürdet worden.

Der Bischof von Toul hatte ihn berufen als Mitarbeiter an der Reform des Ordens, dem Fourier angehörte, der regulierten Chorherren.

Kardinal Karl von Lothringen und Bischof von Straßburg hatte schon eine solche versucht im Jahre 1595, da Fourier noch in seinen theologischen Studien stand. Die Akten der damaligen Versammlung zu Nancy hatte letzterer eigenhändig geschrieben. An einer zweiten Versammlung 1604 nahm er selbst auf Einladung des Kardinals Anteil, trotzdem er kein Amt im Orden bekleidete.

Damals wurde ein Visitator ernannt. „Aber,“ sagt Vater Bedel, „wenn der Teufel sieht, daß man ihn in Karossen mit einem langen Gefolge von Pagen und Lakaien angreift, so hält er sich so sicher, daß er nicht einmal einen Fuß rührt.“ Der zum Visitator ernannte Abt von St. Pierremont richtete, weil er also nicht bei sich selbst begann, gar nichts aus.

Unterdessen starb der eifrige Kardinal, und nun nahm Bischof Maillane die Sache in die Hand. Er wollte mit den willfähigen alten Mitgliedern und angeworbenen neuen nach einem einjährigen Noviziate ein neues Reis auf den Stamm setzen. Er selber wollte sein Ansehen, seine reichen Hülfsmittel, Fourier sollte seine Erfahrung, sein Talent, seine Tugend dazu in die Wagschale werfen.

Des Letzteren Demut sträubte sich lange; aber der Bischof befahl, drängte und drohte, ja hielt ihn mit Gewalt fest.

Nach dem Begräbniß der Mutter Alexia kam Fourier nach Pont-a-Mousson; der Bischof hatte ihm befohlen dort zu verweilen, bis er von der Visitation der Abtei St. Pierremont, welche ihm als Kommende vom hl. Stuhle übergeben worden, zurückkehre. Denn er hatte sich mit seinem Landesherrn und dem hl. Vater in Verbindung gesetzt, um sich die Stelle eines Visitators zu erwirken.

Von Mattaincourt aus sandte Fourier indes noch mehrere Schwestern nach Laon auf Verlangen des dortigen

Bischofs, wohnte dem Leichenbegängnisse seines gerade verstorbenen Schwagers bei, tröstete seine Schwester und seinen Neffen Franz Borlier, und traf dann in Spinal mit Mgr. Maillane zu langen Konferenzen zusammen. Der Prälat übertrug ihm die Ausarbeitung der Statuten für die Reform und hielt ihn bald nachher drei Monate zu Nancy fast wie in strengem Gewahrsam, bis die Arbeit vollendet vor ihm lag.

Um diese Zeit streiften auch die wilden Scharen des zuchtlosen Mansfeld durch das Land, und Fourier, der in der Hauptstadt am ehesten von den Bewegungen der Söldner Nachricht erhielt, konnte überallhin rechtzeitig die Schwestern warnen und zum Abzug in die besetzten Orte mahnen.

Von Nancy aus mußte er nun wieder viele Reisen machen zu den verschiedenen Häusern; ohne Rast und Ruhe wurde er förmlich von einem Kloster zum andern gekehrt.

In Verdun wurden ihm drei junge Pensionärinnen vorgestellt, welche Klosterfrauen werden wollten. Zwei beglückwünschte er, der dritten aber sagte er, sie sei eine Heuchlerin und habe keine Neigung zum Eintritt; denn sie habe ja schon ihre Eltern gebeten, sie abzuholen. Woher er dies wußte, konnte niemand angeben; aber es stellte sich als wahr heraus.

Trotzdem der unermüdliche Visitator viel aushalten konnte, geschah einstmals des Guten doch zuviel. Spät am Abend mußte er noch mit den Schwestern wichtige Punkte besprechen, schloß aber unversehens auf seinem Stuhle ein. Nach einer halben Viertelstunde allgemeinen Stillschweigens erwachte er und setzte darauf die Konferenz mit einer Geistesfrische fort, als hätte er die ganze Nacht in einem guten Bette geschlafen.

Bischof Maillane war unterdessen auch nicht müßig; er reiste von einer Abtei zur andern, um die Professoren und Novizen für seinen Plan zu gewinnen. Da er jedoch wenig Entgegenkommen fand und auch die Stiftung nicht von einem der alten Äbte abhängig machen durfte, so wandte er sich an den alten Freund Fouriers, Pater Servais Lairuelz,

welcher seinerseits die Prämonstratenser in Pont-a-Mousson reformiert hatte. Derselbe stellte ihm gerne provisorisch in seiner Abtei mehrere Räume und eine Kapelle zur Verfügung.

Nur sechs Religiosen hatten sich entschließen können, aus der liebgewordenen Gewohnheit heraus zu treten und ein neues Leben in einem neuen Noviziate und zwar unter Fouriers Leitung zu beginnen. Dieser war freilich über den letzteren Umstand äußerst betrübt, konnte aber nicht dem Gehorsam entgegen handeln und begann mit seiner kleinen Schar die Probezeit.

Er lehrte, mahnte und predigte am meisten durch sein Beispiel. Seine Bescheidenheit und Demut kannten jetzt, da er an die Spitze anderer gestellt war, gar keine Grenzen mehr. In dem Prämonstratenserfloster konnte er frei verkehren und alle geistlichen Übungen unbehindert mitmachen. Da hatte man Mühe, ihn beim Schuldkapitel abzuhalten, daß er nicht auch hinkniete und mit den Religiosen seine Schuld bekannte. Es fehlten ihm aber die Worte, um seine Bewunderung und Freude über die gute Ordnung des Konventes auszudrücken. Die Religiosen genossen ihrerseits auch viele Freude und Erbauung durch seine Anwesenheit.

Einmal wurde ihm ein schalkhafter Streich gespielt. Er kam zur Vesper in das Chor; der Prior konnte ihn nicht bewegen, den ersten Platz einzunehmen und wies ihm nun, ohne daß er's merkte, den des Abtes an. Fourier nahm ihn ein, ganz glücklich darüber, wieder an einer Ehre vorbeigekommen zu sein. Aber welch ein Schrecken ergriff ihn, als unter dem Magnifikat der Turiferarius zum Inzens kam, als sei er der Abt in eigener Person. Erglühend vor Scham barg er lange Zeit sein Gesicht hinter dem Birett. Die Religiosen sprachen noch oft von diesem und ähnlichen Vorkommnissen.

Die Schwestern Unserer Lieben Frau arbeiteten unterdessen an den Kleidern für die Postulanten. Der Habit war derselbige, wie ihn Fourier schon lange trug und wie er in der Abtei von Chaumouzey gebräuchlich war. Derselbe war in schwarzer Farbe gehalten, nicht wie in

einigen Abteien aus weißem Stoffe, weil die neuen Religiosen mehr mit dem Weltklerus in Verbindung treten sollten. Bischof Maillane nahm am Feste Mariä Lichtmeß im Februar 1623 die Einkleidung vor; zugleich bestimmte er in einem authentischen Aktenstück, daß die neuen Novizen nichts von den Rechten und Einkünften verlieren sollten, welche sie in ihren ehemaligen Abteien besessen hätten. Dann bestellte er in einem zweiten Schriftstück den Heiligen im Gehorsam zum Superior und Novizenmeister. Beide wurden öffentlich zur größten Qual Fouriers vorgelesen; denn sie enthielten für ihn die reichsten Lobsprüche. Vor Leid und Kummer brach er in Thränen aus und konnte sich nicht mehr halten, als der Bischof sprach:

„Jetzt, mein Vater, reicht der Orden der regulierten Kanoniker nicht weiter als der Ärmel Eures Kleides; ohne Euch ist er verloren.“

Der tiefe Schmerz des also Erhobenen erregte das Mitleid der Anwesenden und des Bischofs, der ihn vergebens zu trösten suchte und selber betrübt war, daß er ihm Veranlassung zu solchem Leidwesen gegeben hatte.

Bald nach der Einkleidung ließ der Bischof die Novizen unter Führung Fouriers nach der ihm unterstehenden Abtei des hl. Remigius zu Luneville kommen, um das Noviziat zu beginnen. Die alten Religiosen mußten ihnen einen Teil ihrer Räumlichkeiten überlassen und waren insolgedessen nicht gut auf die Ankömmlinge zu sprechen. Ihre Abneigung wandte sich vorzüglich gegen den Reformator selber, den sie schmähten und beleidigten, ja sogar etliche Male schlugen. Seine und seiner Untergebenen Sanftmut entwaffnete jedoch allmählich ihren Zorn und der Groll dämpfte sich schließlich zu einer Art von Toleranz.

Die Novizen bewährten sich gut in der Prüfungszeit; sie erneuerten die alte Einfachheit und Strenge des Ordenslebens und feierten so würdig und andächtig wieder den Gottesdienst, daß sie das Volk sehr trösteten und erbauten. Ein Priester der Chorberrn gesellte sich ihnen zu, angezogen von dem guten Beispiele, welches sie durch ihren Eifer,

ihre Frömmigkeit und Bescheidenheit gaben. Für die Priester hatte Bischof Maillane dem Novizenmeister weitgehende Vollmachten erteilt, so daß sie auch in der Seelsorge arbeiten konnten.

Fourier mußte um diese Zeit eine große Angst ausstehen wegen der Umwandlung der Häuser seiner Stiftung in Klöster. Das päpstliche Dekret schien ihm nur für das Haus in Nancy zu gelten. Der Entscheid der Doktoren an der Universität und die Meinung der Jesuitenväter konnten ihn nicht völlig beruhigen. Als im November der Rektor der Universität und P. Jagot nach Rom gehen mußten, bat er sie, Erkundigungen einzuziehen, wie man dort über die Umwandlung denke. Der Bescheid fiel ungünstig aus; als auf legalem Wege eingerichtet sei bloß das Kloster in Nancy zu betrachten und es könne jederzeit über die ganze Sache ein schlimmer Urteilspruch gefällt werden.

Fourier geriet in schwere Besorgnis; auch seinen Freunden und Beratern schienen die Angelegenheiten jetzt schlimm zu stehen. Der Bischof von Toul machte den Vorschlag, alle Häuser dem von Nancy unterzuordnen. Es wurde viel hin und her geschrieben; endlich erwirkte der Primas von Lothringen von der Konzilskongregation einen Bescheid, nach welchem die Errichtung der übrigen Klöster außer dem von Nancy auch gültig sei. Das war eine große Beruhigung; Fourier fühlte sich aber noch nicht sicher, bis eine allgemeine Bulle diese Antwort bestätigen würde.

Vorläufig mußte er dem Noviziate die meiste Sorge zuwenden. Den April aber konnte er mit Erlaubnis des Bischofs in seiner Pfarrei zubringen, um mit seinen Pfarrkindern Ostern zu feiern. Bei dieser Gelegenheit trug sich folgendes zu.

Ein junger Mann, der eben seinen Vater durch den Tod verloren hatte, begegnete dem Heiligen. Dieser fragte ihn freundlich.

„Woher hast du den Mantel, den du trägst?“

„Das ist der meines armen verstorbenen Vaters.“

„Dann bewahre ihn fromm; laß dir sobald wie möglich einen andern machen und trage diesen hier nur an den höchsten Festtagen: Weihnachten, Ostern und Patrozinium. Selbst wenn du einen schöneren hättest, so trage diesen alten doch immer an diesen Festen; denn dein Vater ist im Paradies, ich weiß es; bewahre seinen Mantel, als wenn ihn dir Gott vom Himmel gesendet hätte.“

Um diese Zeit wurde ein Haus der weiblichen Kongregation auch in Metz gegründet; Fourier konnte nicht hinreisen, weil der Bischof von Toul ihn wieder zu seinen Novizen beordnete. Die Zahl derselben verdoppelte sich binnen kurzer Zeit, das Ansehen des Bischofs und die Heiligkeit des Novizenmeisters zogen junge Studierende immer mehr an.

Wie hoch der Heilige im ganzen Lande geschätzt wurde, trat bei einer plötzlichen Erkrankung des Prinzen Karl zu Tage. Dieser wurde, als er von einer Jagdpartie nach Nancy heimkehrte, von einer schweren Krankheit überfallen, daß ihn die Ärzte bald aufgaben. Die Herzogin-Mutter sandte, als sie dieses hörte, Boten über Boten nach Luneville, damit Fourier doch komme und im Zimmer des Kranken die hl. Messe lese. Die Liebe zum angestammten Fürstenhause siegte über seine Demut; er ließ das hl. Sakrament aussetzen und Tag und Nacht von seinen Novizen, die sich auch die Disziplin geben sollten, Anbetung halten. Auch im ganzen Lande wurde viel gebetet und auf allen Straßen zogen Prozessionen und Wallfahrer nach St. Nikolas und anderen hl. Orten. Der Heilige gedachte auf einem Bauernwagen zum Fürsten zu fahren, fand aber eine fürstliche Karosse vor den Thoren der Abtei. Er mochte kaum glauben, daß diese für ihn bestimmt sei und ein Edelmann mußte ihn fast mit Gewalt hineindrängen. Ganz verwirrt und Thränen vergießend vor Scham legte er den Weg zurück. Dann aber gewann wieder sein Gottvertrauen die Oberhand, er betete für den Kranken und sagte wiederholt: „Er wird nicht daran sterben.“

Als er in das Zimmer trat, bat ihn der Prinz zu sich an sein Bett und erfaßte vertrauensvoll seinen Mantel.

Der Heilige las darauf unter steten Thränen und Seufzern die hl. Messe. Der Prinz erholte sich zusehends und war bald darnach wieder gänzlich hergestellt. Er und seine Umgebung schrieben diese rasche Heilung nur dem Gebete des Heiligen zu. Dieser wollte freilich davon nichts hören. „Ach was,“ jagte er zu einem Hofherrn, der ihn beglückwünschen wollte, „Ihr thut mir wahrhaftig unrecht. Ich kann nichts als Böses thun und bringe alles in Unordnung, wo ich hinkomme.“

Ein anderer gefiel ihm besser, der ihn nämlich ziemlich barsch deshalb tadelte, weil er so geseufzt und geweint bei der hl. Messe und dadurch den Prinzen erst recht auf die Größe der Gefahr, in der er schwebte, aufmerksam gemacht hätte.

„Leider ja,“ entgegnete er; „aber es thut mir selbst sehr leid, daß mich dies so überkömmt. Glaubt mir, ich weine oft darüber, daß ich mich der Thränen nicht erwehren kann. Betet, daß Gott mich von dieser Unvollkommenheit befreie.“

Man ließ ihn von Nancy nicht fort bis zum 24. August; dann endlich entließ ihn die herzogliche Familie voll Dankbarkeit und Hochachtung. Der Prinz entsprach späterhin leider schlecht den Hoffnungen, welche das Volk auf ihn setzte, und erwies sich der kundgegebenen Liebe nicht würdig.

Sein Schwiegervater, Herzog Heinrich II., kam wenige Zeit nach der Heilung des Thronfolgers nach Luneville, wohnte der Messe des Heiligen bei und folgte diesem dann in die Sakristei, um ihm die Hand zu küssen. Dieser wurde purpurrot im Gesichte und weigerte sich rundweg, solche Ehre anzunehmen. Nichtsdestoweniger kniete der Fürst nieder und bat um seinen Segen. Der Landesherrscher zu seinen Füßen! Das konnte er nicht sehen; er eilte weg und in einen Winkel hinein. Der Fürst blieb aber knien, und Fourier rief aus seiner Ecke: „Gnädiger Herr! Messen soviel als Eure Hoheit wollen, aber meinen Segen nie; der würde Euch Unglück bringen.“ Der Fürst mußte aufstehen und sich entfernen.

Als der Heilige im selben Jahre noch zu einer kranken Edelfrau, der Gattin des Großschatzmeisters von Lothringen gerufen wurde, stellte sich seine Demut flüger an. Er ließ die Armen der Umgegend kommen und im Schlosse, darin die Kranke lag, beherbergen. Dann mußten dieselben mit ihm an drei Tagen, nach einem reichlichen Mahle, zu zwei Chören im Saale aufgestellt, den Rosenkranz beten. Zum Schlusse ließ er ihnen vom Verwalter ein Almosen geben. Die Kranke genas, und Fourier schrieb dies dem Gebete der Armen zu.

Von derlei Reisen kehrte er immer wieder in das Noviziat zurück, um daselbst gute Ordnung zu halten. Doch schließen wir nach der Erzählung von Thatfachen, die seine sich immer wieder offenbarende Demut in ein stets helleres Licht stellen, und halten wir für uns das Wort des hl. Erzengel Raphael im Andenken, das derselbe zum frommen Tobias sprach:

„Das Geheimnis des Königs verbergen ist gut, die Werke Gottes aber offenbaren und preisen ist ehrenvoll“ (Tob. 12, 7); denn „wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.“ (Matth. 23, 12.)

12. Fourier als Novizenmeister.

 In ganz junger Novize von vierzehn oder sechszehn Jahren, Jean Etienne mit Namen, befand sich in dem Noviziate unseres Heiligen, und hatte sich in seinem Tagebuche viele Aufzeichnungen über das Leben in dieser ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Abtei und besonders auch über seinen hochverehrten Novizenmeister, als dessen ausgesprochener Liebling er galt, gemacht. Zu seinem Leidwesen hatte er dieselben nach der Pest im Jahre 1632 aus hygieinischer Vorsicht verbrennen müssen und suchte in vorgerückterem Alter noch mühsam Reste aus der Erinnerung zusammen, um das Lebensbild seines geistlichen Vaters vervollständigen zu können. Seinen Erzählungen verdanken

wir fast allein die Berichte aus dem Noviziatsleben unseres Heiligen.

Fourier konnte sich niemals in seine Stellung recht hineinfinden. Um zu verhindern, daß man ihn zum Obern ernenne oder erwähle, legte er nicht einmal das neue Kleid der reformierten Kongregation an und betrachtete sich immer als einen Fremden. Aus diesem Grunde vermied er es auch ängstlich, von dem Vermögen der Kommunität für seine Person etwas zu verwenden.

„Schickt mir doch ja keinen Cypréboten mehr, sagte er zu den Nonnen von Chalons, „denn ich kann sie ja nicht beherbergen; ich kann ihnen kaum ein Glas Wasser geben.“

Einen solchen Boten von St. Michel sandte er einmal zurück nach St. Nikolas, damit er dort eine Erfrischung zu sich nehme. Schließlich kam er mit einem Wirte der Stadt überein, daß dieser für die Bewirtung von derlei Gästen sorgen möchte. Strenge zeigte er sich in diesem Punkte auch gegen seine Verwandten. Die Novizen waren einstmals ganz glücklich darüber, daß sie einen seiner Nissen, einen Studenten, der ihn während der Ferien besuchte, bewirten konnten und nahmen denselben mit offenen Armen auf. Fourier aber ließ ihm nur eine sehr magere Kollation reichen und sandte ihn dann trotz der flehentlichen Bitten seiner Untergebenen gleich wieder zurück.

Seine stete Klage war, daß er umsonst das Brot der Kongregation esse; er aß jedoch bloß einmal des Tages, und da auch nur das Allernotwendigste. Von den Klosterfrauen zu Nancy erbat er sich auf seine eigenen Kosten ein Licht für den Winter, eine Brille, „denn er habe zwei zerbrochen und könne ohne Brille, besonders bei Licht, nicht mehr lesen noch schreiben.“

Den ältesten der Novizen, der aber wohl kaum mehr als fünfundsiebenzig Jahre zählte, hatte er zum Prior ernannt; er wollte durchaus kein Superior sein, sondern nannte die Novizen — er war schon im achtundfünfzigsten Jahre — nur seine Freunde und Mitbrüder, redete sie auch immer mit „Herr“ an. Als zwei Priester derselben ein-

mal verreisten, schrieb er den Schwestern zu Nancy, sie sollten diesen Herren doch zum Messelesen die besten Messgewänder auslegen, den besten Kelch geben &c.

Selbst in ganz geringfügigen Sachen befragte er stets andere um ihre Meinung, was da zu thun sei.

Eines Tages erhielt er vom Primas die Aufforderung, nach Nancy zu kommen, und zu gleicher Zeit wurde an ihn die Bitte gestellt, in Gerbevillers eine Dame zu besuchen und zu trösten, die ihre beiden Töchter mit einem Schlage durch den Tod verloren hatte. Er fragte seine Novizen um Rat; diese entschuldigten sich höflich und meinten, was er thue, sei wohlgethan. Damit aber gab er sich nicht zufrieden. Da ging gerade ein Knabe vorbei, der in der Kirche aushalf. Diesen rief er herbei, erzählte ihm die ganze Geschichte und fragte: „Was würdest du nun thun?“ Der Kleine weigerte sich auch erst, sprach aber auf Fouriers Drängen: „Ich würde nach Gerbevillers gehen, um die Dame zu trösten.“ Fourier rief ganz froh: „Er hat recht; ich muß gleich hingehen.“

Gleich den Novizen machte er die ganze Tagesordnung mit von vier Uhr morgens bis neun Uhr abends; dann begannen für ihn erst noch die langen Nachtwachen. Wie alle hatte auch er trotz seiner ausgedehnten sonstigen Thätigkeit seine bestimmten Beschäftigungen im Hause. Den Sommer hindurch gab er dem kleinen Etienne griechischen Unterricht. Er schätzte den Knaben vorzüglich und sagte einst auf ihn hinweisend zu andern:

„Seht diesen Kleinen; der wird einstmals General der Kongregation werden.“

Der Erfolg bestätigte die Wahrheit seiner Vorhersagung.

Die Novizen brauchten nichts zu thun, was er ihnen nicht durch sein Beispiel vormachte. Wenn er betete, so gewährte er fast den Anblick eines Seraphs, so andächtig und in Gott versenkt war seine Sammlung und Haltung. Recitierte er das Brevier für sich allein, so geschah dies immer knieend; im Chor, in der Kirche war er voller Andacht und Ruhe. Der kleine Etienne beobachtete ihn bei einem Re-

quiem und sah ihn während zweier Stunden auch nicht ein einziges Mal die Augen aufschlagen.

Die hl. Messe las er, um weniger beobachtet zu werden, zwischen elf und zwölf Uhr. Nach dem Sanctus konnte sein kleiner Ministrant, der vorhingenannte Etienne, zur Sakristei gehen und sich da eine Viertel- oder halbe Stunde ausruhen und wärmen. Wenn er dann wieder zum Altare kam, mußte er den Heiligen am Kleide zupfen oder ihn anstoßen, um ihn zu mahnen, daß es Zeit sei, fortzufahren.

In der Unterhaltung bewahrte er so lebhaft das Andenken an die Gegenwart Gottes, daß es manchmal schien, als ob er auf eine innere Stimme horche, statt auf die Reden der Anwesenden zu achten. Man merkte dies allmählich an ihm und faßte die Meinung, als rede der Hl. Geist mit ihm, so daß man sich hütete, ihn in solchen Augenblicken weiter zu stören. Und doch entzückte er alle durch die herzegewinnende Güte und eine gewisse natürliche Anlage, herzlich mit jedem zu verkehren. Wer ihn besuchte, ging aus seinem Zimmer mit der Überzeugung weg, daß er doch wohl ganz besonders gut bei ihm müsse angeschrieben sein. Er seinerseits benutzte diesen Einfluß nur dazu, um jeden zu immer größeren Opfern in der Selbstüberwindung und im Dienste Gottes zu entflammen und zu begeistern.

Die jungen Religiösen fühlten die Last der Armut eher, als sie das Gelübde derselben abgelegt hatten; da ihre Zahl bald auf zwanzig gewachsen war, gebrach es ihnen sehr an Raum. Geschirr und andere häusliche Requisiten fehlten ihnen anfangs gänzlich. Fourier bat sich leihweise bei den Klöstern hier etwas Tafelgeschirr, da eine Waschküßel oder einen irdenen Topf aus. Wenn er irgend etwas kaufte, mußte der Stoff gut und dauerhaft sein.

An drei Wochentagen wurde im Hause Abstinenz beobachtet, an einem gefastet, ausgenommen in der österlichen Zeit. Diese Strenge lag zwar nicht in der Intention des Bischofs, aber Fourier wußte sie als Gewohnheit allen lieb und wohl annehmbar zu machen. Wenn aber welche aus-

gehen mußten, so gab er ihnen Empfehlungsschreiben mit an befreundete Klöster, damit sie gut versorgt würden.

„Ich bitte euch,“ heißt es in einem Briefe an die Schwestern seines Ordens, „nötigt sie mit guter Manier zu einem frischen Trunk in dem Zimmer, woselbst ihr mich oft beherbergt, und sagt ihnen, daß ihr viel für sie betet; sprecht mit ihnen aber in keiner Weise von mir . . . Möchte ich nicht fürchten, euch lästig zu fallen und allzu sehr eure Mittel in Anspruch zu nehmen, so würde ich euch bitten, ihnen auch ein Glas Wein und einige Kirschchen anzubieten, um sie bei dieser Hitze ein wenig zu erquicken . . . Vielleicht könnte es ihnen auch nicht unerwünscht sein, wenn ihr ihnen ein kleines Frühstück . . . anbieten würdet . . .“

Er hütete sich aber wohl von seinen Novizen zu schwere Abtötungen zu verlangen, eiferte sie wohl zu Bußwerken an, zügelte aber gleich übermäßige Strenghheiten. Anfänglich hatte er ihnen geraten, einen Teil ihrer Mahlzeit für die Armen zurückzulegen; als sie aber darin zu weit gingen, verbot er es ihnen gleich wieder.

Gegen Ende des Jahres 1632 sandte er Jean Etienne und einen andern jungen Postulanten nach Pont-a-Mousson, damit sie an der Universität ihre Studien fortsetzten. Jeder der Zurückbleibenden mußte den beiden eine gute Lehre mit auf den Weg geben. Er selbst empfahl ihnen die Patrone und Schutzengel der Orte anzurufen, welche sie passierten. Mit einem Bußhemd und einer Disziplin versehen, ließ er sie erst auch eine Wallfahrt nach St. Nikolas machen.

Sehr strenge sah er auf die genaue Haltung der Regel. Den Novizen suchte er aber die Anklage über vorgekommene Fehler durch gewinnende Freundlichkeit und Scherz zu erleichtern. Als einer sich anklagte, er habe im Chore aufgeschaut, als jemand vorbeigegangen, sprach er: „Das ist nicht schlimm, vorausgesetzt, daß der, welcher vorbeiging, der Heilige war, dessen Offizium wir beteten.“ Einem andern, der sich anklagte, er habe zu hastig an der Pforte geklopft, erwiderte er: „Wenn das die Himmelspforte gewesen

wäre, so müßte ich Euch gestehen, daß Ihr gar keinen Fehler gemacht; denn da muß man hart anklopfen.“

Wenn es vorkam, daß jemand sich nicht anklagte, so machte er ihn in ebenso freundlicher Weise darauf aufmerksam. Eines Tages hatten mehrere das Stillschweigen gebrochen. Da schrieb er auf ein Blättchen und las es auch selbst vor:

„Hochwürdige Herren und teuerste Mitbrüder! Vonseiten des hl. Gehorsams läßt man euch kund und zu wissen thun, daß gestern abend gegen acht Uhr einige von unsern Mitbrüdern, welche man als die eifrigsten, eingezogensten und unterrichteststen hielt, in diesen geheiligten Ort zwei alte, verwünschte und aus allen wohlgeordneten Klöstern verbannte Schwestern eintreten ließ, nämlich die Neugierde und die Schwatzhaftigkeit. Es wird nun angeordnet, daß diejenigen, welche sich von diesen beiden haben den Kopf berücken lassen, demütig die Füße ihrer Mitbrüder küssen.“

Wenn er sich aber selbst auf einem Fehler gegen die Ordnung erappte, so legte er sich auch sofort eine Buße auf.

Einstmals hatte er auf einer Reise die Schlüssel mitgenommen, welche man notwendig brauchte. Als man ihm einen Boten nachsenden mußte, ließ er durch denselben alle demütig um Verzeihung bitten; „er wolle morgen für diese Nachlässigkeit eine entsprechende Buße thun und mit Gottes Hülfe dergleichen nicht mehr wieder thun.“

Den Novizen hielt er stets vor, daß sie die ersten Mitglieder seien und deshalb später allen ein gutes Beispiel geben müßten. In den Konferenzen feuerte er sie so zur Tugend an und redete mit solch innerer Überzeugung, daß sein Angesicht sich ganz entflamnte und von Herzensfreude überstrahlt wurde. Immer wiederholte er ihnen Sentenzen aus den Regeln und den Schriften des hl. Augustinus: „Sancti estote, quoniam ego sanctus sum. — Vitam agant concordissimam et intentissimam ad Deum. — Religiosus totus esse debet coram Deo et humana contemnere. — Sursum cor habeant, et terrena et humana non quaerant.“

Die Novizen folgten aber auch getreu seinen Lehren, strebten eifrig nach allen Tugenden und nach Vollkommenheit in ihrem Thun und Lassen. In einem Briefe bezeichnete er sie als „wahre Diener Gottes.“ Mehr Lob ihnen zu erteilen, gestattete er sich nicht aus Furcht, man möchte dann ihn selbst wieder preisen.

Von Zeit zu Zeit zeigte er ihnen auch den einen oder andern Abschnitt der Regel, mit deren Ausarbeitung er noch immer beschäftigt war. Im November hatte er diese Arbeit vollendet und legte sie ihnen ganz vor.

Die neuen Religiosen unterschieden sich nach denselben von den alten Kanonikern hauptsächlich dadurch, daß sie weniger Zeit auf das Chorgebet verwandten, daß sie den Chorgesang beschränkten, dafür aber sich mehr mit der Seelsorge beschäftigten, sich außer ihrer eigenen Heiligung vorzüglich dem Dienste des Nächsten widmeten, Missionen abhielten und auch für die gute Bildung des heranwachsenden Klerus sorgten. Ein Lieblingswunsch Fouriers war, daß sie die Knaben, wie die Schwestern die Mädchen, nehmen sollten. Er drang jedoch in Rom damit nicht durch.

Sein in achtundfünfzig Kapitel eingetheiltes Werk, von dem fast jede Zeile irgend eine Stelle aus einem Kirchenvater oder hl. Lehrer ist, betitelte er: „*Summarium constitutionum canonicorum regularium congregationis Salvatoris Nostri.*“

Der Name „regulierte Kanoniker“, welche er wählen zu müssen glaubte, um seine Kleriker nicht außerhalb des alten Ordens zu stellen, wurde später in „regulierte Kleriker“ abgeändert; das Wort „Kongregation“ aber deutete auf die Zusammengehörigkeit aller Häuser hin. Sie sollten nicht wie bisher unabhängig von einander sein, der guten Zucht und Ordnung wegen. Den Ausdruck „*Salvatoris Nostri*“ wählte er, weil ihm die Stelle des Apostels Paulus, mit welcher auch alle ihre Briefe beginnen sollten, so gut gefiel: „*Gratia vobis et pax a Deo Patre et Domino Jesu Christo Salvatore Nostro.*“

Aus dem Summarium stellte er eine Reihe Fragen zusammen, welche jeder Novize vor der endgültigen Zulassung zur Reform beantworten mußte. Bischof Maillane ließ ihnen sagen: „Jeder, der danach handelt und lebt, kann heilig gesprochen werden.“

Die feierliche Profess sollte am Feste Maria Verkündigung stattfinden. Ein Jesuitenpater hielt die vorhergehenden Exercitien ab. Fourier selbst wollte die Gelübde nicht mit ablegen, damit man ihn nicht zum Obern wählen könne; er verlangte sehnlichst nach seiner armen Pfarrei. Während der Exercitien zog er sich aber auch in die Einsamkeit zu den Jesuitenpatres zurück. Er legte eine Generalbeichte ab und klagte sich seiner leichten Vergehen unter so vielen Thränen und Seufzern an, daß der Beichtvater sich selber kaum der Thränen erwehren konnte. Dabei war er so besorgt, nichts zu vergessen, daß er seine Beichte auf zwei Tage ausdehnte.

Am Vorabende des Festtages selbst fand er sich bei seinen Novizen ein und fand die zur Profess zugelassenen, die ersten sieben, voller Freude bereit zur Ablegung der Gelübde. Dies geschah mit möglichst großer Feierlichkeit und zwar in die Hände des alten Abtes von Luneville. Dieser hatte sich dazu mit Freude bereit erklärt, wenn gleich Fourier eine Formel anwendete, welche die neuen Ordensmitglieder für die Reform sicher stellte. So war also der Grundstein gelegt, sieben Mitglieder waren für die Reform gewonnen: „Sapientia aedificavit sibi domum ... excidit columnas septem.“ Fourier hatte treu als Lehrer und Erzieher ihnen zur Seite gestanden und hatte sich den Himmelslohn verdient, von dem Daniel spricht:

„Qui ad justitiam erudiunt multos fulgebunt quasi stellae in perpetuas aeternitates.“ D. XII, 3.

„Diejenigen, welche viele zur Gerechtigkeit unterweisen, werden glänzen wie die Sterne in Ewigkeit.“

(Dan. 12, 3.)

13. Ausbreitung der Reform. Fourier krank. Fourier als Bettler. Die neue Soutane.

Bald nach der feierlichen Profess der reformierten Novizen zogen sich die alten Kanoniker samt ihrem Abte in das Privatleben zurück und überließen jenen die ganze Abtei gegen eine jährliche Rente. Somit war der Bestand der Reform in Luneville und auch die äußere materielle Lage, wenngleich sehr dürftig und ärmlich, gesichert. Es war aber auch hohe Zeit; denn Bischof Maillane, ihr Gönner und Förderer, wurde krank und starb 1624, nachdem er noch die Freude erlebt, daß auch in St. Pierremont die Reform eingeführt und in Chaumouzey wenigstens versucht und angebahnt wurde.

Fourier mußte während dieser Ereignisse vielfach seinen Aufenthaltsort wechseln. Erst reiste er nach Mattaincourt, feierte dort Ostern und eilte darauf nach Mirecourt, woselbst seine Schwester, Frau Borlier, am Sterben lag. Von dort rief ihn der Ungehorsam einer Schwester, welche sich die Superiorität angemacht hatte, zu dem Kloster, welches 1621 in Soissons gegründet worden war; die Schlichtung der Angelegenheit nahm indessen Monate in Anspruch.

Er besuchte mittlerweile die andern Klöster und rettete in St. Michel durch sein Gebet eine Frau, die in Geburtswehen schwer daniederlag, vom sichern Tode. In Pont-a-Mousson fand ihn ein Eilbote vom fürstlichen Hofe, der ihn im Namen der Herzogin aufforderte, nach Nancy zu kommen, wo der regierende Herzog Heinrich II. todeskrank geworden. Fourier eilte gehorjam dem Befehle hin, ermahnte aber die Herzogin und die Kinder, erst die heiligen Sakramente zu empfangen und dann mit zu beten. Alle beichteten und kommunizierten. Bevor er der Herzogin die hl. Hostie reichte, sprach er mit erhobener Stimme:

„Hoheit, sehet euren Gott und Richter!“ Die Herzogin war nämlich gewillt, einen alten Erbfolgestreit, der schon gütlich beigelegt worden, der aber ihre Tochter Nikole, die

gegen ihren Willen ihren Vetter, den Prinzen Karl hatte heiraten müssen, unglücklich gemacht, wieder heraufzubeschwören. Sie hatte wohl auch mit dem Heiligen davon gesprochen; dieser aber ihr jedenfalls im Interesse des Friedens abgeraten. Ihr Plan kam jedoch, wenn sie ihn auch nicht hatte fallen lassen, nicht zur Ausführung.

Nach der hl. Messe kniete die Herzogin vor ihm nieder und bat um seinen Segen. Den wollte er ihr aber nicht spenden, kniete deshalb neben ihr nieder und zwang die Herzogin nach Verlauf von fast einer Stunde sich zuerst zu erheben. Dann erklärte er ihr, sie müsse sich in Gottes Willen ergeben, sie solle nicht mehr die Heilung ihres Gemahles erhoffen, sondern möge für ihn um eine glückselige Sterbestunde beten.

Der Herzog starb, beklagt vom ganzen Lande, dem er ein milder und freigebiger Regent gewesen. Unter ihm hatte das Land Frieden genossen; mit Karl IV., seinem ein- undzwanzigjährigen Nachfolger, begann eine Zeit des Krieges und der Not.

Fourier wandte sich vom Sterbebette seines Fürsten nach Pont-a-Mousson und machte dort durch seine persönliche Tugend und Heiligkeit eine bedeutende Eroberung für seinen Orden, den zukünftigen General derselben, den talentvollen Nikolaus Guinet. Derselbe hatte schon als Kind hervorragende Frömmigkeit und im Jünglingsalter eine außerordentliche Neigung zu Bußübungen gezeigt, die ihn zuletzt sehr krank und schwach und zum Studium längere Zeit untauglich gemacht hatten. Nachdem er seine theologischen Studien wieder hatte aufnehmen können, geschah es, daß er Fourier traf, mit ihm verkehrte und, von seiner Tugend hingerissen, sich für den Eintritt in seine reformierte Kongregation entschied.

Kurze Zeit nachher, sechs Wochen nach dem Tode des Herzogs, segnete auch der eifrige Bischof von Toul, Mgr. Maillane, im Alter von vierundvierzig Jahren das Zeitliche. Ihm folgte ein Bruder Karls IV., Nikolaus Franz, für den aber, weil er noch an der Universität von Pont-

a-Mousson studierte, ein Koadjutor das bischöfliche Amt verwaltete. Prinz Heinrich von Lothringen, ein natürlicher Sohn Heinrichs II., der schon Abt der Benediktiner von St. Michel war, erhielt auch noch die Abtei von Pierre-mont.

Um diese Zeit wurde Fourier ebenfalls krank und zwar derart, daß er am Leichenbegängnisse seines bischöflichen Gönners und Freundes nicht teilnehmen konnte und man selbst für sein Leben fürchtete. Am 16. September vermochte er keinen Brief mehr zu schreiben. Von allen Seiten strömten ihm Beweise der aufrichtigsten und wärmsten Teilnahme zu; durch alle Klöster Unserer Lieben Frau ging es wie ein Schrei des Schreckens, und man bestürmte den Himmel mit Bitten um Erhaltung dieses kostbaren Lebens. Seine Pfarrkinder unternahmen feinetwegen eine Wallfahrt nach Nancy; auf einer Fahne ließen sie schon sein Bild malen und ihn darstellen als Triumphator über Hölle und Welt. Die Fahne wurde nach der Abtei des hl. Remigius gebracht und dort in der Bibliothek versteckt, damit sie nur ja nicht dem Diener Gottes in die Hände falle. Dieser entdeckte sie jedoch einige Jahre nachher und erstaunte und erschreckte nicht wenig. Schnell holte er ein Messer, schloß sich ein, und zerschchnitt die Leinwand in unkenntliche Fetzen.

Für dieses Mal besiegte er die Krankheit, erstarbte langsam unter der Pflege der Klosterfrauen von Nancy, welche ihn in ihrer Nachbarschaft einquartiert hatten, und begab sich wieder nach Luneville, woselbst die Sorge für die jungen Kanoniker seit dem Tode des Bischofs Maillane doppelt schwer auf ihm lastete. Er sorgte für alle ihre Bedürfnisse und wachte mit großer Strenge über den innern Geist. Einem der ersten Novizen, Guy-Lemulier, spendet er in einem Briefe großes Lob; handelte demselben gegenüber aber oft ganz anders. Als der junge Priester eines Tages in ein benachbartes Dorf predigen gehen sollte, rief er ihn zu sich auf sein Zimmer und fragte: „Wohin denn?“

„Predigen,“ war die Antwort.

„Seid Ihr dazu etwa fähig? Glaubt Ihr denn ein Verkündiger des Evangeliums zu sein, weil Ihr Doktor der Sorbonne seid? Ihr thätet besser und bliebet in Eurer Zelle.“

Guy-Lumelier gehorchte sogleich. Einige Augenblicke nachher ließ Fourier ihn zurück kommen und sprach: „Gehet mit Gott und vollendet, was Ihr begonnen.“

Zum Beginne des Jahres 1625 kehrte er nach einer Abwesenheit von sechs Monaten nach Mattaincourt zurück. Er wurde mit Jubel und Begeisterung empfangen. Nach einigen Tagen fand er aber, daß sich Unordnungen eingeschlichen hatten; die Wirtshäuser wurden wiederum häufiger besucht und es gab wieder Trinker im Dorfe. Da hielt er zündende Predigten und that dabei folgenden prophetischen Ausspruch:

„Die Zeit ist nicht mehr fern, in der Krieg, Pest und Hungersnot das Land en-völkern werden. . . . Ihr werdet zu euch kommen sehen fremde Völker, deren Sprache ihr nicht versteht, und sie werden eure Häuser niederbrennen, euch daraus vertreiben und den töten, der sich widersezt. Diejenigen, welche entfliehen können, werden bei ihrer Rückkehr mit Entsetzen fragen, wo sie sich verbergen sollen, und die meisten werden den Schmerz erleben, weder Eltern, noch Freunde, noch Nachbarn wieder zu finden. Seht, davon sind wir bedroht zur Strafe für unsere Sünden, und nur Gebet und Besserung unseres Lebens kann uns davor bewahren.“

Von dieser drohenden Gefahr, für welche durchaus noch keine Anzeichen am politischen Himmel zu sehen waren, sprach er auch in demselben Jahre noch zu Pont-a-Mousson bei Gelegenheit einer Einkleidung im dortigen Kloster, und als ihn die Schwestern erschreckt um nähere Auskunft baten, erwiderte er, der kommende Krieg werde sein wie ein Blitzstrahl, welcher am schrecklichsten die Spitzen der Berge trifft, und seine gewaltige Wirkung sollte am härtesten von den Mächtigen empfunden werden.

In Mattaincourt erinnerte er noch öfter während seines Aufenthaltes an die kommende Drangsal. Er riet den Leuten, ihren Wein zu bewahren für die Zeit der Teuerung und sprach zu einem Wirte, der sich beklagte, daß er viel verloren: „Ihr werdet auch noch den Rest verlieren.“ Einem Adeligen, der ein Haus ziemlich teuer kaufen wollte, riet er ab; denn die Häuser würden sehr im Preise sinken.

Drei Wochen später mußte er wieder nach Luneville. Kaum war er in der Abtei angekommen und man wollte ihm gerade eine Erfrischung reichen, da kam der Sakristan und meldete, es sei jemand da, der zu beichten wünsche. Sogleich sprang er auf und rief: „Cibus meus, cibus meus; das ist meine Erfrischung!“ und ging geschwind zum Beichtstuhl.

Bald begann auch die Reform in St. Pierremont; es konnten dorthin Novizen abgesendet werden, und alles bereitete sich zu einem guten Anfang. Als der Heilige eines Tages sich beeilte, um zur Abtei zu gelangen, stürzte er nieder und verletzte sich wieder derartig ein Bein, daß er eine Zeitlang sich pflegen mußte.

Nachdem er vom Bette aufstehen konnte, folgte er den Einladungen der Klosterfrauen von Metz, um zum ersten Male das dortige Kloster zu besuchen. Vier Tage blieb er bei ihnen und wurde natürlich wie ein Gottesgesandter von ihnen verehrt. Damit ihm nicht gänzlich Demütigung mangle, begab er sich eines Mittags zur Abtei des hl. Klemens und bat den Pförtner um etwas Essen. Dieser sagte freundlich, in der Meinung, einen armen Priester vor sich zu haben, er wolle in der Küche einmal nachsehen und kam mit einem Häring auf einem Stück Brot zurück. Herzlich dankend nahm Fourier die Gabe entgegen und trug sie in der Hand durch die Straßen zum Kloster. Dort übergab er sie der Thorschwester, damit sie Brot und Häring einem armen Menschen schenke. Als der Prior von St. Klemens die Geschichte erfuhr und sich bei dem Heiligen wegen der Behandlung

des Bruder Pförtners entschuldigen wollte, war derselbe schon abgereist.

Er hatte den Weg nach Pont-a-Mousson in Begleitung eines Prämonstratenserpaters eingeschlagen. Eine Stunde von Metz kamen sie am Richtplatze vorbei. Beim Anblick des Galgens begann Fourier so heftig zu weinen, daß er kaum ein Wort reden konnte. Auf die besorgten Fragen des Paters entgegnete er:

„Ich weine, weil ich nicht weiß, welche Strafe mir Gott noch aufbewahrt, da er doch zuläßt, daß solche Leute so schmäzlich aufgehängt werden, und daß er mich am Leben läßt, während ich doch unvergleichlich schlechter bin wie sie.“

Sein Begleiter erwiderte, das sei nicht wahr, er dürfe nicht so reden; dem Heiligen aber schien es, als könne er unmöglich niedrig genug von sich denken und sprechen.

Während er wieder in Mattaincourt weilte, verlangte der Abt von Domèvres auch die Reform in seiner Abtei einzuführen. Von Luneville aus wurden Kleriker hingesandt, die mit großer Bereitwilligkeit empfangen wurden. Zum Noviziat daselbst strömten immer mehr Studenten von der Universität hin. Ein Professor der Rhetorik im Kolleg beklagte sich deshalb einmal beim Heiligen, worauf ihm dieser gleich zu Füßen fiel und ihn um Verzeihung bat, als habe er ihm ein Unrecht angethan. Der bestürzte Professor kniete nun seinerseits nieder und suchte Fourier aufzurichten; worauf dieser sprach:

„Betrachtet sie immerhin als die Curigen, ich werde sie Euch zurücksenden. Sie sind noch nicht durch die Gelübde verbunden und sollen ihren Fehltritt gut machen.“

Durch soviel Demut und Selbstverleugnung besiegt, antwortete der Jesuitenpater: „Da Ihr sie einmal habt, so haltet sie nur fest.“

Während er wieder in Luneville verweilte, sandten die Schwestern von Nancy eine neue Soutane, denn seine alte schien ihnen sehr, sehr abgetragen. Aber sie war fein gearbeitet und von etwas feinem Stoffe. Der Heilige zeigte

sie den Klerikern, wendete sie mit Ekel um und um und sagte:

„Da seht eine Soutane, die man mir zum Geschenk gemacht hat! Was für einen netten Menschen würde ich vorstellen, wenn ich die trüge.“ Dann ließ er sie zur Erde fallen, hob sie mit dem Fingerspitzen auf, als ob er eine Schlange anfassen müßte und rief:

„Ich wollte eher sterben als einen Religiösen ein Kleid von solch weltlicher Fagon tragen sehen.“

Im Andenken daran, welchen Streich einst der Kleiderhochmutstempel den Schwestern in Mattaincourt gespielt hatte, rief er bei der ersten Reise, die er darauf nach Nancy machte, die Oberin in das Sprechzimmer und tadelte sie in starken Ausdrücken, ja forderte eine Schere, um die Soutane, die teilweise mit Seide gearbeitet war, aufzutrennen. Die Schwester aber, welche sie zurechtgeschnitten, ließ er lange auf den Boden knien, um ihr den modernen Schnitt für alle Zukunft zu verleiden.

Auf diese und ähnliche Weise bewies er, daß ihn nicht der Erfolg und der äußere Glanz blendete, und daß er nicht von dem inneren Geiste einbüßte, ja denselben immer mehr befestigte und kräftigte, je nötiger dies erschien dem äußeren Anwachsen seiner Kongregationen gegenüber. Diese Handlungsweise allein legt Zeugnis von den Fortschritten ab, die er selbst im geistlichen Leben machte, und zeigt uns, wie mit seinen großen Unternehmungen die Gnade und die Kraft Gottes auch ihn selbst immer höher in der Vollkommenheit erhob.

„Der Pfad der Gerechten ist wie ein glänzendes Licht; es schreitet voran und wächst bis zum vollendeten Tag.“

(Spr. 4, 18.)

14. Zwei Heilungen. Wetteifer der Abteien von Luneville und St. Pierremont.

Während der Heilige wieder längere Zeit in Luneville verweilte, kam ein Kanonikus aus einer fremden Abtei, der sich mit seinem Abte überworfen hatte, und bat um Gastfreundschaft. Er war entflohen, weil der Abt ihn, um seiner skandalösen Aufführung ein Ende zu machen, hatte einsperren lassen. Jetzt wollte er nach Nancy, um beim Hofe Klage gegen seinen Obern zu führen.

Fourier nahm ihn dennoch freundlich auf, um ihn auf bessere Gesinnung zu bringen. Er hörte ruhig seine Klagen an und stellte ihm dann vor, daß sein Abt doch bei Hofe in einem günstigeren Lichte erscheine, als er ihn jetzt schildere, und daß dem Hofe daran gelegen sein müsse, keinen Geist der Rebellion aufkommen zu lassen. Er riet ihm endlich in milden Ausdrücken, seine Pläne fahren zu lassen; denn sie könnten ihm gar leicht nur Beschämung und Strafe eintragen. Der Kanoniker bestand jedoch auf seinem Sinne und hielt auch noch fest an seinem Vorhaben, als der Heilige die ganze Nacht durchwacht und für ihn gebetet hatte. Da las ihm Fourier einige Rechtsartikel vor, welche über solche Flüchtlinge handelten, und citierte einen Heiligen, welcher verbot, solche in den Häusern seines Ordens zu beherbergen. Darauf fügte er in strengem Tone hinzu:

„Jetzt bleibt Euch nichts anderes übrig als dieses Haus zu verlassen. Da habt Ihr sechs Sous, welche die Pères Euch geben; mehr braucht Ihr nicht zu erwarten.“

Von diesen harten Worten des sonst so gütigen Heiligen wurde der Kanoniker betroffen. Er ging in sich, bekannte sein Unrecht und äußerte, er wolle wieder zu seinem Abte zurückkehren, wenn Fourier so gütig sei und ihm eine Empfehlung mitgebe. Darauf hatte dieser nur gewartet und stellte ihm ein Schreiben zu, mit welchem er sehr gut aufgenommen und, weil er auch wirkliche Besserung zeigte, milde behandelt wurde.

Dies geschah im Mai 1625; um die Mitte desselben Monates kam ein anderer Religiose nach Luneville, ein Pater Jagot der Gesellschaft Jesu. Derselbe war in dem keckerischen Badonviller den anstrengenden Missionsarbeiten fast erlegen; ein Geschwür an der Kehle zwang ihn, seine Arbeiten aufzugeben, und die Ärzte vermochten ihm nicht zu helfen. Er wollte nach Nancy reisen, um dort Hülfe zu suchen, kam aber bloß bis Luneville. Hier mußte er bleiben, und die Ärzte gaben ihn auch hier verloren. Da er nicht in einem Gasthause sterben wollte, so begab er sich zur Abtei des hl. Remigius und wurde von den Religiosen sehr freundlich empfangen und aufgenommen.

Fourier fand den Kranken, welchen er oft besuchte, zuletzt ganz niedergeschlagen und ohne Sprache. In einem Momente, da niemand im Zimmer war, trat er an das Bett und sprach: „Ich bitte Ew. Hochwürden, die Beichte einer armen, sündigen Seele zu hören.“

Der Kranke wehrte ihn mit ablehnenden Zeichen ab; aber Fourier bat dringender:

„Ich bitte, erweist diese Liebe einer armen, sündhaften Seele; es ist ein armer Sünder, der Ew. Hochwürden darum bittet.“ Der Pater wollte aber nichts mehr davon hören, und Fourier, der sich nun genug gedemüthigt hatte, um vor den Augen Gottes Gnade finden zu können, ging zu den Religiosen und forderte sie auf, sich ins Gebet für den Kranken zu begeben. Er selbst begab sich zur Kirche und verweilte die ganze Nacht vor dem Allerheiligsten. Dort kam am Morgen ein Religiose zu ihm, um ihm mitzutheilen, daß Pater Jagot vollständig geheilt sei. Jede Spur der eiternden Wunde war verschwunden, und der Kranke fühlte sich, trotzdem er drei Tage hindurch keine Nahrung mehr genossen, ganz kräftig und wohl. Er bezeugte laut, es sei ein Wunder an ihm geschehen, und dies habe er dem Gebete des Heiligen zu verdanken; dieser habe ihn gerettet und er werde das überall verkünden. Fourier beschwor ihn vergeblich, doch nicht so was zu sagen; denn

niemand möchte es ihm glauben; die Religiosen hätten durch ihr eifriges Gebet seine Heilung erlangt.

„Cure Bescheidenheit,“ erwiderte Pater Jagot, „mag sich wehren, so lange wie Ihr wollt; ich werde niemals anders glauben und aussagen, als daß Ihr mir das Leben gerettet habt.“

Beide Männer sollten noch mehr Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen und einander gute Dienste zu leisten, und zwar geschah dieses bei Gelegenheit einer Mission in Badonviller, von der bald die Rede sein wird.

Vorläufig jedoch widmete sich Fourier mehr seinen Klerikern. Es herrschte zwischen den Abteien von Luneville und Pierremont ein edler Wettstreit. Letztere wurde in einem Briefe von Fourier sehr gelobt; die Religiosen erwiderten den etwas scherzhaften Ton ihres geistlichen Vaters mit einer Ruhmesepistel auf Luneville von gleicher Färbung. Darauf replizierte der Heilige mit Wit und Laune:

„Wie habe ich besser die Wahrheit jener Worte eingesehen, welche St. Augustin über den 118. Psalm schreibt: Homo quod in seipso agitur de aliis suspicatur, als da ich Euren vortrefflichen Brief las . . . dieses „englische Leben“ und die andern schmückenden Beiworte, welche Ihr dem Hause von Luneville beilegt, beruhen nicht auf Wahrheit, sondern Ihr malt sie Euch nur aus, weil sie bei Euch zu Hause sind.“

Diese frohe, muntere Stimmung wurde noch erhöht durch einen bedeutenden Zuwachs von neuen Kräften. Unter anderen meldeten sich um diese Zeit zum Eintritt zwei junge Studenten von Pont-a-Mousson, ein Lyceist und ein Theologe. Der Lyceist hieß Johannes Bedel, „ein starker Junge von etwa zwanzig Jahren“, wie Fourier schreibt; dieser sollte sein erster Biograph werden.

„O quam bonum et quam jucundum habitare fratres in unum!“ „O wie gut und schön ist es, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen.“! (Ps. 132, 1.)

15. Die Abtei von St. Nikolas. In Verückung. Die keherischen Weiber.

Niemals hatte unser Heiliger lange Ruhe; anfangs Juli mußte er nach La-Mothe reisen, um eine dortige Kommunität von Schwestern in seine Kongregation aufzunehmen. Das Volk, welches ihn noch nicht gesehen hatte, lief aus allen Dörfern herzu, um „den Heiligen der Ordensschwestern“ zu sehen. Eine Edelfrau bemächtigte sich seines Taschentuches, als ihm dasselbe entfallen war und stellte ihm dafür ein neues zu. Das feinnige trug sie aber stets, wenn sie zu den hl. Sakramenten ging, wie eine Reliquie auf der Brust. Mitten unter vielen andern Arbeiten nötigte ihn der Graf von Vandemont, Prinz Karl von Lothringen, auf Anstiften der Jesuitenpatres, besonders jenes eifrigen und sehr gelehrten und geschickten Paters Jagot, sich an der Mission in Badonvillers zu beteiligen. Die Einwohner des Ländchens, eines ehemaligen kleinen deutschen Fürstentums, waren fast durchweg dem Calvinismus ergeben. Die jetzige katholische Regierung hatte die häretischen Prädikanten verjagt, aber es kostete den katholischen Priestern große Mühe, sich bei dem erbitterten Volke Gehör zu verschaffen. Deshalb sollte Fourier mit. Seufzend und unfähig, der moralischen Nötigung des Prälaten zu widerstehen, ließ er alles andere im Stich und reiste mit Pater Guinet ab. Doch mußte er bald wieder zurückkehren; die Angelegenheiten der beiden Kongregationen forderten zu dringend seine Anwesenheit. In Luneville ließ er Johannes Bedel einkleiden und Pater Guinet feierliche Profess machen und begab sich darauf nach Verdun.

Er war von der bischöflichen Behörde angegangen worden, in der Abtei des hl. Nikolaus dortselbst ebenfalls die Reform einzuführen. Im September kam er an und fand die alten Kanoniker halb und halb willfährig, so daß am 12. September ein Abschluß der schwebenden Verhandlungen stattfinden und Fourier mit seinen Freunden Besitz

von der Kirche nehmen konnte. Über Nacht aber, und während die vom Heiligen erbetenen Kleriker erwartet wurden, schlug plötzlich die Stimmung um; die alten Kanoniker schlossen die Thüren und wollten von keiner Räumung der Abtei und Kirche wissen. Sie sangen in der Kirche ihre Terz, Sext, Non und Komplet und zeigten sich voll Mißtrauen und Feindseligkeit. Am folgenden Sonntag aber öffneten sie, ohne daß irgend eine Verständigung vorhergegangen war, die Sakristei, legten ihre besten Paramente aus, ließen Fourier das feierliche Amt halten und waren zu dessen allergrößtem Erstaunen wie umgewandelt. Er traute seinen Augen und Ohren nicht; das Gewitter hatte sich so vollständig ausgetobt, daß auch keine Spur mehr verblieben war. Mit dankerfülltem Herzen konnte er nun seine Religiösen einführen.

Nach Erledigung mehrerer anderer Geschäfte zog er im Oktober wieder nach Badonvillers. Diesmal nahm er an Stelle von Pater Guinet den Novizen Johannes Bedel mit, welcher auf diese Weise Augenzeuge der von ihm später beschriebenen Missionsthätigkeit des Heiligen wurde. Zwei Jesuitenpatres begleiteten ihn ebenfalls, die Patres Jagot und Abraham. Obgleich diese viel jünger waren, benahm er sich gegen sie wie ein Untergebener und bewies ihnen auf jede Weise, sie mochten sich sträuben wie sie wollten, öffentlich und geheim eine tiefe Ehrfurcht.

Schließlich brachten sie ihn ein wenig zur Mäßigung in diesen Äußerungen seiner Demut dadurch, daß sie ihn hinwiesen auf das Gerede der vielen Feinde der Jesuiten, welche wieder, wie so oft, der Gesellschaft Ehrgeiz, Eifersucht und Mißgunst gegen das Verdienst anderer Gesellschaften vorwerfen würden, wenn er fortführe, sich als ihr Untergebener aufzuspielen. Dafür machte er sich zum Untergebenen seines Novizen Bedel, that nie etwas ohne dessen Gutheißung und bat ihn eines Tages fußfällig um Verzeihung, daß er notgedrungen einem Boten in seiner Abwesenheit ein Trinkgeld gegeben.

Den Segen für seine Missionsthätigkeit suchte er durch glühendes Gebet von Gott dem Herrn zu erflehen.

Als eines Tages mehrere angesehenere Personen ihn zu sprechen wünschten, klopfte Frater Bedel mehrmals vergeblich an seine Thüre. Da er keine Antwort erhielt, öffnete er und trat mit der Vermutung, Fourier sei wohl im Hinterzimmer, ein. Doch als er in die Mitte des Zimmers gekommen war, fand er ihn am Fuße des Bettes knieend im Gebete versenkt; sein Angesicht strahlte von überirdischer Glut. Längere Zeit blieb Bedel stehen und wagte weder zu stören noch ohne Ausrichtung des ihm gewordenen Auftrages wegzugehen. Endlich zog er letzteres vor, stolperte aber über ein Brett des Fußbodens und brachte dadurch den Heiligen aus der Ertause zu sich. Die Beschämung, daß er so entdeckt worden war, merkte Bedel an ihm noch ein paar Wochen lang; er ließ sich aber nie mehr von ihm überraschen.

Doch merkte dieselbe wunderbare Glut noch einmal während dieser Mission sein Schüler Jean Etienne, welcher mit einer Botschaft für ihn nach Badonvillers gekommen war und ihm bei der hl. Messe diente. Er sah seine Thränen fortwährend fließen, sein Antlitz in Flammenglut und sein Haupt umgeben von leuchtenden Strahlen. Mit solcher Inbrunst betete er für die Seelen, denen er Gottes Wort verkünden sollte.

Mit allem Eifer ergab er sich aber auch der äußeren Missionsthätigkeit. Er begann mit den Werken der Nächstenliebe, besuchte die Kranken und Armen, tröstete, half und beschenkte sie mit dem, was ihm aus den benachbarten Abteien zugesendet wurde. In der Kirche versammelte er die Katholiken und Ketzer und erbaute sie sowohl durch seine Frömmigkeit am Altare und durch die Würde des Gottesdienstes, als auch durch seine einfache Predigtweise. Zu andern Zeiten rief er die Kinder zusammen, erklärte ihnen den Katechismus und lehrte sie beichten. Da kniete er in ihrer Gegenwart nieder und machte ihnen alles vor, was zur hl. Beicht gehörte. Seine Demut konnte er bei ihnen

so nach Herzenslust üben, daß er sie bat, sie möchten ihm befehlen, sich zu bedecken, sonst hätte er es nicht gethan. Die Patres, welche ihn fleißig beobachteten, wollten ihm dergleichen abreden, weil er dadurch seinem Ansehen schade; aber einen solchen Grund erkannte Fourier niemals an.

Die Keger, welche ihn noch nicht genügend kannten, aber den Eifer sahen, mit welchem er der Irrlehre immer mehr Boden entzog, großten ihm anfänglich sehr. Eine Frau schrie ihm auf offener Straße die gröbsten Schmähungen ins Gesicht und warf sogar mit Steinen nach ihm. Fourier sah das zornige Weib, ohne seinen Schritt zu beschleunigen, mit einem milden, mitleidigen Lächeln an, und dies ging der Frau so zu Herzen, daß ihr die Schimpfworte auf den Lippen erstarben, die Steine aus der Hand fielen, und sie sich bald darauf bekehrte.

Ein anderes Mal aber lief die Sache nicht so glatt ab. Er hatte ohne es zu wissen und zu wollen, die Weiber der Pfarre in einer Predigt beleidigt, zog es aber diesmal vor zu fliehen und lief, was er konnte. Die Weiber verfolgten ihn bis weit vor die Stadt hinaus. Dort gewann er den Wald und ließ sich unter einer großen Eiche niederfallen. (Später hat man ihm an dieser Stelle eine Statue errichtet.) Die Weiber verloren seine Spur und zogen schimpfend nach Hause zurück. Fourier erhob sich und machte mit dem Finger, um seinen brennenden Durst zu löschen, ein kleines Löchlein in der Erde, aus dem sofort eine Quelle entsprang. Als die grollenden Weiber aber unterdessen wieder in die Stadt eintraten, fanden sie den Heiligen zu ihrer grenzenlosen Überraschung schon wieder in einer Predigt vor dem Volke begriffen. Da begannen sie denn doch nachdenklich zu werden und Einklehr in sich selbst zu halten.

Als er eines Tages die Einwohner in großer Anzahl aus einer häretischen Predigt heimkehren sah, brach er plötzlich in heftiges Weinen aus. Ein angesehenener Bürger, welcher glaubte, er sei unwohl geworden, bot ihm sein Haus an, wenn er der Pflege bedürfe. Der Heilige lehnte dankend ab. „Ich weine,“ sprach er, „weil ich sehe, wie diese

Armen so schmäzlich getäuscht werden, und weil ich sehe, wie die Bürger Eurer Stadt mit solchem Eifer der Hölle zurennen.“

Allmählich gewann seine Liebe, die Reinheit seiner Sitten, die Klugheit seines Benehmens, die Sanftmut, wodurch er sich so vorteilhaft von den kezerischen Predigern unterschied, Einfluß auf die Gemüther. Eine Frau aus dem Volke sagte: „Das ist einer der Gerechten, von denen die hl. Schrift redet.“ Man bezeugte ihm Hochachtung und Verehrung, gewann ihn lieb und kam zu seinen Predigten. Das war die Hauptsache; denn man konnte seinen begeisterten, von wahrhaftiger Glaubensfreudigkeit durchdrungenen Worten, seinem tiefen Wissen und seiner Überredungsgabe nicht gut widerstehen. Gegen die Einwürfe der Häretiker entfaltete er eine Dialektik und Logik, die sie alle besiegte. Seine Begleiter kannten noch nicht seine eminente Gelehrsamkeit und wunderten sich immer über seine von Tag zu Tag mehr hervortretende Wissensfülle. Als Pater Jagot ihn einmal überredet hatte, in einem Disput mit ihm zur Übung der Kontroverse zum Scheine die Stelle eines Häretikers zu vertreten, während er selbst ihn überzeugen und bekehren wolle, entwickelte Fourier eine solche Leichtigkeit in der Disputation und eine solche Gewandtheit in der Dialektik, daß Pater Jagot nach Verlauf einer Stunde aufhörte und ausrief: „Ich wollte mir lieber beide Ohren abschneiden lassen, als mit einem solchen Hugenotten zu thun haben.“

Fourier zog sich schnell in sein Zimmer zurück, indes sein in die Enge getriebener Gegner ganz glücklich war, auf diese Weise einen gründlichen Einblick in die Gelehrsamkeit und Schlagfertigkeit des Heiligen gethan zu haben.

Am Schlusse der Mission waren in der Pfarrei von Badonvillers wieder gute katholische Zustände hergestellt; viele Hugenotten hatten sich bekehrt, die übrigen waren ausgewandert. Die Gemeinde bewahrte lebhaft das Andenken an ihren Missionär und errichtete später eine Bruderschaft unter seinem Schutze und seiner Anrufung. Es wurde ein

guter Pfarrer bestellt, und Fourier reiste mit seinen Gefährten ab. Das Jahr 1625 neigte sich seinem Ende zu; es war ein sehr segensreiches für ihn und seine beiden Kongregationen gewesen. Die weibliche Genossenschaft hatte sich noch weiter nach Frankreich ausgebreitet und mehrere innere Gefahren glücklich überstanden; die Kongregation vom allerheiligsten Erlöser war nun begründet in den berühmtesten Abteien Lothringens: in Luneville, St. Pieremont, Domèvres und Verdun.

„O quam speciosi pedes evangelizantium pacem!“

„O wie schön sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen!“ (Jf. 52, 7.)

16. Trübe Zeiten. Guinets Priesterweihe. Heroische Tugendübungen. Dämonische Erscheinungen.

Die folgenden Jahre waren nicht sehr trostreich. Es herrschte Not und Teuerung im Lande, lange Regengüsse hatten die Ernte verdorben, es fehlte an Getreide und Brot. Zwei Patres, welche 1626 von Luneville nach Nancy reisten, konnten in der letztgenannten Stadt kein Brot erhalten. Fourier und die Novizen hatten mit Not und Sorge zu kämpfen, sie mußten Geld leihen und von der Hand in den Mund leben.

Fourier lag es aber sehr am Herzen, daß deswegen nicht der gute Geist in den Häusern Schaden leide. Der Mutter Isabella schrieb er:

„Hütet Euch vor Kleinigkeiten! Als ich den Boten, den Ihr zu mir geschickt, fragte, ob Ihr noch genug Getreide hättet, sagte er, so und so viel. Ich fragte ihn, woher er dies wisse, und da gab er zu Antwort: Ich gehe es oft reinigen, weil der große Speicher voll Staub ist. — Wie lange hältst du dich denn dort auf? — Ungefähr zwei Stunden. — Und wie denn? — Ich werde eingeschlossen. — Und er fügte hinzu, daß eine Schwester, wenn er nicht irre,

ihm Essen hinaufbringe. — Haben sie einen schönen Garten? — Ja. — Wer pflegt ihn? — Ich selbst, so schlecht und gut als es gehen mag, denn ich verstehe nicht viel davon. — Gehst du oft hinein? — Ziemlich oft.

„Der Kleine hat gut geantwortet . . . aber es ist nicht gut, daß ihr ihn zu diesen Arbeiten verwendet. Ihr habt genug starke Schwestern, welche das Getreide reinigen und den Garten bebauen können. Ich bitte Euch also, daß ihr weder diesen Knaben noch irgend einen andern die Klausur ohne Nothwendigkeit oder ausdrückliche Erlaubnis des Bischofs oder seines Stellvertreters betreten laßt.“

Viele Sorge bereitete ihm auch eine Schwester in St. Michel; man meinte schon, sie sei vom bösen Geiste besessen. Er aber sagte, es sei der Teufel des Hochmutes und der Widerseßlichkeit in sie gefahren, und sann vergebens, wie er der Hartnäckigen beikommen könne. Sie mußte vorläufig anderswohin geschickt werden.

Er schrieb den Schwestern auch vor, sie sollten sich bei der Beichte kurz fassen. Es gäbe Leute, die hätten allerlei bösen Gedanken, daß die Schwestern so viel und lange mit den Priestern zu thun hätten. Sie müßten sich derart kurz ausdrücken im Beichtstuhle, daß der Beichtvater mit dreißig bis vierzig in der Stunde fertig werden könne und nachher mit keiner mehr etwas zu verhandeln habe. „Ich selbst,“ fügte er bei: „habe mich in diesem Punkte auch bekehren lassen und beschränke mich auf das Nothwendigste. Das allgemeine Bekenntnis fällt ganz aus und ich sage nicht einmal mehr: „Betet zur Buße 2c.“ sondern gebe sie kurz an: Veni Creator, oder Pater noster, Ave Maria. Jede Schwester versteht mich und weiß, daß damit die Buße genannt ist.“

Im April erfreute er sich des Trostes, Nikolaus Guinet zum Priester geweiht zu sehen; nach damaligem Gebrauche feierte dieser seine Primiz aber erst nach längerer Vorbereitung und zwar anfangs Juni. Merkwürdig ist Fouriers Anweisung über den ihm als sehr fromm und eifrig bekannten Guinet an dessen Novizenmeister vor der Gelübde-

ablegung. Er befürchte, schrieb er, daß Guinet auf seiner bisherigen Strenge hartnäckig bestehen würde. Deshalb beauftragte er den Novizenmeister, seinem Novizen bei Empfang dieses Briefes seine Bußgürtel, Geißeln u. s. w. abzufordern und ihm alle Bußübungen für die Zukunft strenge zu untersagen. Ferner solle er demselben acht Tage lang bei jeder Mahlzeit eigens Braten, Wein und bessere Zukost vorsetzen lassen. Bei den geistlichen Konferenzen solle er ihm einen Lehnstuhl als Ehrensitz anweisen und ihn beauftragen, das Gespräch zu eröffnen und die Fragen vorzulegen, gleich als habe er dabei den Vorsitz zu führen. Der Novizenmeister solle ihn bei alledem gut beobachten. Würde Guinet sich freudig und ohne Widerrede allen Anordnungen unterwerfen, so dürfe er zur Ablegung der Gelübde zugelassen werden. Würde er hingegen den Novizenmeister überlaufen und ihn mit Bitten bestürmen, daß er seine frühere strenge Lebensweise fortsetzen dürfe; würde er wegen der anbefohlenen Milderung seiner Strenge traurig und trübsinnig oder verlange er mit Ungestüm seine Bußwerkzeuge: dann sollte er ohne weitere Anfrage entlassen werden; denn es liege dem Orden mehr daran, folgsame, als gelehrte Mitglieder zu haben.

Der junge Priester sollte der Kongregation noch wichtige Dienste leisten; vorläufig verwaltete er das Amt eines Novizenmeisters. Im folgenden Jahre wurde er mit Vater Lemulier nach Rom gesendet, um dort die Angelegenheiten der Kongregation und die Wirkung der päpstlichen Approbation zu betreiben; später wurde er Generaloberer.

Auch konnte Fourier in diesem Jahre noch Frauenklöster in St. Meneshould und in Luxemburg errichten.

Am Feste des hl. Augustinus empfing der junge Prinz Franz Karl von Lothringen, der noch an der Universität seinen Studien oblag, nach damaligem Gebrauche den Kardinalshut. Fourier mußte mit andern Geistlichen bei der Gratulation erscheinen und wurde genötigt, den Redner zu machen. Wie sehr er sich auch vorher gesträubt und in seiner Demut gerne in einem Winkel verborgen hätte,

so sagte er doch, da er endlich genötigt wurde, das Wort zu ergreifen, dem jugendlichen Kardinal statt überschwänglicher Beglückwünschung gar ernste Wahrheiten.

„Eminenz,“ sprach er, „alle Welt jubelt über die Ernennung Eurer Hoheit zur Würde eines Kardinals. Überall erblickt man Freudenfeuer, vernimmt man den Gesang des Te Deum und das harmonische Geläute der Glocken. Indessen, Monseigneur, haben wir uns damit begnügt, im stillen unsere Dankgebete Gott dem Herrn aufzuopfern. Und wenn Ew. Hoheit erlauben, so gestehe ich, daß wir auch nicht im Sinne haben, mehr zu thun, bis wir durch die Stimme der öffentlichen Meinung vernehmen, daß Ew. Hoheit den Anforderungen entsprechen, welche die Kirche an Euch stellt in Bezug auf die Verwaltung der Diözese. Wenn wir euch, gnädiger Herr, in die Fußtapfen eines hl. Karl Borromäus könnten treten sehen und dadurch mit Ehre und Ruhm die Würde eines Bischofes und Kardinals tragen, dann würde, und das ist sicher, nichts unserer Freude gleichkommen.“

Der Kardinal nahm diese ungewöhnliche Gratulation gut auf und bewahrte dem Manne Gottes ein dankbares Andenken.

Neue Prüfungen ließen indessen nicht lange auf sich warten. In St. Nikolas brach die Pest aus und raffte vier Ordensfrauen weg, und in seiner Pfarrei zeigten sich Fälle von dämonischer Einwirkung auf manche Pfarrkinder, deren Zahl sich stetig vermehrte. Er selbst wurde von einer Krankheit befallen, die ihn vierzehn Tage lang ans Zimmer fesselte. Von Nahrung nahm er während dieser Tage nur zweimal etwas Suppe zu sich. Und als er ein anderes Mal gegen acht Uhr Abends einen Apfel und ein Stück Brot in der Hand hielt und eben zur Kollation nehmen wollte, fiel ihm ein, daß jetzt gerade seine Mitbrüder ihr Gebet verrichteten. Da legte er auch dieses weg, kniete nieder und betete, anstatt sein Abendbrot zu nehmen.

Ein großer Trost war es ihm, als er gegen Ende des Jahres 1627 endlich einen lang gehegten Plan der

Verwirklichung entgegenreifen sah, die Eröffnung eines schon lange in Angriff genommenen Seminars für seine jungen Scholastiker und Studenten, und zwar neben der Universität zu Pont-a-Mousson. Im November zog er nach Überwindung vieler Schwierigkeiten ein. Am Montag, den 13. Dezember, wohnten die Studenten, sechs an der Zahl, einer feierlichen Messe zu Ehren des hl. Geistes bei und wurden dann gleich zur Klasse geführt, um das Studium der Logik zu beginnen. Die Jesuitenpatres, von denen etliche früher Schwierigkeiten gemacht hatten, kamen dem Stifter jetzt freundlich entgegen, der Rektor und der Kanzler der Universität überhäufte ihn und die Seinigen mit Beweisen von brüderlicher Gesinnung.

Fourier blieb einige Zeit im Seminar und erteilte seinen Studenten Nachhülfe in der Philosophie, weil sie hinter den andern noch zurück waren, und zwar bewährte er sich als ein so guter Lehrer und wußte noch so genauen Bescheid nach jeder Seite hin, daß die Schüler, welche wußten, daß er seit vierzig Jahren von Philosophie wohl kaum mehr etwas studiert oder gelesen hatte, sich nicht genug wundern konnten.

In dem neu gebauten Hause wurden aber alle krank; er mußte sie vielfach pflegen und that es mit mütterlicher Zärtlichkeit. Im Anfange fehlte es ihnen noch an Büchern und Meßgeräten und manchen andern Dingen; da sie auch keine Schelle besaßen, mußte einer von Thüre zu Thüre gehen, um sie zur Kirche, zur Klasse und zum Essen zu rufen. Als Fourier vernahm, daß in Pierremont noch eine alte unbenußt liege, erbat er sich diese. Jeden Sonn- und Feiertag hielt er mit den Seinigen ein Hochamt und feierliche Vesper, und die Kleriker führten dazu die Choralgesänge aus. Vor allen andern leuchtete er ihnen durch sein Tugendbeispiel stets aufs neue voran und bot so ihren Seelen größern Nutzen, als ihrem sonstigen Streben.

Als er ihnen am Vorabend des Weihnachtsfestes die Punkte für die Betrachtung angeben wollte und gesprochen: „Im ersten Punkte betrachten wir, wie groß die Güte

Gottes gegen uns in diesem Geheimnisse ist; konnte er nicht mehr weiter reden und wiederholte nur mit erstickten Seufzern: „Mein Gott, wie gut bist Du! Mein Gott, wie gut bist Du!“ Seine Religiosen wurden dadurch mehr zu ähnlichen Akten der Liebe angefeuert, als durch eine lange Betrachtung.

Seine Demut zeigte sich bei einer andern Gelegenheit in naivster Weise. Er wohnte einer öffentlichen Disputation der Jesuitenzöglinge bei. Da hörte er plötzlich seinen Namen nennen und zwar begleitet von feurigen Lobsprüchen. In der Überraschung und vor Schrecken über diesen öffentlichen Ehrenerweis sprang er auf, warf sich auf den Boden und verbarg sich unter einer Bank. Die glänzende Versammlung, welche sich eingefunden hatte, konnte sich ihrerseits kaum von der Überraschung und dem Erstaunen über solch einfältige Tugend erholen.

Im folgenden Jahre sah es gerade nicht sehr tröstlich in den verschiedenen Häusern aus. In St. Pierremont wurden die Religiosen von den Pächtern des gar nicht oder übel beratenen, an der Universität noch studierenden Kardinals auf jegliche Weise übervorteilt und gequält. Fouriers Gesundheit war unbeständig und schwach, weil er von seinen Strengheiten gar nicht lassen wollte. Er duldete im Winter keine Bettdecke, kein Feuer im Zimmer, und löschte dasselbe einstmals mit Wasser aus, blieb auch den ganzen Tag in dem raucherfüllten Zimmer, ohne ein Fenster zu öffnen. Vier Monate lang lag er schließlich zu Nancy krank darnieder.

Da in den einzelnen Häusern wegen Muthülfe verschiedener Art zu wenig Priester waren, so ließ er Pater Lemulier von Rom zurückkehren; denn die Verhandlungen zogen sich in der ewigen Stadt sehr in die Länge; ihr Ende war noch nicht abzusehen. In St. Michel starb im September eine der tüchtigsten Stützen der weiblichen Genossenschaft, die weise und vom Stifter sehr wertgeschätzte Mutter Isabella.

Um seine Häuser des göttlichen Schutzes mehr und mehr zu versichern, führte Fourier zu dieser Zeit in allen

das vierzigstündige Gebet ein, welches bis dahin nur wenig bekannt war. Die außergewöhnliche und zu frommer Andacht stimmende Feier zog auch viele Weltleute an und hatte vielen Segen zur Folge.

Fourier selbst aber begab sich nach seiner Genesung mit schwerem Herzen nach Mattaincourt. Dort hatten sich die dämonischen Erscheinungen an vielen Personen, es waren fünfundsachtzig, gezeigt und breiteten sich wie eine Seuche aus. Es waren kaum einige Männer oder Knaben, fast alle junge Mädchen und einige Frauen.

„Sie grunzten wie Schweine, bellten wie Hunde“ und vollführten auch beim Gottesdienste seltsamen und schreckhaften Spektakel, lästerten, heulten und fluchten. Etwa zwanzig hielt der Heilige selbst für beseßen: zu der Krankheit der übrigen hatte jedenfalls der Aberglaube der Zeit beigetragen. Dieser unglückliche Zustand der Pfarrei währte zwei Jahre; da legte sich (1629) die weltliche Gewalt ins Mittel und ließ drei oder vier der schlimmsten, während Fourier in Nancy schwer daniederlag, als Hexen hinrichten. Man kann sich den Seelenzustand des auf solch' schwere Weise geprüften, eifrigen Pfarrers denken. „Wegen die Hoffnung“ mußte er hoffen; niemals betete er inniger und vertrauensvoller die Schlußworte des Te Deum:

„In te Domine speravi, non confundar in aeternum.“

„Auf Dich, o Herr, habe ich meine Hoffnung gesetzt, ich werde ewig nicht zu Schanden werden.“

18. Guinet Generaloberer. Widerstand der Bischöfe. Pest und Hungersnot.

Mitten unter allen Trübsalen kam ein Brief des Pater Guinet aus Rom mit der Kunde, die Bullen, welche die Bestätigung beider Kongregationen enthielten, seien in seinen Händen. Diese Nachricht war ein Lichtstrahl in dunkler Nacht. Der Schreiber kam bald selbst und langte

nach zwanzigmonatlicher Abwesenheit gegen Weihnachten bei dem „guten Vater“ in Mattaincourt an. Als er nach der ersten Begrüßung die Bullen hervorholte und sie auf den Tisch legen wollte, hielt ihn Fourier zurück und rief: „Nein, mein Gott, mein Gott, welch ein Segen! Halt, ich bitte, profaniert sie nicht, indem Ihr sie auf einen unbedeckten Tisch legt!“

Und er ließ schnell von einem Knaben reine Servietten aus dem Dorfe holen, — er selbst hatte ja keine — breitete dieselben auf dem Tische aus, nahm dann die Bullen, eine nach der andern, ganz ehrerbietig und legte sie auf die Leinwand.

„Wenn wir Seide, Sammet oder Goldstoff hätten,“ sprach er, „würden wir sie jetzt gebrauchen; denn diese Documente kommen vom Stellvertreter Christi auf Erden.“

Dem Vater Guinet gegenüber wußte er sich vor Freude und Dankbarkeit nicht zu fassen.

„Wenn es in unserer Genossenschaft,“ sagte er, „Gebrauch wäre, die Religiösen malen zu lassen, so müßte Vater Guinet dargestellt werden mit den Bullen in der Hand, zur Bezeichnung der nützlichsten That seines Lebens.“

Alle Wünsche des Gründers waren nun erfüllt, einen und zwar einen überaus wichtigen ausgenommen. Die Schwestern waren als Ordensfrauen unter dem Titel „Regulierte Stiftdamen des hl. Augustinus von der Kongregation Unserer Lieben Frau“ anerkannt und konnten trotz der Klausur Unterricht an Externe erteilen, dagegen war dieser letzte Punkt den Kanonikern nicht zugestanden worden.

Fourier mußte sich bescheiden, die Sache war ohnehin schwierig gewesen. Es galt jetzt, den Bestimmungen der Regel gemäß einen Generalobern zu erwählen. Er berief ein Generalkapitel nach Luneville; die wahlberechtigten Mitglieder der bis dahin konstituierten Priorate von Luneville, St. Pierremont, Domèvres, Verdun, Belchamps, Toul und Pont-a-Mousson fanden sich zusammen. Natürlich wollte man nach dreitägiger unter Fasten und Gebet verbrachten Vorbereitung Fourier selbst zum General wählen. Er aber

machte geltend, daß er keine Gelübde abgelegt, also mithin gar nicht gewählt werden könne, und daß er auch zu alt und gebrechlich sei; er schlage Pater Guinet vor. Dieser verwahrte sich feierlich und ernstlich gegen diese Würde. Fourier aber plaidierte so gut für seine Sache, daß er die Versammlung schließlich für seine Ansichten günstig stimmte und brachte auch durch seine Bitten Pater Guinet zum Schweigen. Dieser wurde dann auch wirklich gewählt und nahm endlich an unter der Bedingung, daß ihm Fouriers Beistand stets gesichert sei. Als Residenz des Generalobern wurde das Seminar zu Pont-a-Mousson gewählt.

Fourier ordnete sich sofort dem neuen, neunundzwanzig Jahre zählenden Obern unter, gab keinen Rat, keine Anweisung ohne dessen Gutheißung, während dieser sich stets als seinen Schüler betrachtete und seine ganze Kraft für das Gedeihen der Kongregation einsetzte.

Schwierigkeiten eigener Art erhoben sich wegen der Direktion der weiblichen Genossenschaft. Damit eine einheitliche Leitung der verschiedenen Häuser vorhanden sei — es durfte keine Generaloberin gewählt werden, — brachte er einen Generalvisitator aus der Kongregation des heil. Erlösers in Vorschlag. Dies aber mißfiel manchen Bischöfen Lothringens und Frankreichs; sie argwöhnten, er wolle die Klöster der bischöflichen Jurisdiktion entziehen. Sie forderten den Wortlaut der Statuten; er fandte ihn gern mit einem erklärenden Schreiben und wollte, als sich daraufhin einige noch nicht beruhigten, nicht haben, daß noch ein Kanoniker ein Haus der Schwestern betrete, bis die Bischöfe von ihrem grundlosen Verdachte zurückgekommen seien.

Während sich so eine Art von Verfolgung gegen ihn erhob, wurde er doch fortwährend als ein Heiliger betrachtet. Als er sich in Luneville aufhielt, wohin auch der Hof gezogen war, besuchte ihn öfter der Vater des regierenden Fürsten, der Graf von Vaudemont. Der Fürst selbst kam eines Tages in das Kloster, ging stracks in das Zimmer des Heiligen und befahl seinem Pagen, am Eingang acht zu geben, daß niemand ihn höre oder störe. Diejenigen

aber, welche zunächst wohnten, vernahmen, wie sich ein lauter Wortwechsel erhob. Der Herzog rief: „Ich werde es thun.“ Der Heilige dagegen: „Ihr werdet es nicht thun.“ — „Ich werde es doch thun.“ — „Ihr werdet es nicht.“ — „Niemand soll mich daran hindern.“ — „Ich werde mich dem entgegensetzen von seiten Gottes, der dies nicht will und Euch daran hindern wird.“

Wahrscheinlich war die Rede von der beabsichtigten Scheidung Karls IV. von seiner Gemahlin Nikole, weil die Ehe kinderlos blieb. Fourier redete dem Fürsten später nochmals, aber vergeblich ins Gewissen.

Seiner Gemahlin, der Herzogin, hielt er aber auch eine Predigt und zwar von der Kanzel herab.

„Weshalb, denkt ihr,“ redete er seine Zuhörer an, „sei die gnädige Frau hierher gekommen? Will sie von euch Nutzen ziehen? . . . Nichts weniger als das; dazu ist ihr Herz zu edel, als daß solch niedrige Gesinnung in ihr wohnen könnte. Sie ist gekommen, um die Ärmsten von euch kennen zu lernen, sich ein Verzeichniß von ihnen machen zu lassen und ihnen nach Kräften zu helfen, eure Kranken zu besuchen, eure Witwen zu verteidigen und zu beschützen, eure Waisen zu versorgen und Mutterstelle an ihnen zu vertreten. Verdient sie nicht tausend und tausendmal Segen vom Himmel für ihre Güte?“

Dann fuhr er fort, zur Herzogin gewandt:

„Dank sei Gott, Hoheit, daß er Euch solche Gedanken eingegeben hat! Ihr könntet keinen Voratz fassen, der Eurer Weisheit und Eurem Ruhme besser entspräche. Rost und Motten werden Eure Schätze zerstören, die Zeit wird Eure Schlösser zu Ruinen und Eure Städte zu Trümmerhaufen machen, aber — es ist ein fortwährendes Wunder — das Stück Brot in der Hand eines Armen ist unvergänglich; es ist ein Schatz von unvergänglicher Dauer . . . Von allen guten Werken ist keines so unvergänglich wie das Almosen.“

Der Hof hatte sich von Nancy nach Luneville der Pest wegen geflüchtet; jetzt brach dieselbe auch in Pont-a-Mousson

aus. Der Generalobere, Pater Guinet, sandte alle seine Untergebenen weg und wollte selbst allein dableiben. Fourier beschwor ihn in einem langen Briefe, sich nicht aufzuopfern; er dürfe es gar nicht, weil er eben Oberer sei.

Auch in der Umgegend von Mattaincourt, vorzüglich in Mirecourt brach diese schreckliche Krankheit aus. Er eilte hin und half nach Vermögen. Die Not und der Hunger nahmen zudem überhand; sie lehrten beten. Fourier stiftete die Bruderschaft von der Unbefleckten Empfängnis. Die Statue der hl. Jungfrau wurde in feierlicher Prozession, von weißgekleideten Mädchen umgeben, durch das Dorf getragen und darauf in das Haus eines verdienten Bürgers gebracht, von wo sie im nächsten Jahre wieder feierlich abgeholt wurde. Die Mitglieder der Bruderschaft mußten alle Tage ein Ave Maria beten.

Dann vermochte er aber auch die Vermögenden zu reichlichen Almosen. Das Geld, welches ihm eines Tages die Schwestern von Bar zur Anschaffung von Kerzen am Muttergottesaltar schickten, verwendete er für die Armen, welche vor Hunger schrieten: „Wir haben mehr Sorgen um Brod und Suppe, als um Wachs und Kerzen.“

„Jeden Tag klopfen viele bei uns an,“ schreibt er, „andere liegen fieberkrank in den Straßen und in den Häusern, und zwar nicht in Betten, sondern auf ein wenig Stroh, und auch nicht beim Feuer, denn sie haben kein Holz, sondern an der Stelle, wo sie sonst Feuer machten.“

Die Schwestern von Verdun sandten ihm hundert Franks, — der Herzog überwies ihm hundert Thaler. Er selbst ging in Begleitung der ihm als bürgerlicher Magistratsperson unterstehenden Gerichtsdiener die Kornspeicher visitieren und zwang die Bauern zu billigem Verkaufe des überflüssigen Getreides. Er war so besorgt für seine Armen, daß er einen Verwandten aus Mirecourt, der ihn um Korn bat, mehrere Male fort schickte; endlich ließ er sich erbitten, verlangte aber einen Schuldschein für seine Pfarrkinder. Bis zu Thränen bereute er es, um diese Zeit an seine Nissen, die noch Kinder waren, einige Geld-

stücke verschenkt zu haben, und man mußte ihm dieselben wiedererstatteten, um ihn von seinen Gewissensängsten zu befreien.

Den Einwohnern von Mirecourt bewies er alle mögliche Hülfe, sandte ihnen Geld und Lebensmittel, einmal zwölf Töpfe mit Butter, ein andermal zwei fette Hammel, welche ihm der kaufmännische Verein in seiner Pfarrei dazu angeboten hatte.

Wachsam sorgte er auch, seine Gemeinde vor der Ansteckung zu bewahren, und entfaltete zu diesem Ende seine ganze Thätigkeit als Polizeichef. Wie schlechte Leute es gab, zeigt die Erzählung, daß zwei Menschen sich zu einem Knaben aus Mattaincourt gesellten, welche im Verlaufe des Gespräches sagten, sie seien aus einem von der Seuche angesteckten Orte. Dem erschrockenen Jungen stülpte darauf einer von ihnen seinen Hut auf den Kopf, beide stießen Verwünschungen gegen die Bewohner von Mattaincourt aus und entfernten sich dann. Der arme Junge kam totenbleich ins Dorf, erzählte, was ihm begegnet sei, hatte eine Beule am Kopf und vermeinte auch bald einen brennenden Schmerz unterm Arme und sonstige Anzeichen der Pest zu fühlen. Glücklicherweise siegten hier die Einbildung des Knaben und die Bosheit jener Leute nicht über die Gesundheit; in Mattaincourt kam es noch nicht zum äußersten.

Fourier gedachte bald darauf der Zukunft und bewirkte, freilich gezwungenerweise, wie wir bald sehen werden, für seine Pfarrei, damit sie immer einen guten Pfarrer und zwar aus seiner Kongregation habe, gegen Entschädigung ihre Lostrennung vom Kapitel von Hauffonville. Sie wurde seinem Wunsche gemäß erst zur Abtei von Belchamps und dann zum Seminar in Pont-a-Mousson geschlagen, damit man den dort herangebildeten jungen Klerikern leichter Gelegenheit bieten könne, sich auch in der praktischen Seelsorge auszubilden.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“
(Matth. 5, 7.)

18. Guinets Tod. *Fourier Generaloberer.* *Politische Drangsale.*

Fourier hatte sich, nachdem Pater Guinet Generaloberer geworden, etwas mehr Zeit erübrigen können, um auch wieder der weiblichen Kongregation und seiner Pfarrei mehr Dienste leisten zu können. Darüber waren nun schon mehrere Jahre verflossen, als im Jahre 1632 Pater Guinet bedenklich erkrankte und tief betrauert von allen Religiosen starb. Er war ein getreuer Schüler des Stifters gewesen und hatte demselben in jeder Tugendübung nachgeeifert. Nur einmal am Tage nahm er Speise zu sich, trank manchmal ganze Wochen lang gar nichts, trug fortwährend ein Bußhemd oder Cilicium und geißelte sich sehr oft bis aufs Blut, schlief ganz bekleidet, schrieb, studierte, betete ganze Nächte hindurch. Er fehrte mit den andern Haus und Kirche, deckte den Tisch und spülte das Küchengegeschirr. Reisen machte er, wenn nicht gerade die dringendste Eile geboten war, durch Schnee, Regen, Wind und Kälte stets zu Fuß, eine Ledertasche mit seinen Papieren an der Seite und den Mantel auf den Schultern. Kam er in einem Hause an, so besuchte er zuerst das hl. Sakrament und dann die Kranken und erkundigte sich darauf bei den Mitbrüdern, wie es ihnen gehe und ob jemand aus ihnen etwas fehle. Kurz vor seinem Tode hielt er sich einige Zeit noch bei seinem „guten Vater“ in Mattaincourt auf, wurde aber im Seminar infolge einer Krankenbeichte von der Ansteckung ergriffen und starb unter dem Beistande seiner Ordensbrüder bald nachher.

Fourier wurde durch seinen ungeahnten Todesfall tief getroffen; mit David rief er oft aus: „O mein Sohn, warum habe ich nicht für dich sterben können!“

Es wurde indessen notwendigerweise Anfang Mai ein Generalkapitel zur Wahl eines Nachfolgers berufen. Fourier folgte der an ihn ergangenen Einladung im Vertrauen, daß man ihn wie vorher übergehen und seine Gründe

respektieren werde. Aber er hatte sich getäuscht; die Religiosen wollten nur einen früheren Fehler gut machen, indem sie jetzt unwiderruflich ihn wählten. Er stellte ihnen vor, daß er keine Gelübde für die Reform abgelegt, nicht einmal das Noviziat mitgemacht habe. Sie antworteten, er sei in einem beständigen Noviziate gewesen, könne auch die Gelübdeablegung sofort nachholen; sie würden nun einmal absolut keinen andern wählen. Nun hielt er ihnen entgegen, daß er an seine Pfarrei gebunden sei und seinen Pfarrkindern das Versprechen gegeben habe, sie nie zu verlassen. Die Patres schlugen ihm darauf vor, die Pfarrei mit der Kongregation zu verbinden, und forderten ihn auf im Hinblick auf das Gemeinwohl, sich diesem Schritte nicht widersetzen zu wollen. Sie selbst leiteten gleich die Verhandlungen ein und trennten sich nicht eher, bis dies geschehen war.

Die Pfarrei wurde, wie schon gesagt, der Kongregation überlassen, und nun der Heilige so lange gedrängt, seine Gelübde zu machen, bis er sich fügte und sie feierlich und mit rührender Andacht ablegte. Darauf wurde er gleich zum Generaloberen gewählt. Man brachte ihm diese Nachricht, während er am Fuße des Altares um Abwendung derselben betete. Darauf brach er in bitterliches Weinen aus, und vergebens waren alle an ihn gerichteten Trostworte. Er sagte, man habe sich sehr in ihm getäuscht, und er würde die Wahl doch noch nicht annehmen, wenn ihm nicht alle versprächen, ihm in allem zu gehorchen, was ihm sein Amt aufzuerlegen heiße nach dem Willen Gottes zum Besten der Kongregation. Das versprachen ihm alle Wähler für sich und für die Abwesenden und sangen mit Begeisterung fogleich das Te Deum.

Nun schritt man zur Hulldigung; aber was für eine Mühe kostete es, ihn zu bewegen, diese Ehrenbezeugung anzunehmen. Wie ein Sammerbild saß er auf dem Thronessel; die Patres traten herzu, um ihm die Hand zu küssen. Er wollte ein Reliquiar in dieselbe nehmen, man litt es nicht. Unter heftigen Seelenschmerzen, die Hand oder das Angesicht mit

dem Ärmel des Chorrockes bedeckend, ließ er die Zeremonie geschehen.

Die folgenden Tage hindurch hörte er nicht auf zu weinen. Als Pater Etienne ihn besuchte, um ihn, in Erinnerung daran, daß er früher selber von ihm mit so großer Liebe behandelt worden war, in etwa zu trösten, fuhr der Heilige ihn an:

„Ach, was denn! und auch Ihr, Pater Etienne, habt zu meinem Unglück beigetragen! Wenn die andern sich auch gegen mich verschworen, durftet Ihr wenigstens das nicht thun. Ich glaubte, daß Ihr mich liebte, aber Ihr habt es mir bei dieser Gelegenheit gar wenig bewiesen.“

Man durfte bei einer solchen Seelenverfassung nicht wagen, Glückwünsche an ihn gelangen zu lassen; die Patres aber beglückwünschten sich gegenseitig.

Der fromme, leibliche Bruder Fourriers, Jakob Fourier, erneuerte nachträglich noch dessen Schmerz, als sich beide einmal wiedersehen. Jakob fürchtete für die Demut des Bruders und meinte, er habe unrecht gethan, die Pfarrei zu verlassen, um ein Ordensgeneral zu werden. Peter konnte ihm die drängenden Gegengründe nicht begreiflich machen, und das Ende dieser Unterhaltung war, daß beide zusammen saßen und weinten über diese neue Würde.

Nachdem der erste Schmerz aber etwas gestillt war, nahm der ehrwürdige Greis rüstig seine Arbeit auf. Und diese wurde immer schwieriger; der politische Horizont hatte sich arg verdunkelt; das angestammte Fürstenhaus schwebte in hoher Gefahr. Der Vater des regierenden Herzogs hielt Fourier durch öftere Nachrichten auf dem Laufenden; von dem Heiligen hoffte er mächtige Hilfe für seinen Sohn.

Dieser letztere machte eine Wallfahrt zu unserer lieben Frau von Sion. Fourier wurde davon auf übernatürliche Weise in Kenntniß gesetzt und befahl dem Pater Gauthier, nach Sion zu eilen und in der Kapelle dort die hl. Messe zu lesen. Der Pater wollte Einwendungen machen, er könne nicht über ein ausgetretenes Gewässer. „Geht nur schnell,“ erwiderte dieser, „Seine Hoheit, Herzog Karl IV. kommt

um neun Uhr dort an, um der hl. Messe beizuwohnen. Fürchtet nichts; Ihr werdet ohne Mühe über den Bach kommen.“

Der Vater ging und fand alles so, wie Fourier gesagt. Der Bach war in sein Bett zurückgetreten, der Herzog kam, beichtete, hörte die hl. Messe und kommunizierte.

Von Fourier erbat der Fürst eifriges Gebet; denn er wurde immer mehr bedrängt. Dieser aber begab sich eines Tages, da er in Nancy weilte, zu ihm und beschwor ihn, Frieden mit seinen Feinden zu schließen, wenn er nicht seine Krone der größten Gefahr aussetzen und sein Volk unglücklich machen wolle. Karl IV. wollte bei Hagenau seinen Gegner angreifen. Fourier widerriet es ihm: „Wenn Ihr Eure Armee vor Hagenau schickt, so wird sie sicher geschlagen werden.“ Es geschah auch so.

Seinen Religiosen verbot Fourier jedoch aufs strengste, unter einander oder mit Weltleuten über Krieg und Frieden zu sprechen oder sich mit Politik zu befassen. Er selbst hütete sich auch in seinen Briefen vor dergleichen, so daß man kaum weiß, in wie weit er die Lage der Dinge verfolgte. Wieviel man aber seinem Einflusse zuschrieb, beweist die Thatsache, daß der mächtigste und schlimmste Feind Karls IV., der Kardinal Richelieu, welcher schon einen Teil Lothringens besetzt hielt, den Heiligen nach St. Nikolas kommen ließ und mit ihm eine Unterredung hatte. Widerwillig, aber in der Hoffnung, etwas für seinen Souverain thun zu können, folgte Fourier der Aufforderung. Wenn der Kardinal jedoch gehofft hatte, den Heiligen für seine Pläne zu gewinnen, so wurde er durch dessen entschiedene Haltung und lakonische Antworten eines Besseren belehrt und ließ ihn wieder ziehen.

Die politische Lage hatte sich um jene Zeit wie folgt gestaltet. Karl IV. hatte sich mit Ludwig XIII. von Frankreich verfeindet, weil er dessen Bruder Gaston bei sich aufgenommen und demselben seine Schwester zur Gemahlin gegeben hatte. Ludwigs Minister, Kardinal Richelieu, suchte ihn deshalb zu verderben und Lothringen an Frankreich zu

bringen. Karl gab sich Blößen; er half dem deutschen Kaiser gegen die Schweden, Frankreichs Bundesgenossen, brach später einen mit Frankreich auf dessen Drohungen hin eingegangenen Vertrag und verwickelte sich dadurch in einen Krieg, der mit der Einnahme seiner Hauptstadt Nancy endete.

Als diese stärkste Festung des Landes eingenommen war, lud Karl, der sich nach Nirecourt begeben hatte, den Heiligen zu sich ein und hielt ihn gleich sieben Stunden lang bei sich. Er entschloß sich nach dieser Konferenz zu einem schweren Schritte. Weil seine Person am meisten dem Könige von Frankreich und dessen Minister verhaßt war, so entsagte er zu Gunsten seines Bruders, des Kardinals Nikolaus Franz, dem Throne und begab sich ins Elsaß.

Bei der Heirat Karls IV. war nun stipuliert worden, daß sein Bruder, der noch keine höhere Weihe empfangen (ein Mißbrauch damaliger Zeit), seine Cousine Claude heiraten sollte, wenn er selbst binnen zehn Jahren keine Nachkommen habe. Die zehn Jahre waren jetzt verflossen; der Kardinal, welcher jetzt obendrein noch regierender Fürst geworden war, zog auf Fouriers Rat mit der ihm bestimmten Braut nach Luneville. Allein feindliche Reitercharen rückten ihm nach, um im Auftrage des Kardinals Micheltieu die Ehe zu hindern. Die Braut sollte an einen französischen Prinzen vergeben werden, damit Frankreich später Lothringen nach dem Rechte der Erbfolge an sich ziehen könne.

In dieser Bedrängnis wandte sich der Herzog an den Prior von Luneville, Vater Marets, um Rat. Dieser entschied nach einiger Bedenkzeit: der Fürst könne sich als (weltlicher) Bischof von Toul von dem vorgeschriebenen dreimaligen Aufgebot in der Kirche selbst dispensieren, und in der großen Not, da kein Weg zum hl. Vater offen stehe und die Zeit dränge, selbst auch wie schon Bischöfe gethan hätten, von dem Hindernis der Verwandtschaft im zweiten Grade. Gegen Mitternacht wurde dann die Ehe unter seiner Assistenz und in Gegenwart mehrerer Zeugen geschlossen. Der Plan der Feinde war vereitelt; der Fürst entkam mit seiner Ge-

mahlin der Gefangenschaft, floh nach Italien, darauf nach Wien und pflanzte das Herrscherhaus Lothringens noch für hundert Jahre fort.

Pater Marets, noch mehr aber Fourier mußte den Groll des französischen Ministers empfinden. Als beide in der Abtei Belchamps zusammen einst arbeiteten, kam ein Offizier an der Spitze einer Abteilung Franzosen und verhaftete den Prior, Pater Marets. Fourier, den er nicht persönlich kannte und der ihm auch wegen seines einfachen Äußeren nicht besonders auffiel, ließ er unbeachtet; dieser hörte aber, wie die Soldaten davon sprachen, daß sie auch nach Wircourt müßten, um dort einen Pater General zu verhaften. Darum blieb er in Belchamps verborgen und entging fürs erste der Rache Richelieus, welcher den Prior bald in Freiheit setzte, da er ihn doch nur als ein Werkzeug betrachtete, das im Auftrage seines Obern gehandelt habe. Nach dem Generalobern ließ er jedoch noch lange fahnden, denn von dessen Patriotismus hatte er zu deutliche Beweise erhalten.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“
(Matth. 22, 21.)

19. Wunder und Weissagungen.

Unter den zuletzt erwähnten Ereignissen hatte sich der Ruf unseres Heiligen in hohem Grade gesteigert. Man schrieb ihm wiederholt Wunder und Weissagungen zu.

Ein französischer Offizier war durch eine Musketenkugel am Arm verletzt worden. Die Wundärzte sprachen von einer Amputation des Armes, wenn er noch am Leben bleiben wolle. Das war für den Verwundeten eine ganz furchtbare Nachricht. Er geriet in Verzweiflung und Wut, lästerte, fluchte und verleugnete Gott. Der ihn behandelnde Chirurg, ein glaubenstreuer Mann und guter Christ, meldete den Schwestern Unserer Lieben Frau, mit was für einem schrecklichen Menschen er zu thun habe. Diese ver-

schafften ihm einen Gegenstand, welcher dem Heiligen gehörte, und versprachen ihre Gebetshülfe. Der Arzt redete dem Offizier nun gütlich zu, ermahnte ihn zum Vertrauen auf Gott und zum Gebet und legte ihm dann während der Nacht den Gegenstand auf die Wunde. Am andern Morgen war dieselbe schon in bester Heilung begriffen, der Kranke war ruhig und reuig gestimmt und hat den lieben Gott für seine Verzeihung aus ganzem Herzen um Verzeihung. Er beichtete, kommunizierte und blieb zeitlebens ein dankbarer Verehrer des Heiligen; die Reliquie, welche ihn gerettet, ließ er nicht mehr von sich.

Als ein Wunder besonderer Art betrachteten es die Studenten des Seminars, daß sie, da nach der Pestzeit ihre Strohsäcke verbrannt wurden, und einer von ihnen in dem feinigen ein Päckchen mit Haaren des Heiligen vergessen hatte, in der Asche nachsuchten und die Haare unbeschädigt wieder fanden, obgleich das Papier, in welches sie gewickelt gewesen, vollständig verkohlt war. Von den Haaren war keines auch nur verjengt.

Auf ergögliche Art entdeckte er in Epinal die Neugierde zweier Damen und machte sie zu Schanden. Beide hätten gerne seiner Messe beigewohnt; da er aber sehr spät las und die Thür der Kapelle, damit niemand Zeuge seiner Ertafen sei, abschließen ließ, so war das keine so leichte Sache. Sie machten aber doch den Versuch, gingen hin und standen nun vor der verschlossenen Kapelle. Da erweiterten die erfindungsreichen Weiber mit der Schere ein Löchlein, das sich in der Thüre befand, und lugten wechselweise ins Innere, um zu sehen, was sich denn begeben würde.

Der Heilige kam bald aus der Sakristei, stieg den Altar hinan, ordnete den Kelch, öffnete das Messbuch und blieb dann geraume Zeit mit gefalteten Händen vor dem Tabernakel stehen. Endlich wendete er sich um und sprach mit lauter Stimme: „Wenn Ihr beide zu Hause wäret, würde man dort nicht solchen Lärm machen.“ Da sich sonst niemand in der Kapelle befand, sie aber auch vorher unmöglich von Fourier hatten bemerkt werden können, so

wurde es den Frauen bedenklich zu Mute, und beide machten sich rasch auf den Weg nach Hause. Dort fanden sie ihre Männer wütend über ihre Abwesenheit und konnten kaum anders deren Zorn besänftigen, als dadurch, daß sie erzählten, was ihnen passiert war.

Die eine der Frauen hatte schon vorher dem Heiligen ihre beiden Kinder zugeführt, damit er dieselben segne. Nachdem Fourier sie zärtlich umarmt hatte, sprach er: „Ihr sollt sehen, sie werden Ordensleute.“ Darauf nahm er den jüngsten Knaben, der kaum gehen gelernt hatte, setzte ihn auf den Tisch und sagte: „Der wird ein tüchtiger Prediger werden.“ Er zeigte dem Kinde eine Hand voll blinkender Kleinigkeiten und in der andern ein Büchlein von Gerson; das Kind griff nach dem Buche und wies die Spielereien von sich. Es schien aber wenig tauglich zum Studium zu sein; denn es war sehr schwächlich und hatte fortwährend franke Augen. Als der Knabe aber Mann geworden, trat er in den Orden der Kapuziner und wurde unter dem Namen Frater Polycarp ein berühmter Prediger.

Daß Gott der Herr den Heiligen mit übernatürlicher Erleuchtung zum Heile seiner Mitmenschen begnadigte, beweist auch die Thatfache, daß er einmal plötzlich ohne Zögern von Mattaincourt aufbrach und in Ville-sur-Illon einer Marquise ohne weitere Erklärung anempfahl, an einem bestimmten Tage mit der Familie für ihren Gatten die hl. Kommunion aufzuopfern. An demselben Tage betrat der Marquis den Kampfplatz, um sich mit einem Offizier zu duellieren. Unmittelbar jedoch vor Beginn des Duells verzehrte beider Leidenschaft: sie sahen ein, daß dem Vaterlande in seiner Not durch ein brüderliches Zusammenhalten besser gedient sei, und versöhnten sich.

Für die Soldaten that Fourier überhaupt während dieser Zeit viel. Denjenigen, die in Mattaincourt einquartiert waren, hielt er Predigt und Christenlehre und hielt sie zum Empfange der hl. Sakramente an, sorgte aber auch gut für ihre leiblichen Bedürfnisse; daß alles zwischen den Bürgern

und Soldaten friedlich ablaufe, war sein unermüdliches Bestreben.

Während er sich in Luneville aufhielt, entlief dort ein junges Mädchen seinen Eltern, um, von thörichtcr Leidenschaft verblendet, einem Soldaten nachzulaufen. Die zweifelnden Eltern flehten Fourier um Hülfe an. Dieser eilte im Kloster von Zimmer zu Zimmer und bat die Kle-riker um ihre Gebetshülfe. Er selbst enthielt sich den ganzen Tag von Speise und Trank. Am andern Morgen fand sich die Entlaufene wieder ein; man brachte sie zu Fourier, der sie erst beichten ließ und sie dann ganz umgewandelt ihren Eltern zurückgab.

Es war sein gewöhnlichstes Mittel, um vom lieben Gott solche Gnaden zu erlangen, daß er sich um so härtere Bußwerke auslegte, je größer die verlangte Gnade war. Als ihn 1634 der Laienbruder Blasius in einer schweren Krankheit pflegte, fand er in seinem Rücken eine drei Finger breite Wunde, in der sich schon Würmer gebildet hatten. Auch fand er eine mit Blut gesättigte Geißel, die man nicht ohne Schauern ansehen konnte.

In der Nacht schlief er immer weniger; daher kam es, daß er zuweilen bei Tage einschlief. Als ihm dies einmal in Gegenwart einer Ordensfrau zustieß, warf er sich auf die Kniee, schlug an seine Brust und rief aus: „O mein Gott, der elende Körper, o mein Gott, der schlechte Körper!“ Darauf begann er zur Buße ein „Veni Creator“ und „Ave maris stella“ zu beten und erhob sich nicht eher, bis die Schwester ihn auf seine Bitten ihrer Verzeihung versichert hatte.

„Einem jedem aus uns ist Gnade gegeben worden nach dem von Christus verliehenen Maße.... die einen hat er zu Aposteln, die andern zu Propheten gemacht.“

(Eph. 4, 7. 11.)

20. Peter Fourier in Mèz. Der Grobschmied. Ein Verwandter. Barmherzigkeit gegen die Tiere.

Als Generaloberer hätte Fourier, wenn möglich, die Sorge für seine Untergebenen verdoppeln mögen. Trotzdem er mit Recht für seine Sicherheit und Freiheit fürchten mußte, unternahm er doch noch Reisen im Interesse seiner Stiftungen. In Mèz ließ er sich von den Klosterfrauen auf einer Liste die Namen ihrer Wohlthäter und auch derjenigen schreiben, die ihnen weniger günstig gesinnt oder gegen sie mißstimmt waren, und legte diese Liste während seiner hl. Messe auf den Altar. Darnach machte er bei allen einen Besuch und gewann sie alle derart für die Interessen des Klosters, daß die Feindlichsten selbst die Ordensschwestern beglückwünschten, daß sie einen so heiligen Stifter hätten.

Jedesmal, wenn er die hl. Messe dort las, vollführte ein hugenottischer Grobschmied der Nachbarschaft in seiner Werkstatt einen solchen Lärm, daß kaum die boshafte Absicht zu verkennen war. Das erlaubte sich auch eines Tages Pater Bedel dem Heiligen gegenüber auszusprechen, hätte aber beinahe für dieses, wie Fourier argwöhnte, freventliche Urteil hinübergehen und den Reher um Verzeihung bitten müssen.

Mit den Schwestern verkehrte Fourier nur in soweit, als es notwendig schien, und dieselben mußten während der Konferenzen ihre Hände und ihr Gesicht bedecken. Seine Demut leuchtete auch hier wie überall hervor; sie verstieg sich zu dem Erzeß, daß er nicht einmal den Schülerinnen den Segen erteilen wollte, sondern zum Ersatz eine Messe zu lesen versprach.

Ein Edelmann, welcher ihn einst im Sprechzimmer traf, betrückte ihn sehr durch die Worte: „Ich gäbe mein ganzes Vermögen darum, wenn ich meines Seelenheiles so sicher wäre, wie Pater Fourier des seinigen.“ Erst verstummte dieser, dann gab er mit bebender Stimme zur Ant-

wort: „Die Urteile Gottes sind weit verschieden von den Urteilen der Menschen. Wenn ein hl. Paulus fürchtete verworfen zu werden, wie sollte ich Unglücklicher es nicht fürchten!“

Von Metz begab er sich nach Verdun. Da er in Toul auf der Durchreise einen kranken Geistlichen geheilt hatte, so empfing man ihn hier wie einen Wunderrhäter. Die Kinder liefen ihm nach, aus allen Thüren traten die Leute heraus, und als sie etwas kühner geworden, drängten sie sich an ihn, um seine Soutane, seinen Mantel und sein Brevier zu küssen. Die Kranken lockte der Ruf an: „Du bist der Heilige, da geht der hl. Vater vorbei, lauft schnell, kommt ihn sehen!“ Sie kamen von allen Seiten und baten um sein Gebet, so daß er vor Bestürzung und Scham alle Augenblicke die Farbe wechselte.

Als er sich eines Tages im Sprechzimmer der Schwestern befand, trat einer seiner Verwandten ein und sprach seine Freude aus, daß er einer Familie angehöre, welche einen Heiligen besitze. Fourier entrüstete sich so, daß er ihn bei den Schultern packte und unter dem Rufe: „Der Schmeichler, der Schmeichler, psui, der Schmeichler!“ aus dem Zimmer drängte. Heftig warf er die Thüre zu und machte der Oberin Vorwürfe, daß sie einem solchen Menschen den Eintritt in das Kloster gestatte. Pater Bedel war bei dieser dramatischen Scene gegenwärtig und schildert auch mit gutem Humor, wie ihnen beim Abzuge aus Verdun „eine Schwadron Weiber folgte mit Scheren in den Händen, ... um ihm Stücke aus dem Mantel zu schneiden.“ Die Begleiter hinderten sie jedoch daran.

Er begab sich in das Kloster zu St. Michel und bereitete den Schwestern durch lebhafte Ansprachen viel Erbauung und geistige Stärkung. Sie wollten ihn nötigen, ihr Haus einzusegnen; er weigerte sich, als ob diese Ehre zu groß für ihn sei. Da aber die Kommunität nicht nachließ in ihn zu dringen, kam ihm ein genialer Einfall. Er befahl dem jungen Pater Bedel die Segnung vorzunehmen; er selbst folgte ihm Schritt für Schritt wie ein Ministrant

mit dem Weihwasserkeßel. Als sie im Sprechzimmer ankamen, ließ er Halt machen und eine Anzahl von *Veni Creator* beten, „weil,“ sagte er, „ohne dieses Zimmer das Fegefeuer an den Seelen der Schwestern kaum etwas zu brennen haben würde.“

Je mehr er geehrt wurde, desto eifriger suchte er nach Gelegenheiten, sich selbst zu demüthigen. Ein Philosophiestudent der Universität hatte nicht bedacht, wie sehr Fourier allen Ehrenbezeugungen auswich und dedizierte ihm die Thesen, welche er öffentlich verteidigen wollte. Auf dem Titelblatte hatte er die Widmung großmächtig drucken lassen:

Reverendissimo in Christo Patri Et Domino
D. Petro Fourier
Quem Canonici Regulares Congregationis Salvatoris
Nostri Generalem
Ipsa Eorum Congregatio Parentem Et Filium
Religiosae Congregationis Dominae Nostrae
Institutorem
Populi Ut Numinis Amicum
N. M. Ut Certaminis Philosophici Agonothetam
Venerantur.

Er schickte ihm nun durch einen der Brüder zwölf Kopien der Thesen. Der Überbringer wurde jedoch angewiesen, zuerst nur eine zu geben, damit man sähe, was er damit begänne. Fourier nahm sie gütig an; nachdem er aber den Titel und die Widmung gelesen, schob er sie sachte unter den Mantel und zerriß sie in Stücke. Dann fragte er, ob er noch eine habe. Der Bruder gab ihm noch eine, die Fourier ebenfalls still zerriß. Es fielen aber einige Papierstückchen auf die Erde; der Bruder merkte, was geschah, und zog sich mit den übrigen eilig zurück.

Während des Winters beschäftigte sich Fourier seinerseits mit der Abfassung oder Redaction verschiedener Schriften und beteiligte sich auch am Unterrichte der Kinder. Bei der strengen Kälte konnte er seiner Neigung nach Abtötung so recht von Herzen nachgehen und wurde trotz seiner geschwäch-

ten Gesundheit und des vorgerückten Alters fast noch strenger gegen sich wie früher. Gegen andere war er dagegen äußerst milde und sah mit eingehender Sorgfalt nach ihren Bedürfnissen. Selbst die Tiere profitierten von seiner Mithätigkeit; den Vögeln ließ er im Winter Futter streuen, und wenn einer von einem Hausbewohner gefangen wurde, ließ er ihn wieder in Freiheit setzen. Er duldete auch nicht, daß man während seiner Krankheit die Fliegen aus dem Zimmer verjagte, und befreite einmal eine Maus aus den Klauen der Hauskatze. Würmer und sonstiges kriechendes Getier hob er sorgfältig aus dem Wege und barg sie in seinem Ärmel, um keines zu zertreten, und da ihm sein Diener eines Tages einen Hasen brachte, den der Hund des Feldhüters gefangen hatte, jagte er ihn entrüstet ob solcher Grausamkeit aus dem Zimmer.

So bewährte er in allem und gegen alle, ausgenommen gegen sich selbst, ein mildes und barmherziges Gemüt, indem er stets das erhabene Beispiel des göttlichen Heilandes vor Augen hielt und nach seinem eigenen Grundsatz handelte:

„Nemini obesse, omnibus prodesse.“ „Niemanden, Schaden, allen nützen.“

„Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr thuet, wie ich gethan habe.“ (Joh, 13, 15.)

21. Reiseerlebnisse.

Eanz hübsche Erzählungen knüpfen sich an die Reisen, welche der Heilige als Ordensstifter und General machte. Da er ein Bein arg beschädigt hatte und auch zu alt geworden war, um zu Fuß gehen zu können, entlieh er sich von der Abtei Belchamps einen einfachen Wagen. Ein Bruder oder sein junger Diener Nikolaus Demandre machten den Kutscher. Bei jeder Reise pflegte er das Itinerarium zu beten und ermahnte den Kutscher, den Rosenkranz zur Hand zu nehmen, damit er seine Zeit gut anwende. Ge-

wöhnlich nahm er sich ein Werk des hl. Basilius, Gregor, Bernhard oder eines andern Heiligen zum Studium mit. Kam er in die Nähe eines Dorfes oder einer Stadt, so ließ er die Fenstervorhänge herunter, um neugierigen Blicken zu entgehen, und rief die Schutzengel und Patrone der betreffenden Gemeinde an. Am Ziele seiner Reise angelangt, wollte er eher keine Arbeit unternehmen, bis er dem Heiland im Tabernakel einen Besuch abgestattet hatte.

Als an einem heißen Sommertage der Wagen an einem Gehöfte vorbeifuhr, winkten dem vor Hitze verschmachtenden Nikolaus von einem Baume köstliche Pflaumen herüber. Er hielt an, pflügte sich einige und ließ sie sich wohl schmecken. Da sah Fourier von seinem Buche auf und fragte, die Pflaumen in der Hand seines Kosselensers bemerkend, woher er die habe? Der wies nach dem Baume und meinte, das ernste Gesicht des Heiligen wahrnehmend, das sei ja eine Kleinigkeit. Dieser aber befahl ihm, den Eigentümer sofort aufzusuchen, und drohte, wenn er ihn täusche, wolle er ihn nicht mehr im Dienste behalten. Der arme Kutscher, der sein Gewissen ebensowenig wie seinen Magen beschwert fühlte, mußte gehorchen und nach langem Suchen den Eigentümer herbei bringen. Fourier erschöpfte sich in Entschuldigungen und drang ihm mit Gewalt eine Entschädigung auf.

Auf einer andern Fahrt bog der Kutscher, ohne daß Fourier es merkte, vom geraden Wege ab und ließ sein Gespann, um eine Biegung der Straße zu umgehen, durch einen Wiesengrund traben. Der Eigentümer, ein Edelmann und ehemaliger Schüler des Heiligen, aber ein jähzorniger und gewaltthätiger Mensch, kam, die Augen rot vor Zorn, mit einem gewaltigen Prügel hinzugelassen. In seiner Wut merkte er nicht, daß er einen Priester, noch weniger, daß er seinen Lehrer vor sich habe, und hieb unter Schimpfen und Schmähen blindlings auf ihn ein. Fourier, der seinen ehemaligen Schüler sofort erkannte, hätte ihn mit einem Worte entwaffnen können; aber die Gelegenheit, sich schlagen zu lassen, war zu kostbar; deshalb wendete er sich ab, um

sein Gesicht zu verbergen, und rief: „Schlagt zu, Herr, schlagt zu, Ihr habt recht und wir unrecht; nur zu, das ist zu wenig, schont mich nicht.“ Die Hiebe fielen hageldicht auf seinen Rücken, bis der Wagen wieder auf der Landstraße war. Als Fourier von einem Religiösen dieser Prügelei wegen bemitleidet wurde, sagte er: „Das waren keine Schläge, das waren Rosen.“

Stoßhiebe sind zwar nicht angenehm, aber fürchterlicher ist die Zunge eines bösen Weibes. Fourier wurde auf einer Reise von der Nacht überrascht und sah sich gezwungen, in einer ländlichen Schenke sein Absteigequartier zu nehmen. Die Wirtin sah einen achtbaren Priester aussteigen und dachte, an ihm etwas zu verdienen. Als er aber kein Abendessen bestellte, geriet sie in Zorn; verächtlich trat sie ihm entgegen und vermochte nicht, ihren Ärger zu verbeißen. Sie stemmte die Hände in die Seiten und ergoß sich gegen den stillen Mann in einen Strom von Schmähungen: er sei ein Tagedieb, Pflastertreter, Vagabund und Nichtsnutz. Das Schönste kam, als sie keifte: „Warum arbeitet Ihr nicht wie der Pfarrer von Mattaincourt? Wäret Ihr so fromm und heilig wie der, und sorgtet ihr so gut für Eure Pfarrei wie er, so hättet Ihr keine Zeit, so herumzulaufen!“

Fourier, dem das Lachen näher stand wie der Ärger, verbot dem Kutscher, welcher alles mit angehört hatte, seinen Namen zu verraten.

Als er am folgenden Morgen seinen Weg fortsetzte, überraschte ihn die Wirtin mit einer enormen Zeche. Fourier bat sie, doch daran zu denken, daß er ja gar nichts gegessen habe, der Preis sei wohl viel zu hoch. Da öffneten sich die Schleusen der Beredsamkeit dieser Weiberzunge von neuem, und wie ein Gießbach schäumte es über ihre Lippen: was, er habe nicht gegessen? er sei ja wohl noch voll vom Weine, so daß er alles von gestern Abend vergessen habe; sie wolle bis auf den letzten Heller bezahlt sein.

Dem Heiligen war es ganz wohl bei diesem Donnerwetter, und er beeilte sich, weder zu zahlen noch abzureisen, so daß die Megäre Zeit genug hatte, ihre Schimpfworte

und groben Anschuldigungen, jedesmal mit neuen Zuthaten gewürzt, wohl zwanzigmal zu wiederholen. Als er sah, daß ihr bald die Kraft verlagte, zahlte er die verlangte Zeche, indem er meinte, das sei nicht zuviel für eine solche Gelegenheit zur Übung in der Selbstüberwindung.

Nikolaus Demandre hat uns solcher und ähnlicher Züge eine Menge berichtet. Er stand fünf Jahre bei ihm in Dienst als Ministrant, Bote und Hausdiener und trat zuletzt als Laienbruder in die Kongregation ein. Von seinem Herrn sprach er stets mit größter Hochachtung, wenn er auch über seine Exzesse in der Demut und Gewissenhaftigkeit öfter lachen mußte. Der Heilige befragte ihn oft um Rat, wenn er selbst solchen erteilen mußte und folgte ihm mit der Einfalt eines Kindes. Wurde es dem jungen Menschen irgendwo, etwa im Sprechzimmer eines Klosters, zu lang, und meinte er endlich: Nun wollen wir aber gehen! dann nahm Fourier dergleichen wie eine Mahnung des Gehorsams an und erhob sich mit freundlichem Wort und Lächeln.

Ob Nikolaus selbst immer so folgsam gewesen sei, sagt er nicht. Bei einem Vorfalle konnte ihm aber sein Ungehorsam nicht als Schuld angerechnet werden. Er mußte dem Heiligen eine Zeit lang, als dieser selbst wegen eines Weinübels dazu nicht im stande war, die Schuhe und Strümpfe ausziehen. Fourier ließ es geschehen unter der Bedingung, daß er ihm den gleichen Dienst erweise. Der verschmitzte Junge zeigte sich ohne ein Wort der Widerrede zufrieden und zog seinem Herrn die Schuhe und Strümpfe aus. Nachdem dies geschehen, wendete er sich der Thüre zu. Aber der Heilige vertrat ihm den Weg und erinnerte ihn an das Übereinkommen. Nikolaus wollte entweichen, konnte aber nicht mehr die Thüre gewinnen. Rasch verschanzte er sich darum hinter das Bett und erklärte, daß er sich solches nicht gefallen lasse. Und als sich Fourier aufs Bitten verlegte und ihn sogar auf den Knien beschwor, doch Wort zu halten, hatte der Junge nichts als Lachen zur Antwort. Der Heilige mochte ihn Nichtsnutz, Treulofer, Wortbrüchiger schelten, was er wollte; Nikolaus ließ sich zu keinem Vergleich bewegen. Für dieses

Mal blieb er Sieger; Fourier mußte nachgeben und ihn zum Zimmer hinauslassen.

Mehrere Male hatte der Diener sich von Verehrern des Heiligen überreden lassen, ihnen Reste von der Mittagstafel, Fegen von seinen Kleidern, oder abgechnittene Haare zu verschaffen. Fourier mußte etwas gemerkt haben; denn er sah ihm nun überall scharf auf die Finger. Nachdem er sich einmal von ihm hatte die Haare schneiden lassen, schickte er ihn gleich vor die Thüre und begab sich nun selbst daran, wie Nikolaus durch das Schlüsselloch bemerkte, alles hübsch aufzukehren und bei Seite zu schaffen. Verbrennen konnte er sie nicht, weil er kein Feuer im Zimmer duldete.

Als Nikolaus Demandre neunzehn Jahre alt geworden, schien er dem Heiligen zu groß als Ministrant und Ausläufer zu sein. Er bat um einen Knaben von zwölf Jahren. Man sandte ihm auch einen, welcher aber unterwegs den Soldaten in die Hände fiel und verwundet und krank zu seinem Herrn kam. Da kehrte sich das Verhältniß um; der Knabe lag lange krank und fieber, und Fourier wurde sein Diener und Pfleger. Obgleich er selbst nur mehr am Stocke gehen konnte, bereitete er dem Knaben, welcher sich zuletzt nicht mehr bewegen konnte, Thee und Arzneien, wickelte ihn in ein Tuch, um ihn nicht berühren zu müssen, nahm ihn in seine Arme, hob ihn, legte ihn zurecht, machte ihm das Bett und erwies ihm die niedrigsten Dienste. Mehrere Nächte nacheinander wachte er bei ihm, ohne jemand seine Stelle am Krankenbette einräumen zu wollen und blieb sein alleiniger Pfleger bis zur vollständigen Heilung.

„Und er umgürtete sich und begann die Füße seiner Jünger zu waschen.“ (Joh. 13, 4. 5.)

22. In der Verbannung.



Die Lage Lothringens hatte sich unterdessen noch verschlimmert; die Franzosen nahmen eine Festung nach der andern ein. Als aber Herzog Nikolaus Franz ge-

flohen war, erklärte Karl IV., daß er wieder die Herrschaft übernehme, und fiel mit neu angeworbenen Heereshaufen in das Land ein. Der deutsche Kaiser unterstützte ihn; denn ihm hatte er die Schlacht bei Nördlingen gewinnen helfen. Doch Richelieu war noch zu mächtig. Dieser schickte den Prinzen Condé in das Herzogtum; um dort nach den Anhängern des vertriebenen Fürsten zu fahnden. Fourier mußte sich besser verbergen; er floh nach St. Michel. Doch rückten auch hier die Franzosen ein, nachdem das allzu schwache Häuflein der Verteidiger kapituliert hatte. Ludwig XIII., welcher dem Heere selbst gefolgt war, schickte aus unedler Rache den Kommandanten und die ersten Offiziere in die Bastille, die Soldaten auf die Galeeren.

Fourier lag während der Zeit krank im Kloster; zehn Tage dauerte das Fieber; dann begann er sich langsam zu erholen. Mit ängstlicher Treue befolgte er die Vorschriften des Arztes, nahm stets die „fünf“ verordneten Früchte, keine einzige mehr, schrieb täglich nur die „halbe“ gestattete Stunde. Man errichtete ihm einen Altar im Zimmer und erwirkte ihm die Erlaubnis, dort Messe zu lesen.

Ein schönes Beispiel von Dankbarkeit gab der Ordensgeneral, als eine alte Dienstmagd des Klosters von St. Michel starb. Er befahl, sie mit derselben Feierlichkeit zu bestatten, mit der man zwei Tage zuvor einen Lieutenant begraben hatte, und bat sich ihren Stock als Reliquie aus. Die Schülerinnen und Pensionäre mußten alle mit der Leiche gehen und der armen Dienstmagd die letzte Ehre erweisen.

Im Lande aber begann jetzt erst das schrecklichste Elend, wie es der Heilige vorausgesagt. Zu St. Nikolas floß das Blut in Strömen; die Schwestern hatten sich jedoch vor der Überrumpelung durch die blut- und beutegierigen Schweden und Franzosen retten können. Das Seminar in Pont-a-Mousson stand verlassen da, aus allen Teilen des Landes, aus allen Klöstern und Abteien liefen Briefe voll schmerzlicher Klagen und Befürchtungen an den Heiligen ein. Ihm selbst starben seine Brüder. „Tröstet Euch,“ sprach

der Heilige zu den Verwandten, „Johannes ist im Himmel“. Zu derselben Zeit verschied auch sein Better, der Jesuitenpater Fourier.

Gegen 600 000 Lothringer erlagen der Not und dem Schwerte. Die Überlebenden verzehrten tote Hunde und Katzen, nagten die Rinde von den Bäumen ab und raubten das Gras auf den Feldern aus. In Mirecourt wurde eine Mutter hingerichtet, die ihr eigenes Kind verzehrt hatte. Und sie war nicht die einzige, welche Menschenfleisch aß; die Geschichtsschreiber wissen daselbe noch von vielen an verschiedenen Orten zu erzählen. Wölfe drangen in die Dörfer und schleppten die Kinder aus den Häusern; der Jammer konnte, auf dem flachen Lande wenigstens, kaum größer werden.

An Fouriers Bleiben in St. Michel war natürlich nach der Einnahme durch die Franzosen nicht mehr zu denken. In der ersten Verwirrung entkam er auf einem armseiligen Wägelchen und mit einem Gespann, das am allerwenigsten auf einen Ordensgeneral damaliger Zeit schließen ließ. Vorerst zog er sich nach Mattaincourt zurück, weil in dessen Nähe Karl IV. mit einer Heeresabteilung stand. Als aber auch diese Hilfe schwand und Richelieus Macht sich immer weiter auszudehnen begann, folgte Fourier notgedrungen, um eben seiner jungen Kongregation noch nützen zu können, einer Einladung der Schwestern von Mirecourt und zog mit denselben nach Burgund. Gray war ihr Reiseziel.

Ihn begleiteten Pater Terrel, Nikolaus Demandre, den er wegen seiner Gebrechlichkeit wieder in Dienst genommen, und vierzehn Ordensschwestern. Drei Wagen standen ihnen zur Verfügung; den einen führte ein ergebener Freund des Heiligen, Baron von Romain, die beiden andern zwei Bürger aus Mattaincourt. Zu Bauvillers bei einem Edelmann, dem Marquis von Bomponne, übernachteten sie und sollten am folgenden Morgen weiter fahren. Fourier weigerte sich jedoch plötzlich, scheinbar ohne allen Grund, und verschob die Abreise um einen Tag. Als sie aber Tages

darauf zu einem kleinen Dorfe kamen, Namens Loges, erfuhren sie, daß hier ein schwedischer Hauptmann ihnen vierundzwanzig Stunden lang aufgelauret, doch schließlich, da sich ein dichter Nebel gesenkt und er geglaubt, daß die Flüchtlinge wohl einen anderen Weg eingeschlagen hätten, sich mit seinen Leuten entfernt habe.

Am vierten Tage kamen sie nach Dampierre, woselbst sie vernahmen, daß man ihnen in dem nahen Gray notgedrungen die Einkehr nicht gestatten werde, bis sie sich einer Quarantaine unterzogen haben würden. Sie blieben deshalb vorläufig in Dampierre, lehrten die Kinder und predigten dem Volke und folgten, als die Schreckenskunde von dem Anmarsche des Feindes kam, der Einladung eines benachbarten Edelmannes, der ihnen sein Schloß zum sicheren Aufenthalte anbot. Endlich kam von Gray die Bitte an den Heiligen, innerhalb der Mauern der Stadt einzuziehen. Man sandte ihnen selbst einen Wagen; er befahl aber den Schwestern, welche es am nötigsten hatten, denselben zu besteigen, und legte mit den andern den Weg zu Fuß zurück.

In Gray wurden sie sehr freundlich aufgenommen; die Schwestern widmeten sich gleich dem Unterrichte der Jugend, Fourier führte in einem Privathause ein sehr stilles Leben und beschäftigte sich mit der Redaktion der Konstitutionen für seine beiden Kongregationen. Drei Jahre brachte er im Exile zu, führte ein Leben voll Abtötung und Heiligkeit, ein Berater seines Landesherrn, ein Tröster für seine Untergebenen und ein vom Himmel gesandter Helfer für die Einwohner der Stadt.

Von dem Lande her kamen Boten auf Boten mit den schrecklichsten Nachrichten. Mattaincourt erfuhr die Wahrheit der Prophezeiung seines Pfarrers, die Schweden hausten darin mit all ihrer bekannten Rohheit. St. Pierremont wurde furchtbar mitgenommen; als die gesloheren Kanoniker zurückkehrten, fanden sie nur mehr einige Strohsäcke und alte Töpfe vor, außerdem drei Leichname; das übrige hatten die Feinde und die Bauern geholt. Belchamps

wurde fast ganz zu Grunde gerichtet; die Chorherrn hatten sich vor den Schweden in einen festen Turm geflüchtet; drei Flügel der Abtei wurden niedergebrannt. In St. Nikolas wurden die schändlichsten Grausamkeiten an Bürgern, Mönchen und Nonnen verübt; die Wallfahrtskirche wurde geplündert und in Brand gesteckt.

Die Männerkongregation unseres Heiligen, welche etwas über hundert Mitglieder zählte, verlor deren dreißig; die Schwestern hatten nur wenig Todesfälle zu beklagen, das Elend stieg aber zu einer furchtbaren Höhe. An Fourier wendeten sich alle, um Hülfe oder Trost zu erlangen. Wie oft mag er in dieser schweren Bedrängnis die Worte des „Te Deum“ inbrünstiger denn je gebetet haben:

„Fiat misericordia tua, Domine, super nos, quemadmodum speravimus in te.“

„Es komme deine Barmherzigkeit über uns, wie wir auf dich gehofft haben!“

23. Fourier und Karl IV. von Lothringen.

Seit jener Zusammenkunft, nach welcher Karl IV. der Herrschaft entsagt hatte, hatte Fourier seinen Landesherrn nicht mehr gesehen. Jetzt, da Fourier in Gray weilte, wurde er plötzlich durch einen Besuch des Herzogs überrascht. Karl IV. war von Burgund zu Hülfe gerufen worden und in Eilmärschen herangezogen. Als er von dem Aufenthalte seines treuen Ratgebers und Freundes in Gray hörte, machte er sich auf, um ihn wieder einmal zu sehen.

Begleitet von seinem ganzen Gefolge, erschien er vor dem demüthigen, in unscheinbare alte Kleider gehüllten Priester, warf sich vor ihm nieder und bat ihn um seinen Segen. Fourier redete ihm vergeblich zu, er solle sich an Gott und nicht an einen so elenden Sünder wenden, wie er einer sei; Karl wiederholte auf den Knien seine Bitte. Pater Terrel sprach darauf zu Fourier: „Mein Vater, ge-“

horchet seiner Hoheit.“ Auf dieses Wort des Gehorjams schlug der Diener Gottes die Augen nieder, faltete die Hände und sprach — ohne das Kreuzzeichen zu machen mit tiefster Demut: „Dominus nos benedicat, et ab omni malo defendat, et ad vitam perducatur aeternam.“*)

Die beiden an Alter und Charakter so verschiedenen Männer trennten sich, aber nur für kurze Zeit: der eine verlegte sich auf die Werke des Krieges, der andere auf jene des Friedens.

In Gray brach auch die Pest aus und verbreitete eine schreckliche Bestürzung in der dazu auch noch stets von Feindesgefahr bedrohten Stadt. Die Sterblichkeit nahm überhand. Die voraufgehende Teuerung hatte den Preis der Lebensmittel so hoch gesteigert, daß ein Scheffel Weizen hundert Francs kostete. „So oft derjenige,“ schreibt Fourier, „den ihr Generalobern nennt, morgens durch die Straßen geht, um seine Messe zu lesen, begegnet er einer Menge von armen Kranken, die vor Hunger verschmachten. Einzelne liegen da ganz nackt auf dem Pflaster, andere auf ein wenig Stroh. Oft findet er auch Tote, die in der Nacht gestorben sind ohne jeglichen Beistand, ohne jede Tröstung. Der klägliche Anblick solchen Elendes, das er täglich sehen kann, geht ihm sehr zu Herzen, da er nicht im Stande ist, irgendwie zu helfen.“ Der Gouverneur und Bürgermeister bewiesen wahre Seelengröße, indem sie, jede Gefahr mißachtend, überall helfend zur Stelle waren. Fourier sprach zu der Gemahlin des ersteren, welche selbst an den Wällen mitgearbeitet hatte und jetzt ihren Gemahl auch überall hin begleitete: weder sie selbst, noch ihr Gatte, noch einer von ihrer Familie und den hundertzwanzig Menschen welche sich in das Schloß geflüchtet hatten, würden von der Krankheit befallen werden; sie selbst werde einen Sohn erhalten, der aber bald sterben würde. Und die Angst der Frau des mutigen Bürgermeisters beschwichtigte er mit den Worten: „Fürchtet nichts; Euer Gemahl wird kein

*) „Der Herr segne uns und bewahre uns vor jedem Übel, er wolle uns führen zum ewigen Leben.“

Unglück haben, auch keiner aus der Familie; Gott wird ihn bewahren, weil er sich abmüht für seine größere Ehre und das Gemeinwohl.“

Fourier selbst blieb nicht unthätig; Magistrat und Volk beschworen ihn um Hilfe, kamen seinem Seeleneifer sehr entgegen und besiegten so seine demütige Zurückhaltung. „Meine Herren,“ sagte er, „wir müssen daselbe thun, was bei ähnlichen Gelegenheiten ein hl. Gregor zu Rom und ein hl. Karl Borromäus zu Mailand gethan haben; wir müssen zu Gott dem Herrn unsere Zuflucht nehmen durch Gebet und Buße.“

Man ließ ihn ein Programm entwerfen. Am Feste des hl. Sebastian, den man vorzüglich gegen Kriegs- und Krankheitsgefahren anrief, ließ er darum eine feierliche Prozession veranstalten.

In den Kirchen der Stadt wurde acht Tage lang das Sanktissimum ausgestellt und dort wie an den Altären, welche in den Straßen der Pest wegen schon früher errichtet waren, jeden Tag feierlich Hochamt gesungen, die Oration vom Hl. Geist und der hl. Jungfrau, der Patronin der Stadt, eingelegt. Eine allgemeine Bittprozession bewegte sich dann am 20. Januar durch die Straßen und auf den Festungswall. Fourier mußte trotz seines Widerstrebens das allerheiligste Sakrament tragen. An jeder Bastion stand ein Altar. Der Heilige erteilte mit dem Sanktissimum den Segen erst über die Stadt, um Frieden und Gesundheit über sie herabzurufen, dann über das Land, um den Feind ferne zu halten und eine gesegnete Ernte zu ersehen.

Die göttliche Güte schien Erbarmen üben zu wollen; die Pest ließ nach. Fourier selbst legte sich die strengsten Bußwerke auf, um von Gott dem Herrn Gnade für das Volk zu ersehen. Trotz des harten Winters duldete er kein Feuer in seinem Zimmer. Als man ihm eines Tages doch während seiner Abwesenheit Feuer gemacht hatte, rief er verwundert wie über etwas Unerhörtes Vater Terrel und seinen Diener Nikolaus und zeigte ihnen das Wunderbare, das geschehen sei. Darauf aber mußte auch die

letzte Kohle herausgenommen und einem möglichen Fortglimmen vorgebeugt werden. Eines Tages fand man auch seine Geißel ganz voll Blut. Dem Schlafe überließ er sich nur, wenn er absolut kein Mittel mehr dagegen fand; ein Bett kannte er kaum mehr; entweder schlief er auf einem Stuhle oder einer Bank oder höchstens auf einem Strohsack. Ganze Nächte aber brachte er betend in der Kapelle der Schwestern zu.

Nachdem sich das Elend in der Stadt ein wenig gemildert hatte, wurde das Herz „des guten Vaters“, wie ihn auch Karl IV. in seinen Briefen nannte, von einem großen Schmerze gerade für diesen geliebten Fürsten erfüllt. Karls Gemahlin war nach Paris gelockt und dort gefangen gehalten worden. Karl wollte sich schon längst von ihr scheiden lassen und that es jetzt zu Anfang 1637 wirklich, um Beatrix von Cusance, deren Gatte eben gestorben war, zu heiraten. Sie liebten sich in sündhafter Weise schon längst, und jetzt konnte keine Rücksicht mehr ihre Leidenschaft bemeistern. Einige Theologen fanden sich, welche die erste Ehe Karls für ungiltig erklärten — sie war nur aus Politik, ohne Herzensneigung geschlossen worden. — Auf alle Fälle hätte der Herzog gerne die Zustimmung des allgemein als Heiligen verehrten Fourier gehabt, wagte ihn aber nicht direkt um seine Meinung zu befragen. Zwei Jesuitenpatres übernahmen das; beiden war Fourier sehr verpflichtet.

Erst war er sehr betroffen. Dann sagte er: „Hat Seine Hoheit wenigstens die Dispens vom Papste?“

„Ist nicht nötig,“ erwiderte P. Cheminot; „gewichtige Theologen urtheilen so, und der Zustand der Dinge erlaubt auch einen so weiten Umweg nicht.“ Der Heilige zuckte die Achseln und sprach aufseufzend: „Mein Gott! der arme Fürst!“

Darauf begann P. Abram der Erwählten des Herzogs eine Lobrede zu halten. „Das sind freilich vortreffliche Eigenschaften,“ erwiderte Fourier; „schade, daß Seine Hoheit schon eine Frau hat.“

P. Cheminot sah ein, daß er keine zustimmende Antwort erhalten werde und wollte darum wenigstens eine scheinbar günstige erschleichen.

„Haltet Ihr denn nicht,“ fragte er, „Seine Hoheit für einen Ehreman?“

„Ihr seht wohl, was er ist!“ war die kurz angebundene Antwort. Der Pater that, als habe er nicht verstanden, schob ihm ein Papier hin und sprach: „So unterschreibt, daß Ihr ihn für einen solchen haltet.“ Fest antwortete der Heilige: „Ich will wohl unterschreiben, daß er es sein soll, aber unterschreiben, daß er es in dieser Angelegenheit ist, davor werde ich mich wohl hüten.“

Die allzu diensteifrigen Gesandten zogen sich zurück; Fourier aber sandte erst den P. Terrel zum Herzog, denselben zu beschwören, daß er mindestens den Entscheid des hl. Stuhles abwarte. Als P. Terrel unverrichteter Sache zurück kam, machte Fourier sich selbst auf den Weg nach Besançon, wo Karl residierte. Der Herzog nahm ihn überaus ehrenvoll auf und nötigte ihn, in seinem Palaste zu übernachten.

Nikolaus Demandre sagte später aus, Fourier habe ihn bereden wollen, sich in das für ihn selbst bestimmte Bett zu legen; er habe sich jedoch, um bei ihm bleiben zu können, eine Matratze auf den Boden gelegt und darauf geschlafen, Fourier aber habe jedoch nichtsdestoweniger die ganze Nacht auf einem Stuhle zugebracht.

Indessen konnte er bei Karl IV. auch dieses Mal nichts erreichen; die Leidenschaft war zu mächtig in dem Fürsten erwacht. Es fand sich bald darauf ein Priester, welcher insgeheim die Trauung vornahm. Am demselben Tage erlitt das lothringische Heer eine blutige Niederlage; zwei der besten Anführer fielen und Karl beweinte in trostloser Trauer ihren Tod. Die fürstliche Familie war erzürnt über die Heirat, das Volk seufzte über die Verblendung seines Herrschers, Fourier und die Seinigen beteten für ihn.

Einige Zeit nachher wurde der Herzog sterbenskrank; man rief Fourier. Er kam zum Schlosse Delvoir, wo der

Kranke lag. P. Cheminot, der Beichtvater Karls, trat ihm entgegen, faßte ihn am Arme und sprach: „Mein Vater, wir hoffen nur mehr auf Euer Gebet; Ihr müßt Seiner Hoheit die Gesundheit wieder bringen.“

Fourier zog sich ohne ein Wort der Erwiderung zurück und begab sich ins Gebet; darauf las er im Krankenzimmer die hl. Messe, und der Kranke befand sich besser. Der Heilige ermutigte ihn und verhiess ihm, er werde noch eines Tages in Nancy einziehen.

Beatrix von Cusance war ganz glücklich, ihren Geliebten wieder auf dem Wege guter Besserung zu sehen; sie dankte Fourier und suchte über fromme Dinge mit ihm zu reden, bemächtigte sich sogar seines Rosenkranzes. Er forderte ihn aber vom Herzoge selbst zurück mit der für Karl so bitteren Bemerkung: „Die Frau Herzogin hat ihn mir geschenkt.“ Karl IV. fühlte wohl, daß Fourier nur Nicole als rechtmäßige Gemahlin anerkannte.

Der Heilige blieb noch einige Tage, ehe er abreiste. Nach ihm zog auch Karl weg und erschien in Besançon inmitten der jubelnden Bevölkerung, die von ihrer schwärmerischen Liebe zu dem kühnen Kriegshelden trotz seiner Fehler nicht lassen mochte.

Als der Herzog nachher seines Feldzugplanes wegen nach Gray kommen mußte, besuchte er wiederum den Heiligen und dankte ihm für seine Liebe und Güte. Fourier ermahnte ihn, nicht sein Seelenheil unter dem Kriegsgetöse aus den Augen zu lassen und schickte ihn bald nachher, um ihn daran zu erinnern, ein kleines Gebetbuch. Auch sandte er ihm durch seinen jungen Diener Lebensregeln, von seiner Hand geschrieben. Karl IV. war so eingenommen für den „guten Vater“, daß er dem Magistrat von Gray anbefahl, wenn Fourier hier sterben sollte, so müsse sein Leib nach Lothringen gebracht werden, denn er wolle sein Land nicht eines Heiligen berauben lassen, der sein Ruhm und seine Zierde sei.

Beatrix von Cusance, welche dem Herzoge überall folgte, machte dem Heiligen auch einen Besuch. Er erwies

ihr keinerlei Ehrenbezeugungen als einer Herzogin, blieb kalt und unerschütterlich ernst. Die Dame mochte versuchen, was sie wollte, Fourier gab ihr gar keine Antwort und ließ sie auch allein die enge, steile Treppe hinuntergehen. Ganz verwirrt, beschämt und gedemüthigt kehrte die stolze Frau zurück. Später beschloß sie, von Karl verlassen, in Mattaincourt ihre Tage und fand sich oft zu reinigem Gebete am Grabe des Heiligen ein, an dem sie auch eine silberne Lampe stiftete.

Als um diese Zeit ein Kanoniker in Ordensangelegenheiten nach Paris zum König reisen mußte, fragte ihn die Königin-Mutter: „Ihr seid also ein Schüler des Vaters von Mattaincourt? . . . Man spricht überall davon, daß er ein Heiliger sei . . . Wo ist er jetzt? . . . Was macht er? Nachdem sie Antwort erhalten, fuhr sie fort: „Ihr könntet uns, dem Könige und mir, einen guten Dienst erweisen, wenn Ihr ihn zu uns herüberführt.“

Sie sandte darauf den Vater zu dem jungen Dauphin, dem nachmaligen Ludwig XIV., und sprach bei seiner Rückkehr: „Wenn Ihr nicht durchsetzen könnt, daß der Vater von Mattaincourt hierhin kommt, so bittet ihn wenigstens, den König und den Dauphin in sein Gebet einzuschließen.“

Der Vater richtete die Empfehlung aus; Fourier dachte aber nicht im entferntesten daran, Gastfreundschaft bei den Feinden seines Vaterlandes zu suchen oder anzunehmen.

Auch dem Gouverneur der Stadt Gray stand Fourier am Krankenlager bei. Derselbe hätte gerne noch ein Jahr gehabt, um sich besser auf den Tod vorbereiten zu können. Fourier erwiderte: „Das ist eine Gnade, um die wir Gott bitten müssen.“ Nun bat der Kranke, er möge ihm dieselbe ersuchen. „Beten wir beide darum“, sagte der Heilige, „und hoffen wir, daß Gott der Herr uns erhört.“ Der Gouverneur genas, lebte noch ein Jahr, und starb dann in seinen Armen.

„Selig der Mann, welcher nicht geht zum Räte der Bösen . . . sondern dessen Willen im Gesetze des Herrn beharrt.“ (Ps. 1, 1.)

24. Letzte Krankheit des Heiligen und glorreiches Ende.



Je mehr Fourier sich dem Ende seines irdischen Lebens nahete, um so mehr wurde er auch allem Irdischen entrückt und zum Himmlischen erhoben. Seine hl. Messe dauerte drei bis vier mal so lange, wie die anderer Priester, er vergoß so reichliche Thränen dabei, daß er drei Taschentücher gebrauchte und doch die Altartücher noch ganz durchnäßt wurden, als hätten sie im Wasser gelegen. Man beobachtete ihn durch Thürrißen und Löcher und sah ihn mehreremal von der Erde emporgehoben, in der Luft schwebend, mit ausgespannten Armen, geöffneten Lippen, flammendem Antlitze, die Augen gen Himmel gerichtet, in Ekstase.

Wenn ein feindlicher Einfall drohte, ließ er das allerheiligste Sakrament aussetzen, schrieb Buß- und Betttage aus und die Gefahren schwanden. Er war der Segen der Stadt. Alle Einwohner erkannten dies und überboten sich in Ehrenbezeugungen gegen ihn. Wollte er ausgehen, dann befahl er seinem Diener, erst nachzusehen, ob viele Leute in den Straßen wären, und wartete, bis er möglichst unbemerkt gehen konnte. Dann schlich er sich in geschnitztem Mantel, Soutane und Hut durch die stillsten Gassen, jedes alte Weib und jedes Kind demütig grüßend. Sehr oft hatte er aber seine liebe Not, die Kinder abzuwehren, welche den Saum seines Mantels küssen wollten. Einige Kinder nannten ihn einst „den heiligen Vater;“ er geriet darüber in solche Trauer, daß er zwei Stunden trostlos weinte und man die Mutter der Kinder benachrichtigen mußte, daß dies nicht mehr geschehe.

Ein Priester warf sich ein anderes Mal mitten im Staub der Straße vor ihm nieder und bat um seinen Segen. Fourier kniete neben ihm nieder und zwang jenen zuerst aufzustehen.

Da er von einer armen Frau gelegentlich auf der Straße angehalten wurde, blieb er mit entblößtem Haupte

bei ihr im Regen stehen und zwar gerade unter einer Dachrinne, ohne auch nur einen Schritt beiseite zu treten. Mittlerweile erfuhr Karl IV., daß Fouriers Schwestern in Gray Mangel litten. Sofort sandte er mit einem huldvollen Schreiben ein beträchtliches Geschenk, so daß Fourier in seiner Demut erst in den Briefen der Kirchenväter Augustin, Basilus, Gregor von Nazianz u. s. w. nach einem Muster für eine Antwort suchte.

Die Bürger boten ihm auch ein Haus an zur Gründung eines Seminars; er sollte zur Haltung einer Lateinschule zwei Patres stellen. Mit Freuden ging er darauf ein und begann mit den untersten Klassen. Aber die Anstalt gedieh nur langsam; die Patres, welche den Unterricht leiteten, wurden nacheinander krank. Nun machte Fourier sich zu ihrem Krankenwärter und ging außerdem noch zu den Kindern in die Schule, um die Stelle der Lehrer zu vertreten. Für die Kinder hatte er sein ganzes Leben lang gearbeitet, mit ihnen beschäftigte er sich auch in seinen letzten Tagen.

Er trat in das Klassenzimmer, den Stoch in der einen, den Hut in der andern Hand, und setzte sich statt aufs Katheder, zu den Schülern auf eine Bank, bedeckte sich auch nicht eher, bis sie selbst ihn darum ersuchten. Er unterrichtete nun in aller Liebe und Geduld, bis seine Gefährten gesundeten. Einem sagte er voraus, daß er an dieser Krankheit nicht sterben, sondern ein hohes Alter erreichen werde; „was mich selbst aber betrifft, sprach er, so nähere ich mich dem Ende meiner Tage.“

„Gott sei Dank,“ fuhr er fort, „ich brauche keine Selbstüberhebung zu fürchten, aber wenn ich bedenke, daß ich so viele Jahre Brevier gebetet und mit so wenig Andacht die hl. Messe gelesen habe, muß ich wohl für meine letzten Augenblicke eine Versuchung zur Verzweiflung befürchten. Ich bitte Euch, Pater, wenn ihr mich in einer solchen sehet, so wiederholt mir oft die Worte: „Habemus bonum Dominum et bonam Dominam.“

Er fühlte den nahen Tod. Der Mutter Margareta, welche ihm einzig noch von seinen ersten Schwestern übrig geblieben war, sandte er auf ihren Vorwurf, daß er so selten mehr schreibe, einen letzten Brief zum Abschied von dieser Welt.

„Jeden Abend,“ schrieb er ihr, „nehme ich gegen neun Uhr ein schönes Marienbildchen, wende mich der Gegend zu, wo euer Kloster liegt, mache mit dem Bilde das Kreuzzeichen und spreche für die Mutter und die guten Schwestern (nicht für die bösen) die Segensworte: *Nos cum prole pia benedicat Virgo Maria . . . In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen. . . .* Liebe Schwestern, sprecht auch Amen um dieselbe Zeit, nachdem die jüngste Professschwester die Worte vorgebetet hat: *Nos cum prole pia benedicat Virgo Maria!*“

Während er am Krankenbette seiner Mitbrüder verweilte, und wenn er sonst von der Schule frei war, schrieb er an den großen Konstitutionen für seine beiden Kongregationen. Beide Schriften wären eines Abends beinahe ein Raub der Flammen geworden; sie blieben nur wie durch ein Wunder unverfehrt. Den Heiligen übermannte bei der Arbeit der Schlaf; das Licht brannte nieder und verzehrte alle Papiere, welche auf dem Tische lagen, die Schriften ausgenommen, welche die Konstitutionen enthielten. Diese erhielten so gleichsam eine göttliche Bestätigung.

Während seine frankten Mitbrüder langsam genasen, packte ihn wiederholt ein Fieber. Wenn er nicht arbeiten konnte, betete er und wiederholte unter Thränen seinen Lieblingspruch: *Monstra te esse matrem!* Eines Tages, da er die Augen vor Schmerzen kaum öffnen konnte, hatte er doch ein Buch vor sich liegen. Pater Georg fragte ihn: „Wozu dies Buch, da Ihr doch nicht lesen könnt?“ „D“, antwortete er, „es genügt nur, daß mein Blick zuweilen auf eine schöne Stelle fällt, welche mir neuen Stoff zur Betrachtung bietet.“

Dem Arzte leistete er willigen Gehorsam, scherzte aber, seine Mühe sei vergebens; er habe nachts ein Zwiegespräch

mit seinem Fieber gehabt, und das habe zum Schlusse gesagt: „Non est qui te de manu mea possit eruere. „Keiner ist, der dich aus meiner Hand erretten kann.“

Ein Monat verfloß; brennender Durst quälte den Kranken. Eines Tages reichte man ihm ein Glas Wasser. Er nahm es, betrachtete es einige Augenblicke und gab es dann in heroischer Selbstüberwindung mit den Worten zurück: „Es nützt nichts, daß ich trinke, der Durst kommt doch wieder.“

Bei dem Superior der Jesuiten in Gray legte er nochmals eine Generalbeichte ab und beglich seine Rechnung mit dem Himmel unter heißen Reuethränen; nicht den Schatten einer schweren Sünde hatte er sich vorzuwerfen. Aber er erinnerte die Patres oft an die Trostworte: *Habeamus bonum Dominum et bonam Dominam*, die sie ihm versprechen sollten, betete selbst oft und oft: *Monstra te esse matrem* und ließ sich Stellen aus seinem „goldenen Buch“, der Nachfolge Christi von Thomas von Kempen, und den Tod seines Ordenspatrones, des hl. Augustin, vorlesen.

Am Feste der unbefleckten Empfängnis empfing er die hl. Kommunion und bat vorher die Patres, mit ihm das „Miserere“ zu beten. Schrecken ergriff ihn bei den Worten: „*Ne projicias me a facie tua*“ und er ließ sie sich dreimal wiederholen, während ein Thränenstrom seinen Augen entstürzte. Nach dem Miserere trat ein Pater zu ihm und fragte ihn, ob er die Worte „*Domine non sum dignus*“ selbst beten könne? „Ach ja,“ antwortete er, die Frage in seiner Demut anders deutend als sie gemeint war, mit einem tiefen Seufzer, „das kann ich wohl sagen.“ Und als er die hl. Hostie in der Hand des Paters erblickte, sprach er: „*Domine non sum dignus.*“ O Herr ich bin nicht würdig, daß Du zu mir kommst, ich verdiente vielmehr den Raben und Hunden zum Fraße vorgeworfen zu werden.“

Alle zerflossen in Thränen. Der Heilige verharrte nach dem Empfang der hl. Kommunion einige Zeit in

tiefem Schweigen. Dann entlangen sich seinen zitternden Lippen die Worte: „Quid retribuam Domino? Quid retribuam Domino?“ Was soll ich dir wiedergeben, o Herr, für alle die Gnade, welche du mir erwiesen hast? Genügt es dir, meine Dankbarkeit zu bezeugen, daß ich den Kelch des Leidens gerne hinnehme? Wenn das ist, o Herr, dann habe ich kein anderes Verlangen, wofern ich nur in deiner Gnade sterbe.“ Darauf begann er langsam, jedes Wort betonend, das Benedicite zu beten und brachte damit einen großen Teil des Tages zu.

Am folgenden Tage übergab er dem Pater Georg die Konstitutionen für die Schwestern und sprach: „Das ist mein Testament, mein letzter Wille und auch der Wille Gottes; denn ich habe nichts davon geschrieben, ohne bei der hl. Messe den Beistand des Hl. Geistes angerufen zu haben und ohne viel Gebet, Fasten und andere Werke der Abtötungen. Ich nehme Euch zum Zeugen und lege Euch auf, dies überall zu sagen: daß ich die nicht für Religiösen der Kongregation halte, welche sie nicht annehmen und beobachten, besonders in Betreff der Klausur und des Gelübdes der Armut.“

Für die Kanoniker hinterließ er nur unvollendete Konstitutionen, da er immer erst aus der Erfahrung schöpfen wollte; seine Briefe ergänzten aber das Fehlende reichlich. Diese wurden nach seinem Tode alle gesammelt und dem Generalobern zur Verfügung gestellt.

Den Tag brachte er in steter Sammlung zu und schickte abends, mit Ausnahme eines einzigen, alle zur Ruhe. Bald aber fragte er, wie viel Uhr es sei, und sprach, als er hörte, es sei bald neun: „So rufet die Patres, denn der Augenblick naht.“

Mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft richtete er an die Versammelten seine letzten Ermahnungen. Ermüdet ruhte er dann ein wenig, fragte aber oft nach der Zeit. Um zehn Uhr verlangte er nach der letzten Dlung. Während der Salbung wurde sein Antlitz immer heiterer; er heftete

seine Augen bald auf das Kreuzifix, bald auf ein Muttergottesbild und betete:

„Deus meus, ne derelinquas me in hora mortis!
Virgo sancta, in qua semper reposita fuit mea fiducia,
adjuva me.“

„Mein Gott, verlasse mich nicht in der Stunde meines Todes! Heilige Jungfrau, auf der stets mein Vertrauen ruhte, hilf mir!“

Gegen elf Uhr küßte er seinen Rosenkranz und die Medaille an demselben und bezeichnete sich dreimal mit dem Zeichen des hl. Kreuzes, immerfort bewegte er die Lippen im Gebet. Bald begann der Todeskampf. Die Patres wiederholten oft die ihnen empfohlenen Worte: Habemus bonum Dominum et bonam Dominam. Der Sterbende sprach selber noch einmal mit Anstrengung dieselben Worte aus, zog die Unterlippe ein wenig zusammen, und darauf hauchte er ohne ein anderes Zeichen seine heilige Seele aus. Es war halb zwölf Uhr abends, am neunten Dezember des Jahres 1640.

In derselben Stunde sahen die Schildwachen auf den Wällen über dem Sterbehause eine feurige Kugel aufsteigen, sich sehr hoch in gerader Richtung erheben und darauf nach Lothringen hin verschwinden. Dies war das erste Zeichen der Verherrlichung, welche Jesus seinen treuen Dienern verheißen hat.

„Wenn jemand mir dienet, so wird ihn mein Vater verherrlichen, der im Himmel ist.“ Joh. 12. 26.

25. Nach Mattaincourt.



Nachdem sich unter den Patres der erste Schmerz gelegt hatte, dachte man an die Einbalsamierung der Leiche, um sie in das für die Generalobern bestimmte Grabgewölbe im Seminar zu Pont-a-Mousson zu übertragen.

Der Körper des Heiligen war erschrecklich mager; zwischen den Schultern fand man eine breite Wunde und eben-

falls eine in der Seite; sie rührten her von der beständigen nächtlichen Geißelung und waren voller Würmer. Am linken Beine hatte er sich auch noch eine seit zwanzig Jahren offen gehalten. Seine Kniee hatten sich mit dicken Schwielen bedeckt, weil er knieend betete und arbeitete. Die Fußnägel waren ganz in das Fleisch hinein verwachsen und mußten ihm empfindliche Schmerzen bereitet haben.

Die inneren edleren Teile aber befanden sich noch im besten Zustande, und die Ärzte meinten, ohne die grausamen Abtötungen hätte der Heilige wohl noch zwanzig Jahre leben können. Es fand sich kaum ein kleines Glas voll Blut im ganzen Körper; den Rest trocknete man mit Tüchern auf, welche als Reliquien aufbewahrt wurden.

Als sich im Volke die Kunde von dem Tode verbreitete, hörte man überall sagen: der Heilige ist gestorben. Eine ungeheuere Menschenmenge drängte sich in das Seminar, um den Verstorbenen noch einmal zu sehen. Man mußte die größte Wachsamkeit anwenden, um fromme Erzeße zu verhindern; eine Frau versuchte sogar mit einer Schere einen Finger vom Leichnam zu trennen.

Da Fourier ganz arm gestorben war, wurden die Leichenfeierlichkeiten auf Kosten der Stadt begangen, und zwar mit der Pracht, welche sonst nur für Könige und Fürsten gebräuchlich war. Darauf fand die vorläufige Bestattung in der Pfarrkirche statt.

Die herzogliche Familie und besonders Karl IV. nahmen an der allgemeinen Landestrauer den innigsten Anteil. Karl schrieb an Vater Terrel: „Auf das schmerzlichste fühle ich den Verlust des guten Vaters von Mattaincourt; er war unser Trost in dieser Zeit der Trübsal. Indes wollen wir nichts unterlassen, um ihm auch in dieser Welt die gebührende Ehre zu erzeigen, und alles thun, um seine sterblichen Reste sobald als möglich nach Lothringen zurückzubringen. Ich werde mein Möglichstes bei der Infantin thun (Gray gehörte zum Territorium Spaniens), aber oft widersehen sich diese Herren Bürger und handeln nur nach ihrem eignen Kopfe.“

Das thaten die von Gray auch redlich in dieser Gelegenheit, mußten aber endlich den bestimmten Befehlen der spanischen Regierung gehorchen und überließen den Kanonikern den Leib ihres heiligen Vaters, wogegen ihre Stadt das Herz behalten durfte.

Unter dem Geläute der Glocken und dem Geleite des Volkes und aller Standesperjonen wurde dann der Leib des Heiligen zur Stadt hinausgeführt und es begann ein wahrer Triumphzug durch das Land. Überall kam dem Zuge die Ordensgeistlichkeit mit Kreuz und Fahnen und vielem Volke entgegen und sang statt des Miserere und De profundis Lob- und Dankeslieder.

Karl IV., welcher damals den „kleinen Frieden“ mit Frankreich geschlossen hatte, erwartete den Zug zu Epinal. Es ergaben sich jedoch Schwierigkeiten, man wollte auf dem kürzesten Weg nach Pont-a-Mousson. Als aber Pater Hannus, der Pfarrer von Mattaincourt, Fourniers Nachfolger, mit einer Prozession ihnen entgegenkam und sie bat, erst in Mattaincourt einzufehren, konnten die Patres diese Bitte wohl kaum abschlagen und brachten den Leichnam zur Pfarrkirche.

Nun zeigte sich aber eine solche Begeisterung, Anhänglichkeit und Liebe des Volkes, welches nicht aus der Kirche wich, daß den Patres bange wurde. Am andern Morgen konnten sie wirklich nicht weiter; das Volk hielt den Sarg belagert und bewacht gegen jeden, der ihn anrühren wollte. Es half den Patres wenig, daß sie sich an Karl um Hilfe wendeten; dessen Befehle wurden einfach nicht gehört. Selbst als Soldaten kamen, wich das Volk nicht. Im Gegenteil, beim ersten Alarmzeichen eilten alle zur Kirche, verbarrikadierten sich, schrien über unmenschliche Grausamkeit, flehten den Verstorbenen um seine Hilfe an. Der kommandierende Offizier fragte die Patres, ob er denn gegen Wehrlose, gegen die Weiberhaufen, mit Waffengewalt vorgehen solle? Die Patres sahen ein, daß nichts zu machen sei; die Sache währte schon zwei Monate, und Karl IV., der sich mit Frankreich wieder überworfen hatte, verließ sein

Land von neuem. Zwölf Bürger von Mattaincourt machten sich überdies in der Nacht vom 16. auf den 17. August daran, den Leichnam in der Mitte des Schiffes unter dem großen Kruzifixe, wie Fourier es als Pfarrer gewünscht hatte, zu begraben. Niemand sonst merkte es, am andern Morgen war der Sarg verschwunden.

Die Patres bedachten, daß die Kirche, als dem Seminar unterstehend, ihnen ja doch gehöre und fügten sich in das Unvermeidliche. Immerhin blieb ja einer von ihnen als Pfarrer an der Kirche und im Städtchen.

Bald begannen zu dem Grabe Wallfahrten von nah und fern. Man kam aus Burgund, Frankreich, Flandern, Belgien, Elsaß, aus den Niederlanden, aus der Schweiz und aus Deutschland. Das Grab wurde auf allgemeines Verlangen mit einem breiten Decksteine, einem kleinen Monumente und einer Inschrift geschmückt. Letztere lautete:

Hic jacet Corpus Reverendi Patris
 Petri Forerii Pastoris Loci
 De Mattaincourt Reformatoris
 Et Generalis Canonicorum Regularium
 Congregationis Salvatoris Nostri
 Et Institutoris Monialium Congregationis
 Dominae Nostrae. Obiit Die Nono
 X^{bris} 1640.

26. Schluß.

er Heilige wurde in den Häusern seiner Stiftung nicht minder verehrt wie in seiner Pfarrei. Überall stellte man sein Bild auf. Seine Nachfolger im Generalate wendeten sich nach Rom, um ihm die Ehre der Altäre zu erwirken. Die Verhandlungen dazu begannen sechszehn Jahre nach seinem hl. Tode und endeten im Jahre 1730 mit der feierlichen Seligsprechung.

An seinem Grabe und auf seine Anrufung hin waren genug Wunder erfolgt, so daß die mit peinlicher Gewissen-

haftigkeit geführte Untersuchung ein glänzendes Resultat ergab. Auch ruhte auf seinem Leben kein Makel; wenn uns aber manches darin befremdlich oder sogar gegen den Gebrauch der Kirche erschienen ist, so genügt es zu wissen, daß die Sonderbarkeiten alle im Seligsprechungsprozeß zur Sprache gekommen und zu seinen Ungunsten ausgebeutet worden sind. Sie wurzelten jedoch alle schließlich — und durften deshalb nicht in die Wagschale fallen — nur in einem Uebermaß von Demut, Liebe und Eifer. Alle Tugenden fanden sich dagegen in ihm, in seinem Leben und Wirken, in einem heroischen Grade vor.

Von den Wundern, womit Gott der Herr die außerordentliche Tugend seines eifrigen Dieners beglaubigte und verherrlichte, sind schon manche erzählt worden, die zu Lebzeiten Fouriers geschehen sind. Erwähnen wir noch das eine oder das andere von jenen, welche nach seinem Tode auf seine Aufrufung hin geschehen und im Prozeß seiner Seligsprechung beglaubigt worden sind.

1670 spielten zu Toul zwei Knaben, Johannes und Nikolaus von Suz, an einem Karren, der mit einem Faße Wein beladen war. Der Karren stürzte um, das Faß fiel auf die Kinder und drückte ihnen die Brust ein. Als der Eigentümer erschien, waren die Knaben tot; keine Belebungsversuche halfen. Da legte man ihnen ein Küsschen auf, welches Fourier getragen hatte, und es kehrte Wärme und Leben in die erstarrten Glieder zurück. Die Knaben öffneten die Augen, standen auf, redeten und waren vollkommen hergestellt, ohne eine Spur von den tödlichen Verletzungen zu behalten. Am nächsten Morgen sah man sie mit ihrem Vater, einem angesehenen Ratsherrn, zur Kirche der Kanoniker vom hl. Augustinus gehen.

1679 erinnerte sich eine Schwester Unserer Lieben Frau zu Bitri, Namens Ursula Faudel, die beinahe ein Jahr lang an heftigem Fieber litt und nach der Aussage des Arztes am 10. Dezember den Abend nicht mehr erleben sollte, daß sie in der Tasche ihres Habits einen Brief und Haare von dem heiligen Ordensstifter habe, und sie ließ

sich dieselben auf das Haupt legen. Sogleich fiel sie in einen tiefen Schlaf, und als eine Mitschwester, welcher dies bei der dem Sterben nahen Kranken verdächtig schien, sie rüttelte und aufweckte, erwachte sie munter und gesund und verkündete allen, Peter Fourier habe sie geheilt; denn mit ihm habe sie geredet und ihn um ihre Gesundheit gebeten, damit sie die Mädchen in der Schule wieder unterrichten könne. Sie, die sich seit sechs Monaten ohne fremde Hülfe nicht mehr hatte bewegen können, stand auf, betete mit den Schwestern die Litanei, ging zur Dankagung in das Chor und sang das Te Deum. Am andern Tage arbeitete sie wie gewöhnlich.

Ein junger Mann endlich aus dem Dorfe Adompt, ebenfalls im Bistum Toul, führte seine Mutter, welche wegen eines Hüftschadens durchaus nicht mehr ohne Krücken gehen und stehen konnte, zu Pferde nach Mattaincourt zum Grabe des Heiligen. Dort angelangt, warf sie sich zu Boden und betete um ihre Gesundheit. Sie geriet in einen leichten Schlummer und fühlte sich darnach ganz gestärkt, wie neugeboren. Ohne Hülfe anderer legte sie die sechs Meilen des Rückweges zu Fuße zurück.

Der Thatfachen ließen sich noch eine Menge anführen. Das Volk glaubte auch fest, daß Fourier ein Wunderthäter und Heiliger sei. Werfen wir noch einen Blick auf seine Wirksamkeit und seine Stellung im Heilsplane Gottes. Durch keinen Geringeren als Lacordaire, einen Fürsten der geistlichen Beredsamkeit, ist im Jahre 1853 ein Bild seines Wirkens vor uns entrollt worden:

„Öffnet man zum ersten Male,“ spricht er, „die Geschichte des hl. Fourier, so vermag der Leser nicht sogleich den wahren Charakter dieser schönen Erscheinung zu entdecken. Es drängt sich ihm die Frage auf, was der Mann eigentlich gewesen, dessen Züge vor ihm auftauchen. Denn in dem, was Gottes ist, hat Fouriers Hand an allem mitgearbeitet. Als Seelenhirt, Stifter eines Ordens, Reformator eines andern, Ratgeber seines Fürsten und seines Landes, hat er mit seiner Persönlichkeit Erinnerungen verknüpft,

welche für mehr als ein hervorragendes Leben hinreichen würden. Bei so vielen Werken und Tugenden kann man nicht leicht herausfinden, welches die vorzüglichste Bestimmung war, die ihm Gottes Vorsehung zugedacht hatte. Je mehr man sich jedoch in die Betrachtung dieser reichen Erscheinung vertieft, um so mehr läßt sich doch das geheimnisvolle Band erkennen, welches alles zu harmonischer Einheit verknüpfte. Fourier steht nicht in der Reihe der aus-erlesenen großen Ordensstifter; kein hl. Benedikt, kein Dominikus, kein Franziskus von Assisi, steht er ebenso wenig einem hl. Bernhard gleich in der Wiederaufrichtung und Belebung einer verfallenen Schöpfung. Seine umfassendere Aufgabe gestattete ihm solch großartige Stiftungen und Reformen nicht, und die mehr sich verteilenden Strahlen seines Ruhmes erscheinen weniger glänzend in dem Punkte, in welchem der Ruhm jener Männer sich vereinigt.

„Was war er denn? Welchen Namen soll man ihm geben? Welches ist die schönste und hervorragendste Krone, welche diesem Haupte gebührt, das deren mehrere trug?

„Fourier war ein hl. Priester. In diesen Worten ist sein Leben zusammengefaßt, dies erklärt seine Mannigfaltigkeit und bildet zugleich das Band seiner Einheit.

„Er war ein hl. Priester, und wenn die Vorsehung ihm hier sein Grab anwies in der Nähe jener Seelen, deren Hirt er vierzig Jahr lang gewesen, und nicht an einem Orte, wo ihn größere Pracht umgeben würde, so wollte sie uns damit wohl den wahren Charakter ihres Dieners enthüllen. Aber dieser anspruchslose, so lange Jahre in dem Pfarrhause eines armen Dorfes verborgene Priester war eingeweiht in die wichtigsten Geheimnisse seiner Zeit. Er kannte die Herzen der Fürsten, und sein Rat übte Einfluß auf die Geschicke seines Landes. Selbst Leiden sollte er zu erdulden haben, welche sonst nur die Großen der Erde treffen; in der Verbannung sollte er sterben, und nachdem er in der Hütte gelebt, konnte man ihn einem jener alten Römer gleich erachten, die, vom Pfluge zum Konsulate berufen, von der Höhe des Herrschers in Unglück hinabstiegen. Ja Fourier

war ein hl. Priester und ein großer Bürger zugleich. Der Priester und der Bürger leisteten sich am Herzen Gottes jene gegenseitige, wenn auch in ihrer Art verschiedene Hilfe, die beide zu ihrer Größe erhob.“

Lacordaire scheint fast die Wirksamkeit und das Verdienst des Heiligen als Stifter und Reformator zu unterschätzen. Diese seine doppelte Wirksamkeit pflanzt sich noch immerdar zum größten Segen der Kirche und der Menschheit fort.

Auf dem Sterbebette konnte Fourier bereits auf acht- undvierzig Niederlassungen zurückblicken. In der französischen Revolution gingen zwar fast alle unter; aber die zerstreuten Schwestern sammelten sich wieder, um das zerstörte Werk aufzubauen. Es gelang, und 1873 zählte Frankreich achtzig, Amerika siebenzig Häuser.

Neben ihnen bildete sich schon frühe ein dritter Orden der Schulschwestern, welche ganz nach den Regeln der andern lebten, aber keine Klausur hatten. Sie blühten anfangs zumeist in Kanada, zählen aber gegenwärtig in Amerika allein etwa achtzig Häuser.

Die regulierten Kanoniker breiteten sich langsamer aus, waren aber durch ihre Stellung mehr wie die Ordensschwestern dem Einflusse des jeweiligen Zeitgeistes ausgesetzt. Besonders schlimm erging es ihnen, als ihre angestammten Herzöge das Land verließen, es gegen ein italiisches Fürstentum vertauschten und endlich Lothringen nach dem Tode des aus Polen empfangenen Herrschers Stanislaus an Frankreich fiel. Sie ließen die königliche Gewalt selbst auf das Gelübde des Gehorsams einen wesentlichen Einfluß ausüben, verloren den guten Geist und durch Aufnahme schlecht vorbereiteter und geprüfter Novizen die gute Zucht. Die Revolution vernichtete all ihre Werke. Um die Mitte dieses Jahrhunderts hat aber ein Professor des Seminars zu Verdun, Abbe Bantrot, ein ständiger Besucher von Matincourt, eine Auferweckung der Reform unsers Heiligen versucht, und unter dem Titel „Regulierte Kleriker,“ wieder Religiösen versammelt, welche im Jahre 1851 ein neues

religiöses Leben begonnen haben im Geiste ihres Patrons, des hl. Petrus Fourier. Seinem Schutze halten sie sich und die Schwestern Unserer Lieben Frau empfohlen, und beten im Offizium seines Festes:

O Gott, der du den hl. Petrus Fourier in brennendster Liebe mit dir verbunden, und ihm den Wahlspruch einzugeben dich gewürdigt hast: niemand zu schädigen, allen zu nützen, verleihe gnädig, daß wir uns in eben solchen Gebeten und guten Beispielen, die dir wohlgefallen und uns und andern wahrhaft nützen, beharrlich üben. Durch unsern Herrn Jesus Christus, der mit dir lebet und regieret in Einigkeit des hl. Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Papst Leo XIII. aber hat ihrem Stifter und Schutzpatron um Pfingsten 1898 die höchste Ehre in der Kirche Gottes, den Ruhmestitel eines Heiligen, verliehen.



Von demselben Verfasser sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der letzte Franziskaner zu Berlin. Historisch-chronikalische Erzählung. Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. Geheftet M. 3,00. Gebunden M. 4,00. 1897.

„Eduard Müller.“ Der priesterliche Volksfreund. Ein Lebensbild. Berlin 1898. Verlag der Märk. Volkszeitung. M. 0,30.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil. Jugendleben.

	Seite.
1. Heimat, Eltern, Geburt, Taufe	7
2. Prophetischer Schimmer	10
3. Beim Spiele. Jung gewohnt, alt gethan. Der kleine Vorbeter	13
4. In Haus und Schule. Gehorsam. Fleiß. Sanftmut	17
5. Der kleine Pfarrer	23
6. Privatunterricht. Trennung vom Elternhause	28
7. Pont-a-Mousson, die Universität. Des Vaters Meinung	31
8. Peter Fourier, studiosus litterarum	34
9. Ascese	37
10. Ferien. Marianische Sodalität. Humaniora. Schöne Wissenschaften	39
11. Der Freundeskreis	42
12. Die Lilie unter Dornen. Strengheiten. Des Vaters Er- mahnungen. Ferienreise	45
13. Am Grabe der Mutter. Eine Stiefmutter. Rhetorik	48
14. Peter Fourier, studiosus philosophiae und Präzeptor	52
15. Drei Freunde und eine Entscheidung	57
16. Die Augustiner-Chorherren	59
17. Im Noviziat	64
18. Die hl. Gelübde	70
19. Die hl. Weihen	72
20. Primiz	75

Zweiter Teil. Priesterleben.

1. Peter Fourier wieder an der Universität: Lockungen der Welt	81
---	----

2. Profuratur und erste Seelsorge	87
3. Verfolgungen in der Abtei	92
4. Tod des Vaters. Wahl einer Pfarrstelle	96
5. Zustand von Mattaincourt. Erste kirchliche Funktionen	101
6. Apostolische Armut	107
7. Vorsicht im Umgang	110
8. Küche und Keller. Lange Fastenzeit. Gastfreundschaft	113
9. Nacharbeit	117
10. Pastoralstudien	120
11. Nota »Meas«. Zwei Trauungen	122
12. Fourier als Dorfrichter	124
13. Seine Armen-Verwaltung und Krankenpflege	129
14. Das Festmahl. Der Armentisch. Der gute Vater. Die Unterstützungsasse	135
15. Der Pfarrer im Sakristandienste	140
16. Musica sacra	143
17. Prediger und Katechet. Schauspiel in der Kirche. Von Haus zu Haus	148
18. Feuereifer	155
19. Im Beichtstuhl	158
20. Frühlingszeiten	162
21. Die vierte Klasse. Das Hexengericht. Moderner Aberglauben	168
22. Ein böses Weib	171
23. Ein gesuchter Beichtvater	174
24. Im Verkehre mit den Konfratres. Auf der Mission. Zwei Reizer	180



Dritter Teil. Ordensstifter und Reformator.

1. Entstehung der Genossenschaft Unserer Lieben Frau (Notre Dame)	187
2. Die Exercitien der Postulantinnen	193
3. Die erste Schule. Breviergebet. Bußübungen. Die erste Regel	197
4. Prüfungszeit. Armut. Demütigungen. Verschleihte Be- rufszweifel	202

5. Wallfahrt. Haus in St. Michel, Nancy. Pont-a-Mousson. Demut des Heiligen	207
6. Freunde der Kongregation. Schwester Alegias Prüfungen. Fouriers Nachquartier	212
7. Eitle, kranke und arme Schwestern. Einkleidung und Klausur zu Nancy	217
8. Fouriers Unfall. Weissagung und Verückung. Eine Totenerweckung	225
9. Krankheit des Heiligen. Ein Bischof und ein Priester. Ein Sakristan	231
10. Mutter Alegias Tod	235
11. Reform der Augustiner-Chorherrn. Heilung des Prinzen Karl	238
12. Fourier als Novizenmeister	246
13. Ausbreitung der Reform. Fourier krank. Fourier als Bettler. Die neue Soutane	254
14. Zwei Heilungen. Wetteifer der Abteien von Luneville und St. Pierremont	261
15. Die Abtei von St. Nikolaß. In Verückung; die keßerischen Weiber	264
16. Trübe Zeiten. Guinets Priesterweihe. Heroische Tugend- übungen. Dämonische Erscheinungen	269
17. Guinet Generaloberer. Widerstand der Bischöfe. Pest und Hungersnot	275
18. Guinets Tod. Fourier Generaloberer. Politische Drang- sale	281
19. Wunder und Weissagungen	286
20. Peter Fourier in Metz. Der Grobshnied. Ein Verwandter. Barmherzigkeit gegen die Tiere	290
21. Reiseerlebnisse	293
22. In der Verbannung	297
23. Fourier und Karl IV. von Lothringen	301
24. Letzte Krankheit des Heiligen und glorreiches Ende	308
25. Nach Mattaincourt	313
26. Schluß	316



